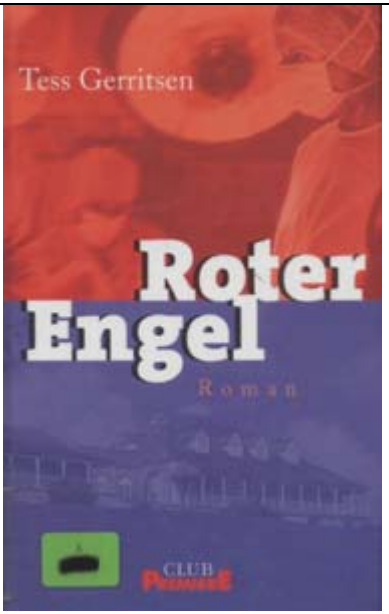

Tess Gerritsen

Roter Engel

scanned by unknown
corrected by ab

Was geht vor in Brant Hill? Zwei Patienten der Seniorenresidenz sterben innerhalb kürzester Zeit – beide an der Creuzfeldt-Jakob-Krankheit.
Die Ärztin Dr. Toby Harper vermutet, daß die verjüngenden Hormonkuren, die den Pensionären verordnet werden, die Infektionsquelle sind.
In den oberen Etagen von Brant Hill wird man nervös: Gelangen Tobys Nachforschungen an die Öffentlichkeit, ist das lukrative Geschäft mit der Jugend auf Rezept ruiniert. Um das zu verhindern, ist die Leitung zu allem bereit. Und gegen Skrupellosigkeit gibt es noch keine Medizin.

ISBN:
Original: Lite Support
Aus dem Amerikanischen von Klaus Kamberger
Verlag: Bertelsmann Club GmbH
Erscheinungsjahr: 1998
Umschlaggestaltung: init, Bielefeld

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Buch

Der nächtliche Bereitschaftsdienst verspricht ruhig zu verlaufen, was Dr. Toby Harper recht gelegen kommt. Mittlerweile weiß Toby den Wechsel zum Springer-Hospital durchaus zu schätzen, obwohl sie voller Stolz auf ihre hektische Zeit als Assistenzärztin an einer Großstadt-Klinik ist.

Kein Krankenhaus der Welt hätte dem Mann helfen können, der während dieser Nacht plötzlich in der Notaufnahme erscheint.

Er redet wirr vor sich hin, spricht kaum auf die Behandlung an – und plötzlich ist er spurlos verschwunden.

Toby gerät unter Beschuß der Verwaltung des Springer-Hospitals, weil sie einen Patienten sprichwörtlich verloren hat.

Voller Angst, eine lebensrettende Behandlung versäumt zu haben, beschließt Toby, den Mann zu finden. Sie stürzt sich um so intensiver in die gefährlichen Nachforschungen, als ein weiterer Patient mit den gleichen Symptomen im Krankenhaus qualvoll stirbt. Der Pathologe Daniel Dvorak macht die erschreckende Entdeckung, daß es sich um die Creuzfeldt-Jakob-Krankheit handelt – und daß der Tote sich nur durch eine direkte Übertragung des kranken Gewebes infizieren konnte.

Mit Daniels Hilfe versucht Toby, den Ausgangspunkt der Krankheit zu entdecken. Ihre Suche führt sie zu einer schwangeren Prostituierten, die in ein geheimnisvoll abgeschiedenes Altenheim bestellt wurde: das Brant Hill.

Und dann entdeckt Toby das Unglaubliche: einen bösartig berechneten Plan, der der tödlichen Seuche zugrunde liegt.

Autor

Tess Gerritsen beendete ihre Laufbahn als erfolgreiche Internistin, um ihre Kinder zu erziehen und sich ganz dem Schreiben zu widmen. Ihr erster Thriller *Kalte Herzen* war ein vielbeachteter NEW-YORK-TlMES-Bestseller. Sie lebt in Maine/USA.

Für Jacob, Adam und Josh, den Männern in meinem Leben

Mein Dank geht an Emily Bestier, die einem Buch nur Gutes tut;

Ross Davis, M. D., Neurochirurg und Freund der Renaissance;

Jack Young, der auch meine abseitigsten Fragen liebenswürdig beantwortete;

Petty Kahn, für all ihre Unterstützung bei der Recherche;

Jane Berkey und Don Cleary, meinen Führern in der Verlagslandschaft;

und vor allem an Meg Ruley, die mir immer die passende Richtung wies – und mich dann begleitete.

1

So ein Skalpell ist wunderschön.

Das war Dr. Stanley Mackie zuvor nie aufgefallen. Doch als er jetzt, den Kopf gesenkt, unter den hellen OP-Lampen stand, gefiel es ihm, wie die scharfe Schneide das Licht funkelnd reflektierte. Ein kleines Kunstwerk, dieses halbmondförmige, rasiermesserscharfe Stück aus rostfreiem Stahl. So schön, daß er kaum wagte, es in die Hand zu nehmen, weil er fürchtete, am Ende seine magische Aura zu zerstören. Auf der Klinge spiegelte sich das Licht in seinem ganzen Spektrum, wie ein kleiner Regenbogen.

»Dr. Mackie? Stimmt etwas nicht?«

Er sah auf. Die OP-Schwester neben ihm runzelte die Stirn über ihrem Mundschutz. Er hatte bisher noch nie gemerkt, wie grün ihre Augen waren. Anscheinend sah er eine Menge Dinge zum erstenmal, oder er nahm sie erstmals zur Kenntnis. Ihre zarte, cremefarbene Haut. Die Ader, die über ihre Schläfe lief.

Das kleine Muttermal direkt über ihrer Augenbraue. War es wirklich ein Muttermal? Es bewegte sich, kroch wie ein mehrbeiniges Insekt auf ihren Augenwinkel zu …

»Stan?« Dr. Rudman, der Anästhesist, wandte sich an ihn. Seine Stimme fuhr in Mackies Gedanken. »Geht es Ihnen gut?«

Mackie schüttelte den Kopf. Das Insekt verschwand. Es war jetzt wieder ein Muttermal, ein kleiner dunkler Pigmentfleck auf der blassen Haut der Schwester. Er holte tief Luft, nahm das Skalpell vom Instrumententablett und sah auf die Frau vor ihm auf dem Operationstisch.

Die Overhead-Lampe war bereits auf das Abdomen der Patientin ausgerichtet. Die blauen Abdecktücher gaben ein Rechteck frei, das ihre Haut zeigte. Es war ein schöner, flacher Bauch mit den Konturen eines Bikinihöschens, die die beiden hochstehenden Hüftknochen miteinander verbanden – ein seltener Anblick in dieser Zeit der Schneegestöber und der winterblassen Gesichter. Was für eine Schande, daß er in diese jungfräuliche Bauchdecke einen Schnitt machen mußte. Bestimmt würde die Blinddarmnarbe in Hinkunft all die schönen karibischen Brauntöne verschandeln.

Er setzte die Spitze der Klinge auf die Haut, genau auf den Mac-Burney-Punkt zwischen dem Nabel und dem hervorstehenden rechten Hüftknochen. Annähernd der Punkt, an dem der Appendix sich befand. Das Skalpell war stichbereit an der Stelle, da hielt er plötzlich inne.

Seine Hand zitterte.

Er verstand es nicht. Das war ihm bisher noch nie passiert.

Stanley Mackie hatte immer die ruhigsten Hände gehabt, die man sich denken konnte. Und nun mußte er sich furchtbar anstrengen, das Skalpell auch nur festzuhalten. Er schluckte und hob die Klinge ein wenig an. *Ganz ruhig. Tief durchatmen. Das geht vorbei.*

»Stan?«

Mackie sah auf. Jetzt runzelte Dr. Rudman die Stirn. Und auch die beiden Schwestern. Mackie las die Fragen in ihren Augen, die gleichen Fragen, die man sich seit Wochen über ihn zuflüsterte.

Ist der alte Dr. Mackie noch auf der Höhe? Sollte man ihm mit seinen 74 Jahren noch erlauben zu operieren? Er ignorierte ihre Blicke. Er hatte sich bereits vor dem Ausschuß verteidigt, vor dem er seine Arbeit zu

verantworten hatte. Er hatte die Umstände zu ihrer Zufriedenheit erklärt, die zum Tod seines letzten Patienten geführt hatten. Das Chirurgenhandwerk war schließlich keine Kunst ohne Risiko. Wenn zuviel Blut in die Bauchhöhle floß, dann passierte es nun einmal zu leicht, daß man nicht mehr die richtige Stelle fand und einen falschen Schnitt ansetzte.

Der Ausschuß hatte ihn, dies alles wohl wissend, von sämtlichen Vorwürfen freigesprochen.

Trotzdem waren dem medizinischen Stab des Krankenhauses Zweifel geblieben. Er sah es den Gesichtern der Schwestern und der gerunzelten Stirn Dr. Rudmans an. Alle Blicke waren auf ihn gerichtet. Und plötzlich spürte er auch noch andere Blicke. Oberhalb von ihm schwebten Augäpfel zu Dutzenden in der Luft, und alle starrten ihn an.

Er blinzelte. Die schreckliche Vision war wieder vorbei.

Meine Brille, dachte er. *Ich muß unbedingt meine Brille überprüfen lassen.*

Ein Schweißtropfen rann ihm über die Wange. Er faßte den Griff des Skalpells fester. Das hier war nur eine schlichte Blinddarmoperation, eine Aufgabe, die man sogar einem Anfänger zumuten konnte. Natürlich konnte er so etwas auch noch mit zitternden Händen.

Er konzentrierte sich auf die Bauchdecke seiner Patientin, auf dieses flache, goldbraune Stück Haut. Jennifer Halsey, 36 Jahre alt. Sie kam aus einem anderen Bundesstaat und war heute morgen in ihrem Bostoner Motel mit Schmerzen im rechten unteren Quadranten aufgewacht. Die Schmerzen waren immer heftiger geworden, und so war sie durch dichtes Schneetreiben halbblind zur Notaufnahme des Wicklin Hospitals gefahren und dem diensthabenden Chirurgen unters Messer geraten:

Dr. Mackie. Von den Gerüchten um seine nachlassenden Fähigkeiten und den falschen Anschuldigungen hinter seinem Rücken, die langsam sein Können und seine Erfahrung immer mehr in Frage stellten, wußte sie nichts. Sie war bloß eine Frau mit Schmerzen im Bauch, der der entzündete Blinddarm herausgenommen werden mußte.

Er drückte die Klinge auf Jennifers Haut. Seine Hand war wieder ruhig. Er konnte es. Natürlich konnte er es. Er setzte den Schnitt, glatt und sauber. Die OP-Schwester assistierte ihm, reichte ihm Tupfer, tupfte selbst Blut ab. Er schnitt tiefer durch das subkutane Fett, hielt immer wieder an und kauterisierte.

Kein Problem. Alles lief perfekt. Er würde es schaffen, den Appendix entfernen, zumachen. Dann würde er am Nachmittag heimgehen. Nach einer kleinen Ruhepause würde er wieder einen klaren Kopf haben.

Er drang durch das schimmernde Bauchfell in die Bauchhöhle.

»Zurückziehen«, sagte er.

Die OP-Schwester setzte die Haken an und zog die Wunde vorsichtig auf.

Mackie faßte hinein und spürte den Darm warm und glitschig zwischen seinen behandschuhten Fingern. Was für ein wunderbares Gefühl, seine Hände in der Wärme eines menschlichen Körpers zu bergen. Es war wie eine Rückkehr in den Mutterschoß. Er hob den Appendix heraus. Ein kurzer Blick auf das rotgeschwollene Gewebe sagte ihm, daß er korrekt diagnostiziert hatte. Dieser Blinddarm mußte entfernt werden. Er griff nach dem Skalpell.

Nur als er sich den erforderlichen Schnitt noch einmal genau anschaute, merkte er, daß etwas nicht stimmte.

In der Bauchhöhle war viel mehr Eingeweide, doppelt

soviel, wie zu erwarten. Viel mehr, als die Frau brauchte. Das war nicht in Ordnung. Er griff nach einer kleinen Darmschlinge, spürte, wie sie ihm glatt und warm über die Hand glitt. Mit dem Skalpell trennte er das überschüssige Stück Darm ab und warf das tropfende Ende in den Instrumentenkorb. Na also, dachte er.

Das sah doch schon viel ordentlicher aus.

Die OP-Schwester starrte ihn aus weit aufgerissenen Augen über den Mundschutz an. »Was *tun* Sie denn da?« schrie sie.

»Zuviel Eingeweide«, antwortete er ruhig. »Das braucht sie nicht.« Er griff in die Bauchhöhle und packte eine neue Darmschlinge. Kein Bedarf für soviel überflüssiges Gedärm. Verlegte ihm nur den Blick auf die wesentlichen Dinge.

»Dr. Mackie, nein!«

Er säbelte weiter. Blut schoß im hohen Bogen aus dem abgetrennten Stück.

Die Schwester packte seine Hände in dem dünnen Handschuh.

Er schüttelte sie wütend ab. Was für eine Unverfrorenheit, daß eine schlichte Schwester es wagte, die Prozedur zu unterbrechen.

»Ich will eine andere OP-Schwester«, verlangte er gebieterisch.

»Absaugen. Das Blut muß umgehend abgesaugt werden.«

»Haltet ihn auf! Helft mir, ihn aufzuhalten …«

Mit seiner freien Hand griff Mackie nach dem Saugrohr und schob es in die Bauchhöhle. Blut gurgelte durch die Röhre und rann ins Reservoir.

Eine Hand packte seinen Kittel und zog ihn vom

Operationstisch weg. Es war Dr. Rudman. Mackie versuchte, auch ihn abzuschütteln. Aber Rudman ließ nicht los.

»Legen Sie das Skalpell hin, Stan.«

»Sie muß ausgeräumt werden. Viel zuviel Gedärme.«

»*Legen Sie es hin!*«

Mackie riß sich los und baute sich vor Rudman auf. Daß er das Skalpell noch in der Hand hielt, war ihm gar nicht mehr bewußt. Die Klinge schlitzte den Hals des anderen auf.

Rudman schrie auf und drückte die Hand gegen seinen Hals.

Mackie trat einen Schritt zurück und starrte auf das Blut, das zwischen Rudmans Fingern hervorquoll. »Nicht meine Schuld«, sagte er. »Das ist nicht meine Schuld!«

Eine Schwester kreischte in die Sprechanlage: »Schickt den Sicherheitsdienst! Er dreht uns hier durch. Wir brauchen augenblicklich den Sicherheitsdienst!«

Mackie stolperte durch rutschige Blutpfützen weiter nach hinten. Rudmans Blut. Jennifer Halseys Blut. Ein See, der sich immer weiter ausbreitete. Er drehte sich um und war mit einem Satz aus dem Raum.

Sie rannten ihm nach. Er floh in blinder Panik durch den Gang und irrte durch das Labyrinth von Fluren und Korridoren. Wo war er? Warum kam ihm nichts mehr bekannt vor? Dann sah er geradeaus vor sich ein Fenster und dahinter den wirbelnden Schnee. *Schnee.* Das kalte weiße Element da draußen würde ihn reinigen, seine Hände von all dem Blut säubern.

Von hinten näherten sich Schritte. Jemand rief: »*Halt!*«

Mit drei schnellen Sätzen stand Mackie vor dem hellen Rechteck.

Glas zersplitterte in tausend Stücke. Die kalte Luft pfiff um sein Gesicht, und alles war weiß. Ein schönes, kristallenes Weiß.

Und er stürzte.

2

Draußen war es glühend heiß. Doch der Fahrer hatte die Klimaanlage voll aufgedreht, und Molly Picker saß fröstelnd auf dem Rücksitz des Wagens. Die kalte Luft blies in Kniehöhe aus den Lüftungsschlitzen und fuhr ihr messerscharf unter den Minirock. Sie beugte sich vor und klopfte gegen das Plexiglas der Trennscheibe.

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte sie. »Hey, Mister. Könnten Sie wohl die Klimaanlage herunterdrehen? Mister?« Sie klopfte noch einmal.

Der Fahrer schien sie nicht zu hören. Vielleicht ignorierte er sie auch. Außer seinem blonden Hinterkopf sah sie nichts von ihm.

Bibbernd schlang sie die nackten Arme um die Brust und rutschte zur Seite, weg vom Luftstrom. Am Fenster glitten die Straßen von Boston vorbei. Sie nahm die Gegend gar nicht richtig wahr, aber sie wußte, daß sie in südlicher Richtung fuhren.

Das hatte jedenfalls auf dem letzten Straßenschild gestanden: Washington Street, South. Jetzt fiel ihr Blick auf Häuser wie Kästen und vergitterte Fenster. Davor saßen Männer mit verschwitzten Gesichtern auf den Veranden. Noch nicht einmal Juni, und die Temperaturen gingen schon auf die dreißig Grad zu. Molly mußte sich nur die Leute auf der Straße ansehen, dann wußte sie schon, wie heiß es war. Ihre herunterhängenden Schultern, ihre zeitlupenhaften Bewegungen auf den Gehsteigen. Molly sah sich gerne Leute an. Meistens die Frauen, denn die fand sie viel interessanter. Sie musterte ihre Kleider und fragte sich, warum einige in der Sommerhitze Schwarz trugen, warum die Fetten unter ihnen mit ihren

dicken Hinterteilen ausgerechnet bunte Stretchhosen anhatten und warum heutzutage niemand einen Hut trug. Sie beobachtete, wie die Hübschen sich bewegten, wie ihre Hüften dabei leicht schwangen und ihre Füße perfekt auf hohen Hacken balancierten. Über was für Geheimnisse verfügten hübsche Frauen, die ihr selbst nicht vertraut waren? Was hatten ihre Mamas ihnen beigebracht, was Molly nicht gelernt hatte? Sie sah sich lange und genau ihre Gesichter an und hoffte auf tiefere Einblicke, was es denn eigentlich war, das eine Frau schön erscheinen ließ und die andere nicht. Was für eine besondere Ausstrahlung sie hatten, die sie, Molly Picker, nicht besaß.

Der Wagen hielt an einer roten Ampel. Vorn an der Ecke stand eine Frau auf hohen Plateausohlen, die Hüfte weit vorgeschoben. Eine Nutte, genau wie Molly, aber älter – vielleicht achtzehn, mit glänzend schwarzem Haar, das ihr dicht auf die bronzefarbenen Schultern fiel. Schwarze Haare hätte sie auch gerne, dachte Molly sehnsüchtig. Das machte etwas her. Es war keine Sowohl-als-auch-Farbe wie bei Mollys schlaffen Strähnen, die weder blond noch braun waren und nach überhaupt nichts aussahen. Die Fenster ihres Wagens waren dunkel getönt, und das schwarzhaarige Mädchen konnte nicht sehen, wie Molly sie anstarrte. Doch sie schien es zu spüren, denn langsam drehte sie sich auf ihren Absätzen um und schaute zu ihr.

So hübsch war sie gar nicht.

Molly lehnte sich zurück und war komischerweise enttäuscht.

Der Wagen bog nach links ab und fuhr in südöstlicher Richtung weiter. Sie waren inzwischen weit weg von Mollys Heimatbezirk und auf dem Weg in eine ihr zugleich unbekannte und furchteinflößende Gegend. Die Hitze hatte die Leute aus ihren Wohnungen vor die Tür getrieben. Sie saßen jetzt in ihren schattigen Eingängen

und fächelten sich Kühle zu. Ihre Blicke folgten dem vorbeifahrenden Wagen. Sie wußten, daß er nicht in ihre Gegend gehörte. So, wie Molly wußte, daß sie nicht hierhergehörte. Wohin schickte Romy sie denn nur? Er hatte ihr keine Adresse genannt. Normalerweise bekam sie eine hingekritzelte Hausnummer in die Hand, und sie mußte dann selbst zusehen, wie sie ein Taxi organisierte. Doch diesmal hatte ein Wagen vor der Tür auf sie gewartet. Und auch noch ein sauberer. Ohne die einschlägigen Flecken auf dem Rücksitz und ohne zusammengeknüllte, stinkende Papiertaschentücher im Aschenbecher. Alles sauber und ordentlich. In so einem sauberen Wagen hatte sie noch nie gesessen.

Der Fahrer bog nach links in eine schmale Straße. Hier saß niemand draußen auf dem Gehsteig, aber sie wußte, man beobachtete sie. Sie konnte es spüren. Sie wühlte in ihrer Handtasche, fischte eine Zigarette heraus und zündete sie an. Sie hatte gerade zwei Züge gemacht, da meldete sich plötzlich eine geisterhafte Stimme und sagte: »Machen Sie sie bitte aus.«

Molly sah sich überrascht um. »Wie bitte?«

»Ich habe gesagt, machen Sie sie aus. Das Rauchen im Wagen ist verboten.«

Sie wurde rot und drückte die Zigarette im Aschenbecher aus.

Dann entdeckte sie den kleinen Lautsprecher in der Trennscheibe.

»Hallo? Können Sie mich hören?« fragte sie.

Keine Antwort.

»Falls ja, könnten Sie dann wohl die Klimaanlage abschalten? Ich friere hier hinten. Hallo, Mister? Fahrer?«

Der kalte Luftstrom brach ab.

»*Vielen Dank*«, sagte sie. Und mit unterdrückter Stimme: »Arschloch.«

Dann fand sie den Schalter für die Fensterscheibe und ließ das Fenster einen Spalt herunterfahren. Der Geruch des Sommers in der Stadt wehte herein, heiß und schweflig. Die Hitze machte ihr nichts aus. Das war wie zu Hause. Wie in all den feuchten und schweißtreibenden Sommern ihrer Kindheit in Beaufort. Verdammt, sie brauchte jetzt eine Zigarette. Aber sie hatte keine Lust, über die kleine scheppernde Anlage mit ihm zu streiten.

Der Wagen fuhr langsamer, hielt an. Aus dem Lautsprecher kam die Stimme: »Wir sind da. Sie können jetzt aussteigen.«

»Was? Hier?«

»Das Haus da vorne rechts.«

Molly äugte hinaus. Ein dreistöckiges Haus aus braunem Sandstein. Die Fenster im Erdgeschoß waren mit Brettern vernagelt.

Auf dem Gehsteig verstreut lagen Glasscherben. »Sie machen wohl Scherze«, sagte sie.

»Die Eingangstür ist offen. Gehen Sie hoch in den zweiten Stock. Dann ist es die letzte Tür rechts. Sie brauchen nicht zu klopfen. Gehen Sie einfach hinein.«

»Von so was wie dem hier hat Romy nicht gesprochen.«

»Romy sagt, Sie machen mit.«

»Ja, also …«

»Das gehört nur zum Vorspiel, Molly.«

»Was für’n Vorspiel?«

»Denen des Kunden. Sie wissen ja, wie das ist.«

Molly seufzte tief und starrte noch einmal zu dem Haus hinüber. Die Kunden und ihre Phantasien. Und was hatte

dieser Kerl für einen beschissenen Wunschtraum? Es zwischen Kakteen und Kakerlaken mit ihr zu treiben? Ein bißchen Gefahr, ein bißchen im Dreck wühlen, damit es etwas aufregender wurde? Warum paßten die Phantasien ihrer Kunden nie zu ihren eigenen? Ein sauberes Hotelzimmer, ein kleiner Whirlpool.

Richard Gere und Pretty Woman beim Sektschlürfen.

»Er wartet.«

»Ja, ich geh' schon, ich geh' schon.« Molly schob die Tür auf und stellte die Füße auf den Bordstein. »Und Sie warten auf mich, ja?«

»Genau hier.«

Sie sah zum Haus und atmete tief durch. Dann stieg sie die Stufen hoch und ging hinein.

Drinnen sah es so schlimm aus, wie sie von außen geahnt hatte.

Schmierereien an den Wänden, überall Zeitungsfetzen auf dem Boden. Rostende Sprungfedern. Eine einzige Müllhalde.

Sie stieg die Treppen hinauf. Es war unheimlich still im ganzen Haus, und das Klappern ihrer Schuhe hallte im Treppenhaus wider. Als sie im ersten Stock war, waren ihre Handflächen feucht.

So etwas machte alles andere als einen guten Eindruck. Überhaupt keinen guten.

Sie blieb am Treppenabsatz stehen und sah hinauf zum nächsten Stockwerk. *In was, zum Teufel, hast du mich da hineingebracht, Romy? Was ist das überhaupt für ein Kunde?* Sie wischte die feuchten Hände an der Bluse ab, holte noch einmal tief Luft und nahm die nächsten Stufen. Im dritten Stock blieb sie am Ende des Flurs vor der letzten Tür rechts stehen.

Aus dem Zimmer drang ein Summen – eine Klimaanlage? Sie öffnete die Tür.

Ein Schwall kühler Luft schlug ihr entgegen. Sie ging hinein und stellte angenehm überrascht fest, daß sie in einem Zimmer mit seinerzeit einmal ganz weiß gestrichenen Wänden stand. Mitten im Raum stand so etwas wie ein Untersuchungstisch, wie sie ihn aus der Arztpraxis kannte. Er war mit braunem Vinyl bezogen.

Von der Decke hing eine Lampe von gewaltigen Ausmaßen. Weitere Möbel gab es nicht, nicht einmal einen Stuhl.

»Hallo, Molly.«

Sie wirbelte herum und suchte den Mann, der gerade ihren Namen genannt hatte. Doch niemand sonst war im Zimmer.

»Wo sind Sie?« wollte sie wissen.

»Keine Angst. Ich bin nur ein bißchen scheu. Ich möchte dich erst einmal ansehen.«

Mollys Blick fiel auf einen Spiegel an der weiter von ihr entfernten Wand. »Sie sind dahinter, nicht? Ist das so eine verspiegelte Scheibe?«

»Sehr gut erkannt.«

»Was soll ich tun?«

»Mit mir reden.«

»Das ist alles?«

»Es kommt dann noch mehr.«

Klar. Immer kam noch mehr. Sie ging fast beiläufig zum Spiegel.

Er hatte gesagt, er sei scheu. Das gab ihr ein besseres Gefühl. Damit behielt sie die Sache in der Hand. Sie stand da, eine Hand in der Hüfte. »Okay. Wenn Sie sich mit mir

unterhalten wollen, Mister, es ist Ihr Geld.«

»Wie alt bist du, Molly?«

»Sechzehn.«

»Kommt deine Periode regelmäßig?«

»Was?«

»Deine Menstruation.«

Sie mußte lachen. »Nicht zu fassen.«

»Antworte auf meine Frage.«

»Ja, eher regelmäßig.«

»Und deine letzte Periode hattest du vor zwei Wochen?«

»Woher wissen Sie denn das?« trumpfte sie auf. Doch dann schüttelte sie den Kopf und murmelte: »Ach. Von Romy.«

Romy wußte natürlich Bescheid. Er wußte es immer, wenn bei einem seiner Mädchen die Tante zu Besuch war.

»Bist du gesund, Molly?«

Sie starrte in den Spiegel. »Sehe ich etwa nicht so aus?«

»Keine Blutkrankheit? Hepatitis? HIV?«

»Ich bin sauber. Bei mir fangen Sie sich nichts ein, wenn das Ihre Sorge ist.«

»Syphilis? Tripper?«

»Hören Sie«, schnappte sie zurück. »Wollen Sie mich nun flachlegen oder nicht?«

Ein Moment Stille. Dann wieder die Stimme, ganz sanft: »Zieh dich aus.«

Das gefiel ihr schon besser. Das war es, was sie erwartet hatte.

Sie trat näher an den Spiegel, so nah, daß ihr Atem sich auf der Scheibe niederschlug. Er wollte bestimmt alle Einzelheiten sehen. Das wollten sie immer. Sie fing an, die

Bluse aufzuknöpfen. Ganz langsam. Sie gab eine Vorstellung. Dabei dachte sie an nichts, ließ sich in einen Raum fallen, in dem keine Männer mehr existierten. Sie bewegte die Hüften wie zum Takt einer Musik. Die Bluse glitt von ihren Schultern und fiel auf den Boden. Ihre Brüste waren jetzt nackt, und die Brustwarzen versteiften sich in der kühlen Luft. Sie schloß die Augen. Irgendwie machte sie es alles besser. *Bring es hinter dich,* dachte sie.

Mach es ihm und dann wieder raus ins Freie.

Sie öffnete den Reißverschluß an ihrem Rock und stieg heraus.

Dann zog sie das Höschen aus. Alles geschah mit geschlossenen Augen. Romy hatte zu ihr gesagt, sie habe einen schönen Körper.

Wenn sie den nur richtig einsetze, werde kein Mensch merken, wie gewöhnlich ihr Gesicht sei. Also gebrauchte sie jetzt ihren Körper und tanzte zu einem Rhythmus, den nur sie allein hörte.

»Schön«, sagte der Mann. »Du kannst aufhören zu tanzen.«

Sie öffnete die Augen und starrte verblüfft in den Spiegel. Dort sah sie sich selber. Strähnige hellbraune Haare. Kleine, aber spitze Brüste. Hüften, so schmal wie bei einem Jungen. Als sie mit geschlossenen Augen getanzt hatte, hatte sie eine Rolle gespielt. Nun stand sie vor ihrem eigenen Spiegelbild. Ihrem wahren Selbst. Unwillkürlich kreuzte sie die Arme vor ihrer nackten Brust.

»Auf den Tisch«, sagte er.

»Bitte?«

»Den Untersuchungstisch. Leg dich hin.«

»Ja, sicher. Wenn es das ist, was Sie antörnt.«

»Das ist es, was mich antörnt.«

Jedem das Seine. Sie kletterte auf den Tisch. Der Vinylbezug war kalt unter ihren nackten Pobacken. Sie legte sich hin und wartete, daß etwas passierte.

Eine Tür ging auf, und sie hörte Schritte. Sie sah genau hin, als der Mann an das Fußende der Liege trat und sich über sie beugte. Er war ganz in Grün gekleidet. Von seinem Gesicht sah sie nur die Augen, stahlblau und kalt. Sie sahen sie über einen Mundschutz hinweg an.

Erschreckt setzte sie sich auf.

»Hinlegen«, befahl er.

»Was, zum Teufel, haben Sie vor?«

»Ich sagte *hinlegen.*«

»Mann, ich haue ab von hier, wenn …«

Er packte sie am Arm. Erst da merkte sie, daß er Handschuhe trug. »Hör mal, ich will dir nicht weh tun«, sagte er mit sanfterer Stimme. In freundlicherem Ton. »Verstehst du denn nicht? Das *hier* ist meine Phantasie.«

»Sie meinen, den Doktor zu spielen?«

»Ja.«

»Und ich bin Ihre Patientin?«

»Ja. Macht dir das angst?«

Sie saß da und überlegte. Dachte an all die anderen Phantasien, für die sie ihren Kunden zur Verfügung gestanden hatte. Diese hier schien ihr vergleichsweise eher harmlos.

»In Ordnung«, seufzte sie und legte sich wieder hin.

Aus dem Tisch wurde jetzt ein gynäkologischer Stuhl. Der Mann zog seitlich zwei Beinstützen heraus. »Komm, Molly«, sagte er. »Du weißt doch bestimmt, was du jetzt mit deinen Beinen zu machen hast.«

»Muß ich?«

»Du weißt, ich bin der Doktor.«

Sie starrte in sein maskiertes Gesicht und fragte sich, was sich wohl hinter dem rechteckigen Schutz über Mund und Nase verbarg. Zweifellos ein ganz gewöhnlicher Mann. Sie waren alle so gewöhnlich. Es waren ihre Phantasien, die sie abstießen.

Die ihr angst machten.

Zögernd hob sie die Beine und legte sie in die Halterung.

Er klappte das untere Ende des Untersuchungstischs über ein Scharnier nach unten. Sie lag jetzt mit weit gespreizten Schenkeln, und ihr Po hing praktisch über der Kante des Tischs. Sie bot sich Männern immer dar. Doch in dieser Lage fühlte sie sich schrecklich verwundbar. Dieses helle Licht, das ihr zwischen die Beine leuchtete. Ihre totale Nacktheit auf dem gynäkologischen Stuhl. Und der Mann, dessen Blick mit klinischem Gleichmut auf ihre intimsten Körperteile gerichtet war.

Er band einen Kunstfaserriemen um ihr Fußgelenk.

»Hey«, sagte sie. »Ich mag nicht angebunden werden.«

»Aber ich mag es«, murmelte er und band ihr den anderen Riemen um. »Mir gefallen meine Mädchen so.«

Sie zuckte zusammen, als seine behandschuhten Finger in sie eindrangen. Er beugte sich über sie, und vor Konzentration wurden seine Augen schmaler, während seine Finger tiefer drangen. Sie schloß die Augen und versuchte, an etwas anderes zu denken als an das, was da zwischen ihren Beinen passierte. Aber was sie spürte, machte es ihr schwer, alles einfach zu ignorieren. Wie ein Nagetier, das sich tief in sie vergrub. Eine Hand hielt er auf ihren Bauch gepreßt, und die Finger der anderen bewegten sich in ihr.

Irgendwie verletzte sie das mehr als jeder ordinäre Fick, und sie wünschte sich, es wäre aus und vorbei. *Törnt dich das an, du Widerling?* dachte sie. *Steht er dir? Wann geht es weiter?* Er zog die Hand zurück. Erleichtert atmete sie auf. Sie öffnete die Augen. Er sah sie gar nicht mehr an. Sein Blick fixierte statt dessen etwas außerhalb ihres Sichtbereichs. Er nickte.

Erst da merkte sie, daß noch jemand im Zimmer war. Jemand preßte ihr eine Gummimaske auf Mund und Nase. Sie wollte sich wegdrehen, aber ihr Kopf wurde gewaltsam niedergedrückt. Sie griff mit den Händen zum Gesicht und zerrte wütend an der Narkosemaske. Sofort wurden ihre Hände weggerissen und an den Gelenken festgebunden. Ein beißender Gasgeruch stieg ihr in die Nase und kratzte im Hals. Sie mußte krampfhaft husten, bäumte sich auf, aber sie wurde die Maske nicht los. Sie mußte wieder einatmen. Ihre Glieder verloren alles Gefühl. Das Licht schien schwächer zu werden. Aus dem hellen Weiß wurde ein mattes Grau.

Dann Schwarz.

Sie hörte eine Stimme. »Nimm jetzt das Blut ab.«

Doch sie verstand nicht mehr, was das bedeutete. Überhaupt nicht.

»Mann, o Mann, was für eine Sauerei.«

Das war Romys Stimme – soviel begriff sie. Ansonsten begriff sie nichts. Wußte nicht, wo sie war. Wo sie gewesen war.

Warum ihr der Kopf weh tat und die Kehle sich so trocken anfühlte.

»Na, komm, Molly Wolly. Mach die Augen auf.«

Sie stöhnte. Selbst dies genügte schon, daß ihr der Kopf

dröhnte.

»Mach deine verdammten Augen auf, Molly. Du verstinkst das ganze Zimmer.«

Sie rollte sich auf den Rücken. Das Licht schimmerte blutrot durch ihre Augenlider. Mit Mühe bekam sie sie auf und sah in Romys Gesicht.

Er starrte sie angewidert aus seinen dunklen Augen an. Sein schwarzes Haar klebte am Kopf und glänzte von Pomade. Es reflektierte das Licht wie ein Helm. Auch Sophie war da und grinste höhnisch, die Arme über ihrem Ballonbusen verschränkt. Sophie und Romy so nah beieinander stehen zu sehen, ganz wie ein altes Liebespaar, machte Molly noch kränker.

Vielleicht waren sie ja noch zusammen. Diese Sophie mit ihrem Pferdegesicht hing ständig in seiner Nähe herum und versuchte, Molly auszustechen. Und jetzt stand sie sogar in Mollys Zimmer, war einfach hereingekommen, obwohl sie gar kein Recht dazu hatte.

Aufgebracht versuchte Molly, sich zu setzen, aber dann sah sie nichts mehr und fiel zurück auf ihr Bett. »Mir ist schlecht«, sagte sie.

»Schlecht ist dir *gewesen*«, sagte Romy. »Und jetzt mach dich mal sauber. Sophie hilft dir.«

»Sie soll mich nicht anrühren. Raus mit ihr.«

Sophie schnaufte. »In deiner vollgekotzten Bude hält mich nichts, Miss Ohne-Titten«, sagte sie und marschierte hinaus.

Molly stöhnte. »Ich weiß gar nicht, was passiert ist, Romy.«

»Nichts ist passiert. Du bist nach Hause gekommen und hast dich ins Bett gelegt. Und dein Kissen vollgekotzt.«

Wieder ruderte sie, um hochzukommen. Er half ihr nicht,

faßte sie nicht einmal an. Sie roch ganz fürchterlich. Er war schon auf dem Weg zur Tür und wollte sie ihr verdrecktes Laken allein abziehen lassen.

»Romy«, sagte sie.

»Ja?«

»Wie bin ich hierhergekommen?«

Er lachte. »Meine Güte, dich hat es aber wirklich erwischt, nicht?« Dann war er aus dem Zimmer.

Sie saß eine Zeitlang auf der Bettkante und versuchte, sich an die letzten Stunden zu erinnern. Bemühte sich, ihre restliche Benommenheit abzuschütteln.

Es hatte da einen Kunden gegeben – daran zumindest erinnerte sie sich. Einen Mann ganz in Grün. Einen Raum mit einem riesigen Spiegel. Und da war ein Tisch gewesen.

Doch an den Sex konnte sie sich nicht erinnern. Vielleicht hatte sie den verdrängt. Vielleicht war es eine so abstoßende Erfahrung gewesen, daß sie es weggeschoben hatte, genau wie sie so viele Dinge aus ihrer Kindheit erfolgreich verdrängt hatte. Nur hin und wieder ließ sie einen kleinen Erinnerungsfetzen aus der Kindheit auftauchen. Meistens waren es die schönen Dinge.

Ein paar schöne Erinnerungen an die Zeit, als sie in Beaufort aufwuchs, hatte sie schon, und sie konnte sie willkürlich wieder heraufbeschwören. Oder genauso unterdrücken.

Doch an das, was an diesem Nachmittag vorgefallen war, konnte sie sich kaum erinnern.

Mein Gott, wie sie stank. Sie sah hinunter auf ihre Bluse. Voll von Erbrochenem. Die Knöpfe waren falsch zugeknöpft, und an einer verschobenen Stelle schaute die nackte Haut heraus.

Sie zog sich aus, schob den Minirock hinunter, knöpfte

die Bluse auf und warf beides in einem Haufen auf den Fußboden.

Dann stolperte sie ins Badezimmer und drehte die Dusche auf.

Kalt. Sie wollte es kalt haben.

Unter dem Wasserstrahl wurde der Kopf langsam klarer. Dabei flackerte ein anderes Stück Erinnerung auf. Der Mann in Grün, wie er über ihr stand. Auf sie herabsah. Und die Riemen an Hand- und Fußgelenken.

Sie sah sich ihre Hände an und entdeckte die Druckstellen, die wie die runden Abdrücke von Handschellen aussahen. Er hatte sie festgebunden – nicht besonders ungewöhnlich. Männer und ihre hirnrissigen Spiele.

Dann blieb ihr Blick an einem anderen Bluterguß hängen, in ihrer linken Armbeuge. Er war so schwach, daß sie die kleine blaue Stelle fast übersehen hätte. Mitten in dem runden Fleck war ein winziger Einstich zu sehen.

Hatte sie eine Nadel gespürt? Sie konnte sich, sosehr sie sich auch anstrengte, an nichts dergleichen erinnern. Nur an den Mann mit der Maske.

Und an den Tisch.

Das kalte Wasser tropfte ihr auf die Schultern. Molly schüttelte sich, schaute auf den Nadelstich und fragte sich, was sie wohl sonst noch vergessen hatte.

3

Aus der Sprechanlage an der Wand kam die Stimme einer Schwester: »Dr. Harper, wir brauchen Sie hier.«

Toby Harper schreckte hoch. Sie war an ihrem Schreibtisch eingenickt, mit einem Stapel medizinischer Fachzeitschriften als Kopfkissen. Zögernd hob sie den Kopf und blinzelte ins Licht der Leselampe. Der Wecker in seinem Messinggehäuse auf dem Schreibtisch zeigte vier Uhr neunundvierzig morgens.

Hatte sie wirklich fast vierzig Minuten geschlafen? Es kam ihr vor, als hätte sie den Kopf nur einen Augenblick niedergelegt.

Die Wörter in dem Artikel, den sie gelesen hatte, hatten angefangen, vor ihren Augen zu verschwimmen: Sie hatte sich einen Moment Ruhe gegönnt. Nichts anderes hatte sie gewollt, nur eine kurze Erholung von dem langweiligen Text und der schmerzhaft kleinen Schrift. Die Zeitschrift lag noch aufgeschlagen mit dem Artikel vor ihr, den sie zu lesen versucht hatte. Jetzt sah man den Abdruck ihres Gesichts auf der Seite.

»Eine randomisierte Kontrollstudie zum Vergleich der Ergebnisse bei der Anwendung von Lamivudin und Zidovudin bei HIV-Patienten mit weniger als 500 CD4+-Zellen pro Kubikzentimeter«. Sie klappte die Zeitschrift zu. Mein Gott. Kein Wunder, daß sie eingeschlafen war.

An der Tür klopfte es. Maudeen steckte den Kopf ins Bereitschaftszimmer. Maudeen Collins, Exsanitätsoffizier der U. S. Army, hatte ein Organ wie ein Megaphon – was man nicht gerade erwartete, wenn man diese einsfünfundfünfzig große Elfe vor sich sah. »Toby? Sie

haben doch nicht etwa geschlafen?«

»Ich glaube, ich habe ein wenig gedöst. Was ist denn?«

»Wir haben einen entzündeten Zeh.«

»Jetzt?«

»Der Patient hat kein Colchicin mehr, und er fürchtet, seine Gicht hat ihn wieder.«

Toby stöhnte auf. »Herrgott noch mal. Warum denken diese blöden Patienten denn nie im voraus?«

»Sie halten uns für eine Tag-und-Nacht-Apotheke. Na gut, wir nehmen erst mal noch seine Personalien auf. Lassen Sie sich ruhig Zeit.«

»Ich bin gleich da.« Nachdem Maudeen wieder weg war, ließ Toby sich auch die nötige Zeit, bis sie ganz wach war. Sie wollte schließlich halbwegs vernünftig klingen, wenn sie mit dem Patienten sprach. Sie stand vom Schreibtisch auf und ging zum Waschbecken. Seit zehn Stunden war sie nun im Dienst, und bis jetzt war die Schicht ohne Vorkommnisse verlaufen. Das war das Angenehme, wenn man in einem ruhigen Vorort wie Newton arbeitete. Es gab oft lange Phasen, in denen in der Notaufnahme des Springer Hospitals absolut nichts los war und Toby sich bei Bedarf im Bereitschaftszimmer auf dem Bett ausstrecken und ein Nickerchen machen konnte. Sie wußte, daß die anderen Ärzte der Notaufnahme das grundsätzlich taten, aber Toby widerstand gewöhnlich der Versuchung. Sie bekam ihr Geld dafür, daß sie die zwölfstündige Nachtschicht arbeitend verbrachte, und es schien ihr und ihrem Beruf nicht angemessen, irgendeine Stunde davon im weggetretenen Zustand zu verbringen.

Soviel zum beruflichen Aspekt, dachte sie und starrte ihr Spiegelbild an. Sie war während der Arbeit eingeschlafen,

und die Folgen davon konnte sie in ihrem Gesicht studieren. Ihre grünen Augen waren verquollen. Druckerschwärze vom Blatt der Zeitschrift hatte ihr ein paar Worte auf die Wange geschmiert.

Ihre teure Frisur aus dem Coiffeursalon sah aus, als wäre jemand mit dem Schneebesen hindurchgefahren. Die blonden Haare standen in krausen Büscheln vom Kopf ab. Das war also die stets korrekte und immer elegante Dr. Harper – so elegant nun auch wieder nicht.

Mit gerümpfter Nase beugte sich Toby zum Wasserhahn und rieb energisch die Druckerschwärze aus ihrem Gesicht. Auch das Haar befeuchtete sie und kämmte es mit den Fingern zurück. Soviel zum Thema teure Haarschnitte. Jedenfalls sah sie jetzt nicht mehr aus wie ein zerrupfter Löwenzahn in Blond. Gegen die geschwollenen Augen und den erschöpften Anblick, den sie bot, konnte sie nichts unternehmen. Mit ihren achtunddreißig Jahren konnte Toby die Nächte nicht mehr so zum Tag machen, wie seinerzeit als fünfundzwanzigjährige Medizinstudentin.

Sie ging aus dem Zimmer und den Flur hinunter zur Notaufnahme.

Niemand zu sehen. Der Empfang war unbesetzt, das Wartezimmer leer. Sie rief: »Hallo?«

Über die Sprechanlage meldete sich eine Stimme. »Dr. Harper?«

»Wo seid ihr denn alle?«

»Im Aufenthaltsraum. Könnten Sie wohl mal herkommen?«

»Wartet denn nicht ein Patient auf mich?«

»Wir haben da ein Problem. Wir brauchen *Sie jetzt sofort.*«

Ein *Problem?* Das Wort gefiel Toby gar nicht. Gleich

ging ihre Pulsfrequenz nach oben. Sie eilte zum Aufenthaltsraum und stieß die Tür auf.

Ein Blitzlicht platzte los. Sie blieb wie erstarrt stehen, während ein vielstimmiger Chor einsetzte:

»*Happy birthday to you! Happy birthday to you* …«

Über Tobys Kopf flatterten rote und grüne Papierschlangen.

Dann sah sie die Torte mit den brennenden Kerzen – Dutzende.

Bei den letzten Tönen des Geburtstagsständchens schlug sie die Hände vor das Gesicht und stöhnte. »Ich glaube es einfach nicht. Ich hatte es total vergessen.«

»Wir aber nicht«, sagte Maudeen und schoß noch ein Foto mit ihrer Instamatic. »Sie werden heute siebzehn, ja?«

»Das würde ich gerne. Welcher Witzbold hat denn die Unmengen von Kerzen angesteckt?«

Morty, der Labortechniker, hob sein fettes Händchen. »Hey, niemand hat mir gesagt, wann ich aufhören sollte.«

»Na ja, Morty wollte eben testen, ob unsere Sprinkleranlage ordentlich funktioniert …«

»In Wirklichkeit ist es ein Lungentest«, sagte Val, die andere Notaufnahmeschwester. »Um ihn zu schaffen, müssen Sie sie alle auf einen Schlag auspusten, Toby.«

»Und wenn nicht?«

»Dann müssen wir *intubieren!*«

»Los, Toby. Wünschen Sie sich was!« forderte Maudeen sie auf.

»Groß muß er sein, dunkel und gutaussehend.«

»In meinem Alter entscheide ich mich lieber für klein, dick und reich.«

Arlo, der Wachmann, meldete sich zu Wort. »Hey! Zwei von den drei Qualifikationen bringe ich schon mit.«

»Und eine Frau hast du auch schon«, wies Maudeen ihn zurecht.

»Los, Tobe! Einen Wunsch!«

»Ja, einen Wunsch.«

Toby setzte sich vor die Torte. Die vier anderen umringten sie, drängelten und kicherten wie herumbalgende Kinder. Sie waren für sie so etwas wie eine zweite Familie, zwar nicht über Blutsbande mit ihr und untereinander verbunden, wohl aber durch die vielen Jahre, die sie sich gemeinsam in der Notaufnahme um Kranke und Verletzte gekümmert hatten. Mit *Nanny-Brigade* hatte Arlo auch den passenden Namen für das Team gefunden. Maudeen, Val und die Frau Doktor. Na dann, alles Gute, sollte mal ein männlicher Patient mit einem urologischen Problem bei ihnen vorsprechen …

Einen Wunsch, dachte Toby. *Was wünsche ich mir denn? Wo fange ich an?* Sie holte Luft und blies. Alle Kerzen verlöschten, von heftigem Applaus begleitet.

»Ging ja«, sagte Val und fing an, die Kerzen aus der Torte zu ziehen. Plötzlich sah sie zum Fenster und mit ihr auch die anderen.

Ein Streifenwagen der Polizei von Newton war mit Blaulicht vorgefahren.

»Ein Kunde«, sagte Maudeen.

»Okay«, seufzte Val, »Arbeit für die Damen. Und ihr Jungs eßt nicht die ganze Torte auf, während wir weg sind.«

Arlo beugte sich zu Morty hinüber und flüsterte: »Ach, die Mädchen sind ohnehin immer auf Diät …«

Toby ging voraus. Die Frauen waren gerade im

Empfangsbereich, als die automatische Tür zur Notaufnahme aufsprang.

Ein junger Cop steckte den Kopf herein. »Hey, wir haben da einen alten Knaben im Wagen. Haben ihn aufgelesen, als er durch den Park spazierte. Wollen die Damen ihn sich mal ansehen?«

Toby folgte dem Cop nach draußen auf den Parkplatz. »Ist er verletzt?«

»Sieht nicht so aus. Aber er ist ziemlich durcheinander. Alkohol habe ich keinen gerochen. Ich glaube, er hat Alzheimer. Oder einen Diabetesschock.«

Toll, dachte Toby. Ein Cop, der sich für einen Doktor hält. »Ist er voll bei Bewußtsein?« fragte sie.

»Ja. Er sitzt auf dem Rücksitz.« Der Cop öffnete die Hintertür des Streifenwagens.

Der Mann war völlig nackt. Er saß in sich zusammengesunken, ein Bündel aus dünnen Armen und Beinen. Sein kahler Kopf wackelte vor und zurück. Er murmelte etwas vor sich hin, doch sie konnte es nicht richtig verstehen. Irgend etwas wie, daß er jetzt aber ins Bett müsse.

»Habe ihn auf einer Parkbank gefunden«, sagte der andere Cop, der sogar noch jünger aussah als sein Kollege. »Da hatte er noch seine Unterwäsche an, aber im Wagen hat er sie dann ausgezogen. Seine übrigen Sachen haben wir im Park verstreut gefunden. Sie liegen auf dem Vordersitz.«

»Okay, wir holen ihn besser rein.« Toby nickte Val zu, die schon mit einem Rollstuhl bereitstand.

»Na, komm, Kumpel«, forderte der Cop ihn auf. »Diese netten Ladys werden sich um dich kümmern.«

Der Mann krümmte sich noch mehr zusammen und fing

an, auf seinen schmächtigen Pobacken hin und her zu schaukeln. »Ich finde meinen Schlafanzug nicht …«

»Wir besorgen Ihnen einen«, sagte Toby. »Kommen Sie zu uns herein, Sir. Wir fahren Sie in diesem Rollstuhl.«

Der alte Mann wandte langsam seinen Kopf zu ihr und sah sie an. »Aber ich kenne Sie nicht.«

»Ich bin Dr. Harper. Darf ich Ihnen aus dem Auto helfen?« Sie streckte ihm ihre Hand entgegen.

Er überlegte, als hätte er nie zuvor eine Hand gesehen. Schließlich faßte er nach ihr. Sie legte ihm den Arm um den Leib und half ihm heraus. Es war, als hebe sie ein Reisigbündel auf. Val schob hastig den Rollstuhl näher, als dem Mann die Beine zu versagen drohten. Sie setzten ihn in den Rollstuhl und stellten seine nackten Füße auf die Fußstützen. Dann rollte Val ihn durch die Tür in die Notaufnahme. Toby und einer der beiden Babyface-Cops folgten ihnen mit wenigen Schritten Abstand.

»Irgend etwas zur Vorgeschichte?« fragte Toby ihn.

»Nichts, Ma'am. Er konnte uns keinerlei Angaben machen.

Sieht nicht so aus, als wäre er verletzt oder so.«

»Hat er einen Ausweis oder so etwas?«

»In seiner Hosentasche steckt eine Brieftasche.«

»Okay, wir müssen uns mit seinen nächsten Verwandten in Verbindung setzen und herausbekommen, ob er irgendwelche medizinischen Probleme hat.«

»Ich hole seine Sachen aus dem Wagen.«

Toby ging ins Untersuchungszimmer.

Maudeen und Val hatten ihn schon auf die Rollbahre gelegt und banden seine Gelenke fest. Er brabbelte immer noch etwas von seinem Schlafanzug und machte halbherzige Versuche, sich aufzusetzen. Bis auf ein Tuch,

das sie ihm schützend über die Leistengegend gelegt hatten, war er nackt. Hin und wieder bekam er auf seiner bloßen Brust und an den Armen eine Gänsehaut.

»Er sagt, sein Name sei Harry«, sagte Maudeen und schob ihm die Manschette eines Blutdruckmeßgeräts über den Arm.

»Kein Ehering. Keine sichtbaren Blutergüsse. Riecht, als könnte er ein Bad gebrauchen.«

»Harry?« sagte Toby. »Tut Ihnen irgend etwas weh? Haben Sie irgendwelche Schmerzen?«

»Machen Sie das Licht aus. Ich will ins Bett.«

»Harry …«

»Bei diesem Licht kann ich nicht schlafen.«

»Blutdruck hundertfünfzig zu achtzig«, sagte Maudeen. »Puls bei hundert, regelmäßig.« Sie nahm das elektronische Thermometer. »Komm, Süßer. In den Mund damit.«

»Ich habe keinen Hunger.«

»Das ist nicht zum Essen, mein Lieber. Ich will nur Ihre Temperatur messen.«

Toby trat für einen Moment einen Schritt zurück und sah den Mann nur an. Er konnte alle Glieder bewegen, und wenn er auch eher dünn war, wirkte er doch ordentlich ernährt. Seine Muskeln waren schlank und zäh. Was sie störte, war seine mangelhafte Körperpflege. Die grauen Bartstoppeln in seinem Gesicht waren mindestens schon eine Woche alt, und die Fingernägel waren schmutzig und ungeschnitten. Und was den Geruch anging, hatte Maudeen recht. Harry brauchte eindeutig ein Bad.

Das elektronische Thermometer piepte. Maudeen zog es ihm aus dem Mund und runzelte beim Ablesen die Stirn. »Siebenunddreißig neun. Sie fühlen sich wohl, mein Bester?«

»Wo ist mein Pyjama?«

»Junge, Sie können aber auch nur an eines denken.«

Toby leuchtete mit einer Minitaschenlampe in seinen Mund und zählte fünf Goldkronen. Man mußte sich nur die Zähne eines Menschen ansehen, dann konnte man eine Menge über seinen sozioökonomischen Status erfahren. Goldfüllungen und Goldkronen bedeuteten Mittelklasse oder mehr. Zerklüftete Zähne und Karieslöcher bedeuteten leeres Bankkonto. Oder eine selbstzerstörerische Angst vorm Zahnarzt. Sein Atem roch nicht nach Alkohol und auch nicht fruchtig, was auf Diabetes-Ketose hätte schließen lassen.

Sie begann mit der äußeren Untersuchung des Schädels, fuhr mit den Fingern über die Kopfhaut, entdeckte aber keine auffallenden Frakturen oder Schwellungen. Auch die Pupillenreflexe, die sie mit der Lampe prüfte, waren normal. Das gleiche galt für die Bewegung der Augen und den Schluckreflex. Alle Kranialnerven schienen intakt.

»Gehen Sie doch endlich«, sagte er. »Ich möchte schlafen.«

»Haben Sie sich irgendwo verletzt, Harry?«

»Ich finde meinen verdammten Pyjama nicht. Haben Sie mir den weggenommen?«

Toby sah Maudeen an. »Okay, nehmen wir ihm jetzt etwas Blut ab. Ganzes Blutbild. Toxisch bedingte Veränderungen, Sauerstoffsättigung. Dann Elektrolysewerte, Glucotest. Vielleicht müssen wir auch die Blase katheterisieren.«

»Alles klar.« Maudeen hielt schon Staubinde und Aufziehspritze bereit. Val hielt den Arm des Mannes, Maudeen nahm das Blut ab.

Der Patient schien den Nadelstich in die Vene kaum zu spüren.

»In Ordnung, mein Bester«, sagte Maudeen und drückte etwas Mull auf die Einstichstelle. »Sie sind ein sehr guter Patient.«

»Wissen Sie, wo ich meinen Pyjama gelassen habe?«

»Ich besorge Ihnen gleich einen neuen. Warten Sie einen Augenblick.« Maudeen sammelte die Röhrchen mit den Blutproben ein.

»Ich schicke Sie erst einmal unter Mr. Mustermann ins Labor.«

»Er heißt nicht Myer oder Miller und auch nicht Mustermann«, sagte einer der Cops, »sondern Harry Slotkin.« Er war mittlerweile vom Streifenwagen zurück und stand nun mit Harrys Hosen in der Tür. »Habe seine Brieftasche gecheckt. Nach seiner I.D.-Karte ist er sechsundsiebzig Jahre alt und wohnt 119 Titwillow Lane. Das ist weiter geradeaus in dem neuen Brant-Hill-Wohnpark.«

»Die nächsten Verwandten?«

»Es gibt eine Notiz für Notfälle. Man soll einen Daniel Slotkin verständigen. Eine Telefonnummer in Boston.«

»Ich rufe ihn an«, sagte Val. Sie ging hinaus und zog den Trennvorhang hinter sich zu.

Toby blieb allein bei ihrem Patienten. Sie setzte die Untersuchung fort, hörte Herz und Lunge ab, tastete den Bauch ab, fühlte die Sehnen. Sie pikte, stocherte, drückte, fand aber nichts Ungewöhnliches. Vielleicht ist es tatsächlich Alzheimer, dachte sie, trat wieder einen Schritt zurück und studierte den Patienten. Die Anzeichen eines Alzheimer kannte sie nur zu gut: das zerbröselnde Gedächtnis, die nächtliche Herumwanderei. Das Auseinanderfallen der Persönlichkeit, der langsame Verfall Stück für Stück. Dunkelheit machte diese Patienten unruhig.

Wenn das Tageslicht nachließ, schwand auch ihr visueller Bezug zur Wirklichkeit. Vielleicht war Harry Slotkin ein Opfer des Sonnenuntergangs – die Nachtzeit-Psychose war unter Alzheimer-Patienten sehr verbreitet.

Toby nahm das Klemmbrett für das Notaufnahmeprotokoll in die Hand und schrieb ihre Hieroglyphen für »vitale Werte stabil« und »Pupillenreaktion gleichmäßig« hinein.

»Toby?« rief Val durch den Vorhang. »Ich habe Mr. Slotkins Sohn am Apparat.«

»Komme«, sagte Toby. Sie drehte sich um und wollte den Vorhang aufziehen. An den Instrumentenwagen, der gleich dahinter stand, dachte sie nicht. Sie stieß gegen das Tablett, das obenauf lag. Ein stählerne Brechschale fiel polternd auf den Boden.

Toby bückte sich und hob sie auf, als sie hinter sich ein anderes Geräusch hörte – ein seltsames, rhythmisches Rascheln. Sie sah zur Rollbahre.

Harry Slotkins rechtes Bein zuckte vor und zurück.

Hatte er einen Anfall?

»Mr. Slotkin!!« sagte Toby. »Sehen Sie mich an. Harry, sehen Sie mich an!«

Der Blick des Mannes richtete sich auf ihr Gesicht. Er war bei Bewußtsein, konnte Anweisungen noch befolgen. Seine Lippen bewegten sich, formten Worte, aber alles ohne Ton.

Das Zucken hörte plötzlich auf, und das Bein lag still.

»Harry?«

»Ich bin so müde«, sagte er.

»Was war das denn gerade, Harry? Haben Sie versucht, Ihr Bein zu bewegen?«

Er schloß die Augen und seufzte. »Machen Sie das Licht

aus.«

Toby sah ihn mit gerunzelter Stirn an. War das ein Anfall gewesen? Oder bloß ein Versuch, das angebundene Fußgelenk freizubekommen? Er schien jetzt wieder ganz ruhig zu sein. Beide Beine waren bewegungslos.

Sie ging durch den Trennvorhang und zum Schwesternschreibtisch.

»Der Sohn auf Leitung drei«, sagte Val.

Toby nahm den Hörer auf. »Hallo, Mr. Slotkin? Hier ist Dr. Harper vom Springer Hospital. Vor ein paar Minuten ist Ihr Vater hier in unsere Notaufnahme eingeliefert worden. Er scheint keine Verletzungen zu haben, aber er …«

»Was ist passiert?«

Toby machte eine Pause. Die Schärfe, mit der Daniel Slotkin zurückfragte, überraschte sie. War das Ärger in seiner Stimme oder Angst? Ruhig antwortete sie: »Man hat ihn in einem Park gefunden. Die Polizei hat ihn hergebracht. Er ist agitiert und verwirrt. Ich kann keine fokalen neurologischen Probleme entdecken. Hat Ihr Vater eine Alzheimer-Anamnese? Oder sonst ein medizinisches Problem?«

»Nein. Nein, er ist nie krank gewesen.«

»Auch keine Anzeichen von Demenz?«

»Mein Vater ist besser drauf als ich.«

»Wann haben Sie ihn zum letztenmal gesehen?«

»Ich weiß nicht. Vor ein paar Monaten, glaube ich.«

Toby nahm das schweigend zur Kenntnis. Wenn Daniel Slotkin in Boston wohnte, war das weniger als zwanzig Meilen von hier. Bestimmt keine Entfernung, die einen so seltenen Kontakt zwischen Vater und Sohn erklärte.

Als ahne er ihre unausgesprochene Frage, fügte Daniel

Slotkin hinzu: »Mein Vater ist sehr beschäftigt. Golf. Eine tägliche Pokerrunde im Country Club. Es ist gar nicht so leicht, gemeinsame Termine zu finden.«

»Und vor einigen Monaten war er geistig ganz frisch?«

»Sagen wir mal so: Als ich ihn das letzte Mal sah, hielt mein Vater mir einen Vortrag über Investment-Strategien. Von A bis Z, von Börsenoptionen bis zu den Preisen von Sojabohnen. Das überstieg *meinen* Horizont, nicht seinen.«

»Nimmt er irgendwelche Medikamente?«

»Nicht, daß ich wüßte.«

»Kennen Sie den Namen seines Arztes?«

»Er geht zu einem Spezialisten in dieser Privatklinik in Brant Hill, wo er wohnt. Ich glaube, der Arzt heißt Wallenberg. Sagen Sie, wie verwirrt ist mein Vater denn?«

»Die Polizei hat ihn auf einer Parkbank gefunden. Er hatte seine Sachen ausgezogen.«

Langes Schweigen am anderen Ende. »Mein Gott.«

»Ich finde keinerlei Verletzungen. Nachdem Sie sagen, es hat keine Anzeichen von Demenz gegeben, muß es etwas Akutes sein. Vielleicht ein kleiner Schlaganfall. Oder etwas mit dem Stoffwechsel.«

»Stoffwechsel?«

»Erhöhter Blutzucker zum Beispiel. Oder ein zu niedriger Natriumspiegel. Beides kann zu Verwirrungszuständen führen.«

Sie hörte den Mann tief ausatmen. Er klang müde. Und vielleicht auch frustriert. Es war fünf Uhr früh. Um die Zeit geweckt und mit solch einem Krisenfall konfrontiert zu werden, konnte jeden mißmutig machen.

»Es würde uns helfen, wenn Sie herkämen«, sagte Toby. »Ein bekanntes Gesicht könnte ihm guttun.«

Der Mann schwieg.

»Mr. Slotkin?«

Er seufzte. »Ich glaube, das muß ich wohl.«

»Wenn es jemand anderen aus Ihrer Familie gibt, der das übernehmen kann …«

»Nein, es gibt sonst niemanden. Jedenfalls erwartet er, daß ich vorbeikomme. Um dafür zu sorgen, daß alles mit rechten Dingen zugeht.«

Als Toby auflegte, blieben Daniel Slotkins Worte wie eine Drohung in der Luft hängen: *Um dafür zu sorgen, daß alles mit rechten Dingen zugeht.* Und warum sollte sie dafür *nicht* sorgen?

Sie griff nach dem Telefon und hinterließ in der Zentrale der Brant Hill Clinic die Nachricht, daß ihr Patient Harry Slotkin sich im verwirrten Zustand und desortientiert in der Notaufnahme des Springer Hospitals befinde. Dann piepste sie den Röntgenologen im eigenen Hause an.

Nach wenigen Augenblicken meldete er sich mit verschlafener Stimme von daheim. »Hier ist Vince. Haben Sie mich angepiepst?«

»Hier spricht Dr. Harper von der Notaufnahme. Können Sie herkommen? Wir brauchen ein Schädel-CT.«

»Wie heißt der Patient?«

»Harry Slotkin. Sechsundsiebzig Jahre, akuter Verwirrungszustand.«

»In Ordnung. Ich bin in zehn Minuten da.«

Toby legte auf und sah auf ihre Notizen. *Was habe ich übersehen?* fragte sie sich. *Wonach sonst sollte ich noch suchen?* Sie ließ alle möglichen Anlässe für einen plötzlichen Anfall von Demenz Revue passieren. Schlaganfälle. Tumore. Intrakranielle Blutungen. Infektionen.

Sie sah sich noch einmal die vitalen Werte an. Maudeen hatte per Mundmessung eine Temperatur von 37,9 Grad festgestellt.

Kein richtiges Fieber, aber auch nicht ganz normal. Sie würde eine Lumbalpunktion vornehmen müssen – aber nicht, bevor nicht das CT gemacht war. Wäre der Grund eine Raumforderung im Gehirn, könnte eine Lumbaipunktion zu einer katastrophalen Veränderung des Drucks auf das Gehirn führen.

Draußen heulte eine Sirene. Sie schaute auf.

»Und nun?« fragte Maudeen.

Toby sprang auf und stand bereits wartend am Eingang zur Notaufnahme, als die Ambulanz mit einem lauten Heulton vor ihr stoppte. Die Hintertür flog auf.

»Noteinsatz. Lebensbedrohend!« rief der Fahrer.

In höchster Eile zogen sie die Bahre aus dem Wagen. Toby erhaschte einen kurzen Blick auf eine fettleibige Frau mit blassem Gesicht und schlaff herabhängendem Kinn. Sie war bereits intubiert.

»Blutdruck war schon unterwegs nicht mehr meßbar – wir dachten, wir halten mal besser hier, als nach einem Homöopathen zu suchen …«

»Anamnese?« schnappte Toby, die das gar nicht witzig fand.

»Lag am Boden. Hatte vor sechs Wochen einen Myokardinfarkt. Ihr Mann sagt, sie bekommt Digoxin …«

Sie schoben die Patientin hastig in die Notaufnahme. Der Fahrer lief neben der Rollbahre her und bemühte sich unbeholfen um eine Herzmassage. Sie erreichten den Behandlungsraum.

Val schaltete das Licht ein. Die OP-Lampen tauchten den Raum in blendendes Licht.

»Okay, alle fest zupacken. Sie hat ihr Gewicht. Achtet auf den Infusionsschlauch! Eins, zwei, drei, *jetzt!*« rief Maudeen.

Mit gekonntem Griff hatten sich vier Paar Hände unter den Körper der Patientin geschoben und hoben sie nun von der Rollbahre auf den Behandlungstisch. Niemandem mußte man sagen, was zu tun war. Trotz des sichtlich kritischen Zustands der Patientin war Ordnung im Chaos. Der Fahrer machte weiter seine Herzmassage. Sein Kollege preßte ihren Brustkorb, aktivierte die Lungentätigkeit, versorgte sie mit Sauerstoff. Maudeen und Val umrundeten den Tisch, entwirrten die Infusionsschläuche und verbanden die EKG-Kabel mit dem Monitor.

»Wir haben einen Sinusrhythmus«, sagte Toby mit einem Blick auf den Schirm. »Ganz kurz mal keine Herzmassage mehr.«

Der Fahrer stellte seine Bemühungen ein.

»Puls kaum noch spürbar«, sagte Val.

»Infusion höher dosieren«, sagte Toby. »Noch Blutdruck?«

Val schaute von der Manschette hoch. »Fünfzig zu null. Dopamin?«

»Ja. Und weiter mit der Herzmassage.«

Der Fahrer legte die Hände über Kreuz auf das Brustbein und fing wieder an zu pumpen. Maudeen huschte hinüber und holte ein paar Spritzen und Ampullen aus dem Notfallset.

Toby setzte der Frau das Stethoskop auf die Brust und hörte den rechten Lungenflügel ab, danach den linken. Auf beiden Seiten deutliche Atemgeräusche. Der Tubus war also gut gelegt, und die Lungen bekamen Luft.

»Herzmassage stopp!« Sie führte das Stethoskop weiter zur Herzgegend.

Man hörte kaum einen Puls.

Wieder schaute sie zum Monitor und sah den Sinusrhythmus schnell über den Bildschirm zittern. Die elektrische Herzaktion war in Ordnung. Warum hatte die Frau keinen Puls? So was kam nur bei einem Schock infolge Blutverlusts vor, aber hier … Toby sah sich den Hals genauer an, und sofort wußte sie die Antwort. Die Fettleibigkeit der Frau hatte dafür gesorgt, daß man nicht sehen konnte, wie stark ihre Halsvenen geschwollen waren.

»Sie sagen, sie hatte vor sechs Wochen einen Myokardinfarkt?« fragte Toby.

»Genau«, brummte der Fahrer und begann wieder mit der Herzmassage. »Das hat ihr Mann gesagt.«

»Und weitere Medikamente außer dem Digoxin?«

»Auf ihrem Nachtschränkchen stand eine große Flasche mit Aspirintabletten. Wahrscheinlich hat sie Arthritis.«

Das ist es, dachte Toby. »Maudeen, bitte eine Fünfzig-Kubikzentimeter-Aufziehspritze und eine Herzkanüle.«

»Alles da.«

»Und werfen Sie mir ein paar Handschuhe und Alkoholtupfer rüber!«

Das Päckchen kam geflogen. Toby fing es in der Luft und riß es auf. »Keine Herzmassage mehr«, ordnete sie an.

Der Fahrer trat einen Schritt zurück.

Toby desinfizierte die Hautoberfläche, zog die Handschuhe an und griff nach der Spritze. Ein letzter Blick auf den Monitor.

Noch immer beschleunigter Sinusrhythmus. Sie holte tief Luft.

»Okay, schaun wir mal, ob das hilft …« Den hervorstehenden Schwertfortsatz des Brustbeins als Orientierungspunkt nehmend, stach sie in die Haut ein und führte die Kanüle in Richtung Herz. Ihr Puls hämmerte, als die Spitze langsam eindrang. Gleichzeitig zog sie den Kolben zurück und sorgte für negativen Druck. Ein Schwall Blut schoß in die Spritze.

Sie hielt sofort an. Ihre Hände waren absolut ruhig. *Bitte, lieber Gott, laß sie an der richtigen Stelle sein.* Sie zog den Kolben weiter zurück und saugte langsam Blut hoch. Zwanzig Kubikzentimeter. Dreißig. Fünfunddreißig …

»Blutdruck?« rief sie und hörte, wie die Manschette schnell aufgepumpt wurde.

»Ja! Ich haben einen!« sagte Val. »Achtzig zu fünfzig!«

»Ich glaube, ich weiß, was wir jetzt brauchen«, sagte Toby.

»Einen Chirurgen. Maudeen, rufen Sie Dr. Carey an. Sagen Sie ihm, wir haben eine perikardiale Tamponade.«

»Wegen des Infarkts?« fragte der Ambulanzfahrer.

»Und wegen der hohen Dosis Aspirin. Daher die starke Blutung. Wahrscheinlich hat sie einen Riß im Herzmuskel.« Mit dem vielen Blut draußen im Herzbeutel konnte das Herz sich nicht mehr ausdehnen. Und damit nicht mehr pumpen. Die Spritze war voll. Toby zog die Kanüle heraus.

»Druck ist jetzt auf fünfundneunzig«, sagte Val.

Maudeen hängte das Wandtelefon ein. »Dr. Carey ist unterwegs. Und sein Team auch. Er sagt, sie soll stabilisiert werden.«

»Leichter gesagt als getan«, brummte Toby und fühlte den Puls. Sie spürte ihn, wenn auch sehr schwach. »Wahrscheinlich reakkumuliert sie. Ganz schnell eine

neue Spritze und eine Kanüle. Können wir ihre Blutgruppe bestimmen, mit Kreuzprobe? Und gleichzeitig auch Blutbild und Elektrolytwerte.«

Maudeen holte eine Handvoll Röhrchen heraus. »Acht Stück?«

»Wenigstens. Wenn es geht, holen wir das ganze Blut heraus. Und lassen Sie Frischplasma aus der Kühlung kommen.«

»Blutdruck fällt auf fünfundachtzig«, sagte Val.

»Mist. Wir müssen wieder ran.«

Toby riß ein Päckchen neuer Spritzen auf und warf die Hülle weg. Wie bei jedem Notfall sammelte sich der Abfall aus Papier und Plastik am Boden. *Wie oft muß ich das jetzt noch machen?* fragte sie sich, während sie die Nadel aufsetzte. *Mach, daß du mit deinem Hintern bald da bist, Carey. Ich kann dieser Frau allein nicht das Leben retten …*

Dabei war Toby keineswegs sicher, ob Dr. Carey das konnte.

Wenn die Frau tatsächlich ein Loch in der Herzwand hatte, dann brauchte sie mehr als einen Thorax-Spezialisten – dann brauchte sie ein komplettes Bypass-Team. Das Springer Hospital war ein kleines Vorstadtkrankenhaus und perfekt auf Dinge wie einen Kaiserschnitt und die Entfernung der Gallenblase eingerichtet, aber größere chirurgische Eingriffe waren hier nicht vorgesehen. Die Ambulanzen kamen mit schweren Fällen normalerweise nicht zum Springer Hospital, sondern fuhren direkt in größere Häuser wie Brigham oder Mass General.

Doch heute morgen hatten sie nichtsahnend Toby einen schweren Fall für die Chirurgie direkt auf den Tisch gelegt. Und sie hatte keinerlei Erfahrung – genausowenig

der übrige Stab –, wie sie dieser Frau das Leben retten sollten.

Die zweite Spritze war jetzt auch mit Blut angefüllt. Noch einmal fünfzig Kubik – und keine Gerinnung.

»Blutdruck geht wieder runter«, sagte Val. »Achtzig …«

»Doc, jetzt haben wir Kammerflimmern!« unterbrach sie einer der Sanitäter.

Tobys Blick schnellte zum Monitor. Aus dem Rhythmus war das schnell jagende Muster einer Tachykardie geworden. Das Herz arbeitete nur noch halb und schlug zu schnell, um noch irgend etwas zu bewirken.

»Den Defibrillator!« rief Toby hastig. »Wir gehen auf dreihundert.«

Maudeen schaltete den Defibrillator ein. Die Anzeigenadel kletterte auf dreihundert Joule.

Toby plazierte die beiden Platten auf der Brust der Patientin.

Die Gelschicht garantierte den ordentlichen elektrischen Kontakt zur Haut. Sie schob die Platten zurecht. »Zurück!« rief sie und drückte den Auslöseknopf.

Die Patientin bäumte sich auf, und sämtliche Muskeln kontrahierten, als der Stromstoß durch ihren Körper fuhr.

Toby sah auf den Monitor. »Okay, wir haben wieder einen Sinus …«

»Keinen Puls. Ich habe keinen Puls«, sagte Val.

»Weiter mit der Herzmassage«, sagte Toby. »Eine neue Spritze!«

Schon als sie die Hülle aufriß und die Spritze auf die Nadel aufsetzte, wußte sie, daß sie den Kampf verlieren würde. Sie könnte noch literweise Blut absaugen, es würde immer welches nachfließen und auf das Herz drücken. *Halt sie nur so lange am Leben, bis der Chirurg da ist,*

dachte sie. Die Worte wiederholte sie immer wieder wie ein Mantra. *Halt sie am Leben. Halt sie am Leben* …

»Wieder Kammerflimmern!« sagte Val.

»Auf dreihundert. Lidocain, die komplette Dosis.«

Das Wandtelefon läutete. Maudeen nahm den Hörer ab. Gleich darauf rief sie: »Arlo hat ein Problem bei der Kreuzprobe mit dem Blut, das ich raufgeschickt habe. Die Patientin hat B negativ.«

Mist. Was wohl noch alles auf sie zukam? Toby legte die Platten auf die Brust. »Alles zurück!«

Wieder bäumte die Frau sich auf. Wieder ein sehr schneller Sinus.

»Hat wieder Puls«, sagte Val.

»Und jetzt das Lidocain. Wo ist das frische Plasma?«

»Arlo ist unterwegs«, sagte Maudeen.

Toby sah auf die Uhr. Seit knapp zwanzig Minuten hatten sie die Patientin hier jetzt auf dem Tisch. Ihr kam es wie Stunden vor. Bei dem Chaos rundherum, dem läutenden Telefon, den Leuten, die alle gleichzeitig redeten, fühlte sie sich plötzlich desorientiert. Die Hände fingen in den Handschuhen an zu schwitzen und klebten am Gummi. Der Fall geriet ihr außer Kontrolle …

Kontrolle war das Wort, das Tobys Leben bestimmte. Das war schließlich ihr Ziel: ihr Leben in Ordnung zu halten, die Notaufnahme in Ordnung zu halten. Und jetzt hatte sie diesen Notfall nicht mehr im Griff, und sie konnte nichts mehr tun.

Sie hatte nicht gelernt, wie man den Brustraum öffnet und eine Herzkammer näht.

Sie schaute das Gesicht der Frau an. Es war fleckig. Die schlaffen Wangen wurden rot. Schon beim Hinsehen wußte sie, die Gehirnzellen wurden nicht mehr versorgt.

Starben ab.

Der Fahrer tauschte erschöpft den Platz mit seinem Kollegen.

Zwei ausgeruhte Hände pumpten weiter. Über dem Monitor lief nur noch eine wilde Zackenlinie. Kammerflimmern. Das konnte nur noch schlimm enden.

Das Team tat, was zu tun war. Antiarrhythmika-Dosis erhöhen. Bretylium. Immer stärkere Stromstöße aus dem Defibrillator. Verzweifelt zog Toby noch einmal fünfzig Kubik Blut aus dem Herzbeutel.

Auf dem Monitor wurde der Herzrhythmus zu einer mäandernden Linie.

Toby sah in die Gesichter der anderen. Sie wußten alle, es war vorbei.

»In Ordnung.« Toby atmete tief aus. Ihre Stimme klang erschreckend ruhig. »Das war's. Wie spät ist es?«

»Elf nach sechs«, sagte Maudeen.

Fünfundvierzig Minuten haben wir sie am Leben gehalten, dachte Toby. Das Beste, was wir tun konnten. Alle hatten ihr Bestes getan.

Der Sanitäter trat einen Schritt zurück und die anderen mit ihm. Es war fast ein Reflex, dieser physische Rückzug, diese paar Sekunden respektvollen Schweigens.

Die Tür schwang auf, und Dr. Carey, der Thorax-Experte, hatte seinen üblichen dramatischen Auftritt. »Wo ist die Tamponade?« bellte er.

»Exitus«, sagte Toby.

»Wie bitte? Haben Sie sie denn nicht stabilisiert?«

»Das haben wir versucht. Wir haben es nicht geschafft.«

»Und wie lange haben Sie sie reanimiert?«

»Glauben Sie mir«, sagte Toby. »Lange genug.« Sie

rauschte an ihm vorbei nach draußen.

Am Schwesterntisch nahm sie einen Moment Platz, um sich zu sammeln, bevor sie das Protokoll ausfüllte. Aus dem Traumazimmer hörte sie Dr. Careys Stimme. Er beschwerte sich lautstark. Da scheuchten sie ihn also morgens um halb sechs aus dem Bett, und wozu? Daß er sich um eine Patientin kümmerte, die sie nicht einmal stabilisieren konnten? Konnte hier denn niemand *nachdenken,* bevor man ihm den Schlaf raubte? Wußten die hier denn nicht, daß ein langer Tag im O.P. auf ihn wartete? *Warum sind Chirurgen eigentlich immer solche Widerlinge?* fragte Toby sich und stützte den Kopf auf die Hände. Mein Gott, ging die Nacht denn nie zu Ende? Zwei Stunden Dienst lagen noch vor ihr …

Durch die Müdigkeit, die ihre Gedanken trübten, hörte sie die Tür zur Notaufnahme aufschwingen. »Entschuldigen Sie«, sagte jemand. »Ich komme, um nach meinem Vater zu sehen.«

Toby sah den Mann auf der anderen Seite des Schreibtischs an.

Schmales Gesicht. Ohne zu lächeln, sah er sie mit fast bitter verzogenem Mund an.

Toby stand auf. »Sind Sie Mr. Slotkin?«

»Ja.«

»Ich bin Dr. Toby Harper.« Sie streckte ihm die Hand entgegen.

Er schüttelte sie mechanisch und ohne jede Herzlichkeit. Sogar seine Haut fühlte sich kalt an. Obwohl er bestimmt dreißig Jahre jünger war als sein Vater, war die Ähnlichkeit mit Harry Slotkin frappierend. Daniel Slotkins Gesicht war genauso kantig, hatte die gleiche schmale, vorspringende Stirn. Nur seine Augen waren anders. Sie waren klein, dunkel und unfroh.

»Wir sind bei Ihrem Vater noch mit der Auswertung der Befunde beschäftigt«, sagte sie. »Ich habe noch nicht einmal seine Laborwerte zurück.«

Er sah sich in der Notaufnahme um und räusperte sich ungeduldig. »Ich muß um acht wieder in der City sein. Kann ich ihn jetzt sehen?«

»Natürlich.« Sie ging vor ihm her zum Untersuchungszimmer, in dem Harry Slotkin lag, machte die Tür auf und sah, daß niemand da war. »Er dürfte beim Röntgen sein. Ich rufe mal an und frage, ob sie inzwischen fertig sind.«

Slotkin folgte ihr zum Empfangscounter und sah ihr zu, wie sie den Hörer abhob. Sein Blick störte sie. Sie drehte ihm den Rücken zu und wählte.

»Röntgenraum«, meldete sich Vince.

»Hier Dr. Harper. Wie steht es mit dem CT?«

»Wir sind noch nicht soweit. Ich bereite gerade alles vor.«

»Der Sohn des Patienten möchte ihn sehen. Ich schicke ihn gleich rüber.«

»Der Patient ist hier nicht.«

»Wie bitte?«

»Ich habe ihn noch nicht bei mir. Er ist noch in der Notaufnahme.«

»Aber da habe ich doch gerade nachgesehen. Er ist nicht …«

Toby brach ab. Daniel Slotkin hörte zu, und er hatte die Bestürzung in ihrer Stimme mitbekommen.

»Gibt es ein Problem?« fragte Vince.

»Nein. Nein, keines.« Toby legte auf und sah Slotkin an. »Entschuldigen Sie mich«, sagte sie und lief durch den

Gang zum Untersuchungsraum 3 und machte die Tür auf. Aber da war kein Harry Slotkin. Die Bahre war allerdings da, und das Tuch, mit dem sie ihn zugedeckt hatten, lag zerknüllt auf dem Boden.

Jemand mußte ihn auf einer anderen Rollbahre hinausgefahren und in einen anderen Raum geschafft haben.

Toby ging in den Untersuchungsraum 4 gegenüber und schob den Vorhang zur Seite.

Kein Harry Slotkin.

Sie spürte ihr Herz klopfen, als sie den Gang weiter zum Untersuchungsraum 2 ging. Das Licht war nicht eingeschaltet. Niemand hätte den Patienten in ein unbeleuchtetes Zimmer geschoben. Trotzdem schaltete sie das Licht ein.

Nur wieder eine leere Rollbahre.

»Wißt ihr hier nicht, wo ihr meinen Vater abgestellt habt?« sagte Daniel Slotkin bissig. Er war ihr durch den Gang gefolgt.

Sie ignorierte seine Frage bewußt, trat in das Zimmer und zog den Vorhang mit einem Ruck hinter sich zu. »Wo ist Mr. Slotkin?« fragte Toby die Schwestern im Flüsterton.

»Der alte Knabe?« fragte Maudeen. »Hat Vince ihn denn nicht zum Röntgen geholt?«

»Er sagt, er sei nie bei ihm angekommen. Aber ich finde den Mann nicht. Und draußen vor der Tür steht sein Sohn.«

»Haben Sie in Raum 3 nachgesehen?«

»Ich war in *allen* Zimmern!«

Maudeen und Val sahen einander an.

»Sehen wir uns mal in den Gängen um«, sagte Maudeen.

Sie eilte mit Val auf den Flur.

Toby mußte sich wieder mit dem Sohn befassen. Allein.

»Wo ist er?« wollte er wissen.

»Wir versuchen, ihn ausfindig zu machen.«

»Es hieß doch, er ist in Ihrer Notaufnahme.«

»Da muß irgend etwas durcheinandergebracht worden sein …«

»Ist er nun hier oder nicht?«

»Mr. Slotkin, wie wäre es, wenn Sie kurz im Warteraum Platz nehmen würden? Ich bringe Ihnen eine Tasse Kaffee …«

»Ich will keinen Kaffee. Mein Vater hat gesundheitliche Schwierigkeiten. Und jetzt können Sie ihn nicht finden?«

»Die Schwestern sind auf dem Weg zum Röntgenraum.«

»Ich denke, dort haben Sie gerade angerufen!«

»Bitte, nehmen Sie einen Augenblick Platz im Wartezimmer, und wir finden inzwischen heraus, was wirklich …« Tobys Stimme wurde schriller, als sie die beiden Schwestern auf sie zueilen sah.

»Wir haben Morty angerufen«, sagte Val. »Er sieht mit Arlo auf dem Parkplatz nach.«

»Ihr habt ihn also nicht gefunden!«

»Weit kann er nicht sein.«

Toby spürte, wie sie blaß wurde. Sie fürchtete, Slotkin in die Augen zu sehen, von ihm gemustert zu werden. Aber da wandte er sich schon in seinem ärgerlichen Tonfall an sie.

»Was geht hier eigentlich vor?« fragte er. Die beiden Schwestern sagten nichts. Sie sahen Toby an.

Beide wußten schließlich, daß die Frau Doktor hier es war, die in der Notaufnahme den Kapitän abgab. Sie war

es, auf deren Schultern letztlich die Verantwortung ruhte. Und die Schuld.

»Wo ist mein Vater?«

Toby wandte sich langsam zu Daniel Slotkin um. Ihre Antwort war nur noch ein Flüstern. »Ich weiß es nicht.«

Es war dunkel, und seine Füße taten ihm weh. Er wußte, er mußte heim. Das Dumme war nur, er wußte nicht, *wie* er heimfinden könnte. Harry Slotkin wußte nicht einmal, wie er in diese einsame Straße gekommen war, durch die er stolperte. Ob er unterwegs in einem der Häuser hier läuten und um Hilfe bitten sollte? Aber alle Fenster, an denen er vorbeikam, waren dunkel.

Würde er irgendwo anklopfen und um Hilfe bitten, dann würde es Fragen geben, Licht würde angehen, und bestimmt würde man ihn demütigen. Harry war ein stolzer Mann. Er war keiner, der irgendwen so schnell um Hilfe bat. Genausowenig half er freiwillig anderen Menschen – nicht mal seinem eigenen Sohn. Er hatte immer gewußt: Nächstenliebe lähmt einen auf die Dauer. Und er hatte nie gewollt, daß aus ihm mal ein Krüppel würde. *Stärke bedeutet Unabhängigkeit. Unabhängigkeit bedeutet Stärke.*

Irgendwie würde er schon nach Hause finden.

Wenn nur der Engel wieder erscheinen würde. Sie war zu ihm gekommen an diesen Ort des Schreckens, wo man ihn auf einen kalten Tisch gelegt und mit hellen Lampen geblendet hatte. Wo Fremde an ihm mit Nadeln herumgestochert und neugierige Finger ihn untersucht hatten. Dann war der Engel erschienen. Sie hatte ihm nicht weh getan. Vielmehr hatte sie gelächelt, als sie ihm die Hände und Füße losband, und geflüstert: »Lauf, Harry! Bevor sie wieder herkommen.«

Jetzt war er frei. Ihm war die Flucht gelungen, und das

war gut! Er ging weiter diese Straße mit ihren düsteren, schweigenden Häusern hinunter und suchte nach etwas, das er kannte. Etwas, das ihm sagte, wo er war.

Ich muß im Kreis gelaufen sein, dachte er. *Hinausgegangen sein und mich verirrt haben.*

Plötzlich fuhr ihm ein Schmerz in die Füße. Er sah nach unten und blieb verwundert stehen.

Im Licht der Straßenlaterne sah er, daß er keine Schuhe anhatte.

Auch keine Socken. Er starrte auf seine nackten Füße. Seine bloßen Beine. Seinen Penis, der schrumpelig und erbärmlich zwischen seinen Beinen baumelte.

Ich habe überhaupt nichts an!

Panisch schaute er sich um, ob jemand ihn so sah. Die Straße lag ausgestorben.

Er hielt die Hände schützend über sein Genital, floh aus dem Licht der Lampe und suchte Schutz in der Dunkelheit. Wann hatte er denn seine Kleider verloren? Er erinnerte sich nicht. Er hockte sich auf den kühlen, kurzgeschnittenen Rasen vor einem Haus und dachte angestrengt nach. Aber die Panik überwucherte jetzt alles, was er an Erinnerungen an die Nacht zuvor noch hatte. Er fing an zu wimmern, stieß kleine Seufzer aus und schaukelte auf seinen nackten Füßen vor und zurück.

Ich möchte nach Hause. O bitte, bitte, wenn ich doch jetzt in meinem eigenen Bett aufwachen könnte … Er zog sich in sich zusammen und war so verzweifelt, daß er die Scheinwerfer gar nicht bemerkte, die weiter hinten um die Ecke kamen. Erst als der Van direkt neben ihm stoppte, wurde Harry klar, daß man ihn entdeckt hatte.

Er schlang die Arme noch enger um seinen Körper, rollte sich zitternd in seinen Armen zusammen.

Leise rief ihn eine Stimme durch die Dunkelheit. »Harry?«

Er hob den Kopf nicht. Er fürchtete sich davor, aufzustehen und seinen beschämend nackten Zustand zu offenbaren. Statt dessen versuchte er, sich noch mehr zu einem engen Bündel zusammenzuziehen.

»Harry, ich bin hier, dich heimzuholen.«

Langsam hob er den Kopf. Das Gesicht des Fahrers oder der Fahrerin konnte er nicht erkennen, aber die Stimme kannte er schon. Oder er glaubte es zumindest.

»Steig ein, Harry.«

Er schwankte auf den Fersen vor und zurück und spürte, wie das feuchte Gras sein nacktes Hinterteil streifte. In hohem und dünnem Jammerton sagte er: »Aber ich habe nichts an!«

»Zu Hause hast du etwas anzuziehen. Einen ganzen Schrank voll. Das weißt du doch.«

Harry hörte ein leises Klicken, und Metall rieb an Metall. Er sah auf. Die Tür des Vans stand offen. Rundum war es stockdunkel.

Neben dem Wagen war eine Silhouette zu erkennen. Sie streckte die Hand einladend aus.

»Komm, Harry«, flüsterte die Stimme. »Laß uns heimfahren.«

4

Wie schwer war es wohl, einen nackten Mann zu finden? Toby saß in ihrem Wagen auf dem Krankenhausparkplatz und sah sich um. Sie mußte blinzeln. Es war inzwischen Vormittag, und die grelle Sonne stach ihr in die nachtgewohnten Augen.

Wann war die Sonne denn aufgegangen? Sie hatte nicht hinausgesehen, hatte sich nicht einen Moment Zeit genommen, um aus dem Fenster zu schauen, und so war das Tageslicht jetzt ein Schock für ihre Netzhaut. Das hatte man davon, wenn man sich für die »Friedhofsschicht« entschied.

Sie seufzte und ließ den Motor ihres Mercedes an. Zeit, nach Hause zu fahren und etwas Zeit vergehen zu lassen, bis die nächtlichen Katastrophen in ihr abgeklungen waren.

Doch damit, daß sie dem Springer Hospital nun den Rücken kehrte, schüttelte sie keineswegs ihre gedrückte Stimmung ab.

Binnen einer einzigen Stunde hatte sie zwei Patienten verloren.

Sicher war der Tod der Frau nicht zu vermeiden gewesen. Zu ihrer Rettung hatte sie nichts tun können.

Harry Slotkin indes war ein anderer Fall. Toby hatte einen verwirrten Patienten fast eine Stunde allein gelassen. Dabei war sie es, die letztlich auf Harry aufzupassen hatte. Sosehr sie sich bemühte, sie konnte sich nicht erinnern, ob sie ihn tatsächlich an den Gelenken festgebunden hatte, bevor sie aus dem Zimmer gegangen war. *Ich muß ihn unangeschnallt zurückgelassen haben. DAS war die*

einzige Möglichkeit für ihn zu fliehen. Es ist meine Schuld. An Harry bin ich schuld.

Selbst wenn es *nicht* ihre Schuld war, sie leitete das Team und trug die Verantwortung. Und jetzt lief da draußen irgendwo ein Mann herum, nackt und verwirrt.

Sie verlangsamte das Tempo, obwohl sie wußte, daß die Polizei die Umgebung schon abgesucht und die Straßen einzeln abgefahren und gehofft hatte, ihren flüchtigen Patienten irgendwo wieder aufzulesen. Newton war ein relativ sicherer Vorort von Boston, und die Gegend, durch die sie jetzt fuhr, sah nach Wohlhabenheit aus. Sie bog in eine baumbestandene Wohnstraße ein und sah nur gepflegte Häuser, getrimmte Hecken und Garageneinfahrten hinter eisernen Gattern. Nicht gerade die Gegend, in der man einem alten Mann etwas antat. Vielleicht hatte ihn jemand zu sich hereingeholt. Vielleicht tat er es gerade in diesem Moment, und Harry fand Platz in einer gemütlichen Küche, saß beim Frühstück mit am Familientisch.

Wo steckst du, Harry?

Sie drehte ihre Runden durch die Gegend und versuchte, die Straßen aus Harrys Sicht zu sehen. Dunkel war es gewesen, man fand sich nicht so gut zurecht, und ohne Kleidung war ihm zudem kalt gewesen. Wo hatte er wohl geglaubt herumzuirren und wohin?

Nach Hause. Er würde versucht haben, den Weg *nach Hause, nach Brant Hill zu finden.*

Zweimal mußte sie anhalten und nach dem Weg fragen. Als sie schließlich zur Abzweigung in die Brant Hill Road kam, hätte sie sie fast verpaßt. Kein Schild zeigte den Weg. Die Einfahrt in die Privatstraße markierten nur zwei Steinpfeiler. Das Gatter dazwischen stand offen. Sie hielt zwischen den Pfosten an und entdeckte die beiden

Buchstaben, die in Zierschrift auf dem Metallschild am Gatter standen, ein elegantes, barock geschnörkeltes B und dann ein H. Hinter den Pfosten machte die Straße einen Bogen und verschwand hinter Laubbäumen. Das war also Harrys Wohngegend, dachte sie.

Sie fuhr weiter in die Brant Hill Road hinein.

Die Straße war frisch geteert, aber die Ahornbäume und Eichen, die sie säumten, waren schon älter. Die ersten Blätter zeigten an ihren Rändern schon den bevorstehenden Herbst.

Schon September, dachte sie. Wann war eigentlich der Sommer durchs Land gezogen? Sie folgte der kurvigen Straße, sah zu den Bäumen rechts und links und bemerkte das dichte Unterholz und all die schattigen Stellen, die einen Körper verdecken konnten. Hatte die Polizei auch diese Büsche durchforstet? Wenn Harry hier im Dunkeln entlanggegangen war, hätte er sich gut zwischen ihnen verlaufen können. Sie mußte die Polizei von Newton anrufen und bitten, sich die Straße und ihre Umgebung genauer anzusehen.

Vor ihr wurde der Baumbestand plötzlich dünner. Das Panorama, das sich auftat, kam so unerwartet, daß Toby mit einem Ruck anhielt. Am Straßenrand stand ein Schild, grün mit goldenen Lettern:

Brant Hill

Nur für Bewohner und Gäste.

Hinter dem Schild breitete sich eine Landschaft aus wie auf einem saftigen englischen Naturgemälde. Sanfte, kurz gestutzte Rasenflächen dehnten sich über die Hügel. Es gab sogar einen kleinen Zoo mit ausgefallenen Tieren. Ahorn und Birken im ersten Herbstlaub bildeten kleine Haine. Ein Teich mit wilden Iris am Uferrand glänzte in

der Sonne wie ein Edelstein.

Zwischen den Wasserlilien glitt majestätisch ein Schwanenpaar dahin. Hinter dem Teich befand sich ein »Village«, eine elegante Siedlung, jedes Haus mit einem eingezäunten Garten. Das Hauptfortbewegungsmittel schienen Golfcarts mit grünen und weißen Segelplanen zu sein. Die Carts schienen überall zu sein; sie standen in Auffahrten, schnurrten die Wege im Village auf und ab. Ein paar fuhren auch über einen Golfplatz und transportierten Spieler von einem Grün zum nächsten.

Ihr Blick fiel auf den Teich, und plötzlich fragte sie sich, wie tief er sein mochte und ob wohl ein Mensch in ihm ertrinken könnte. Nachts, im Dunkeln, konnte es schon passieren, daß ein verwirrter alter Mann dort hineintappen könnte.

Sie fuhr weiter in Richtung Village. Nach fünfzig Metern kamen eine Abzweigung und ein Schild: *Brant Hill Clinic and Residential Care Facility.*

Sie bog ab.

Die Straße führte durch immergrüne Büsche und mündete plötzlich und unerwartet in einem Parkplatz. Dahinter lag ein zweistöckiges Gebäude. An einer Seite war gerade ein neuer Flügel im Bau. Durch den Maschendrahtzaun, der die Baustelle umgab, sah man, daß die Grube schon ausgehoben war. Am Rand der Grube stand eine Gruppe Männer mit Schutzhelmen.

Sie beugten ihre Köpfe über Blaupausen.

Toby stellte den Wagen auf dem Besucherparkplatz ab und ging ins Klinikgebäude.

Klassische Musik begrüßte sie leise aus dem Hintergrund. Toby blieb beeindruckt stehen. Das hier war kein üblicher Empfangs- und Wartebereich. Sofas aus weichem Leder, originale Ölgemälde an den Wänden. Sie

sah sich den Ständer mit den ausgelegten Magazinen an. *Architectural Digest. Town and Country*. Die *Popular Mechanics* suchte man hier auf dem Kaffeetisch vergebens.

»Kann ich Ihnen helfen?« Hinter der Empfangsscheibe lächelte sie eine Frau in pinkfarbener Schwesterntracht an.

Toby ging zu ihr. »Ich bin Dr. Harper vom Springer Hospital und habe letzte Nacht in unserer Notaufnahme einen Ihrer Patienten untersucht. Ich habe versucht, den Arzt dieses Patienten zu sprechen, um mehr zu seiner Anamnese zu erfahren, aber scheinbar ist er nicht zu erreichen.«

»Welchen Arzt?«

»Dr. Carl Wallenberg.«

»Ach, der besucht gerade einen Medizinerkongreß. Am Montag ist er wieder hier in der Klinik.«

»Könnte ich mir wohl die Unterlagen des Patienten ansehen? Ich könnte dort Antworten auf einige medizinische Fragen finden, die ihn betreffen.«

»Tut mir leid, aber wir können keine Unterlagen ohne Genehmigung des Patienten herausgeben.«

»Dazu ist der Patient gar nicht fähig. Könnte ich wohl mit einem anderen Arzt sprechen?«

»Ich schau' mal schnell in seiner Akte nach.« Die Schwester ging zum Aktenschrank. »Nachname?«

»Slotkin.«

Die Schwester zog eine Lade auf und ging die Kartei durch.

»Harold oder Agnes Slotkin?«

Toby überlegte eine Sekunde. »Es gibt eine Agnes Slotkin? Ist sie mit Harry verwandt?«

Die Schwester sah nach. »Sie ist seine Frau.«

Wieso hat Harrys Sohn mir nicht gesagt, daß er eine Frau hat? fragte sie sich. Sie holte einen Stift aus ihrer Handtasche.

»Könnten Sie mir ihre Telefonnummer geben? Ich muß mit ihr über Harry sprechen.«

»Sie hat in ihrem Zimmer kein Telefon. Sie können da vorne den Aufzug nehmen.«

»Wohin?«

»Agnes Slotkin finden Sie in der Intensivpflegestation. Zimmer drei, vier, eins.«

Toby klopfte an die Tür. »Mrs. Slotkin?« rief sie. Keine Antwort. Sie trat ins Zimmer.

Ein Radio spielte leise klassische Musik. Durch die weißen Gazevorhänge schien milchig die Morgensonne. Auf dem Nachttisch stand eine Vase mit roten Rosen. Die Frau im Bett nahm das alles nicht wahr. Weder die Blumen noch das Sonnenlicht und auch nicht die Besucherin in ihrem Zimmer. Toby trat an das Bett. »Agnes?«

Die Frau rührte sich nicht. Sie lag auf der linken Seite und hatte den Blick auf die Tür gerichtet. Ihre Augen waren halb geöffnet, sahen aber ins Leere. Hinter ihren Rücken hatte man Kissen gestopft. Die Arme hielt sie wie ein Fötus um sich geschlungen. Aus einem Beutel über dem Bett tropfte eine cremig weiße Flüssigkeit durch einen Schlauch, der in einem Nasenloch der Frau verschwand. Das Bettzeug war zwar sauber, aber in der Luft hing ein Geruch, den der Duft der Rosen nicht überdecken konnte. Es roch nach Schlaganfall: Talkum, Windeln, Urin. Ein Geruch aus dem Stadium der langsamen Involution.

Toby griff nach der Hand der Frau. Sanft zog sie den Arm nach vorn. Der Ellbogen gab mit leichtem Widerstand nach. Es waren keine Kontrakturen festzustellen, die Physiotherapie hat also bei den passiven Bewegungsübungen Vorsicht walten lassen. Toby legte die Hand wieder nieder. Sie war fleischig. Trotz ihres komatösen Zustands war die Patientin gut genährt und mit Flüssigkeit versorgt.

Toby konzentrierte sich auf das schlaffe Gesicht. Ob diese Augen sie wirklich ansahen? Konnte die Frau überhaupt etwas sehen, etwas verstehen?

»Hallo, Mrs. Slotkin?« murmelte sie. »Mein Name ist Toby.«

»Agnes kann nicht antworten«, sagte eine Stimme hinter ihr.

»Aber ich glaube, sie hört Sie.«

Toby drehte sich überrascht zu dem Mann um, der gerade gesprochen hatte. Er stand in der Tür – besser, er *füllte* ihren Rahmen, ein Riese von einem Mann mit einem breiten schwarzen Gesicht und einem glänzenden Kolben von Nase. Ein nettes Gesicht, dachte sie, denn er hatte freundliche Augen. Er hatte einen weißen Arztkittel an und ein Krankenblatt in der Hand.

Lächelnd reichte er ihr die Hand. Sein Arm wurde so lang, daß das Gelenk aus dem Ärmel ragte. Gab es überhaupt Kittel, in die Männer seiner Größe paßten? fragte sie sich.

»Dr. Robbie Brace«, sagte er. »Ich bin Mrs. Slotkins Arzt. Sind Sie mit ihr verwandt?«

»Nein.« Toby schüttelte ihm die Hand. Ihre eigene verschwand wie in einem warmen braunen Handschuh. »Ich bin Notärztin im Springer Hospital, ein Stück stadteinwärts von hier. Toby Harper.«

»Beruflich hier?«

»Gewissermaßen. Ich hatte gehofft, Mrs. Slotkin könnte mir etwas über die Krankengeschichte ihres Mannes erzählen.«

»Stimmt etwas nicht mit Mr. Slotkin?«

»Man hat ihn letzte Nacht bei uns in die Notaufnahme eingeliefert, verwirrt und desorientiert. Aber bevor ich mit meinen Untersuchungen fertig war, ist Harry wieder aus dem Hospital verschwunden. Jetzt können wir ihn nicht finden, und ich habe keine Ahnung, was mit ihm passiert ist. Kennen Sie seine Krankengeschichte?«

»Ich kümmere mich nur um die Pflegefälle hier drinnen. Sie sollten mit den Ärzten unten in der Ambulanz reden.«

»Harry ist Dr. Wallenbergs Patient. Aber Wallenberg ist nicht in der Stadt. Und die Klinik gibt mir seine Unterlagen nur mit seiner Erlaubnis.«

Robbie Brace zuckte mit den Schultern. »Das ist hier so die Regel.«

»Kennen Sie Harry? Gibt es bei ihm ein medizinisches Problem, auf das ich achten sollte?«

»Ich kenne Mr. Slotkin nur vom Ansehen. Ich sehe ihn nur, wenn er Agnes besuchen kommt.«

»Also haben Sie mit Harry auch mal gesprochen.«

»Na ja, wir haben hallo gesagt, das war alles. Ich arbeite hier erst seit einem Monat und bin noch damit beschäftigt, Gesichter und Namen zuzuordnen.«

»Haben Sie die Berechtigung, mir Harrys Unterlagen auszuhändigen?«

Er schüttelte den Kopf. »Das kann nur Dr. Wallenberg, und der braucht auch erst die schriftliche Genehmigung des Patienten, bevor er irgendeine Information herausrückt.«

»Aber das könnte die Gesundheit des Patienten erheblich beeinträchtigen.«

Er runzelte die Stirn. »Sagten Sie nicht, Harry sei aus Ihrer Notaufnahme fortgegangen?«

»Also, ja, das ist er …«

»Dann ist er jetzt eigentlich nicht mehr Ihr Patient, oder?«

Toby sagte nichts mehr. Dem konnte man nicht widersprechen.

Harry *war* aus der Notaufnahme fortgegangen. Er *war* vor ihrer Behandlung davongelaufen. Sie hatte keine dringenden Gründe, die Herausgabe seiner Unterlagen zu fordern.

Sie sah die Frau im Bett an. »Ich denke, auch Mrs. Slotkin kann mir nichts erzählen.«

»Ich fürchte, Agnes sagt überhaupt nichts.«

»Was hat sie für einen Schlaganfall?«

»Subarachnoidalblutung. Nach der Karte hier ist sie seit einem Jahr bei uns in Behandlung. Scheint in einem vegetativen Zustand zu verharren. Doch immer wieder sieht sie mich offenbar an. Nicht wahr, Agnes?« sagte er. »Sie sehen mich doch an, meine Liebe?«

Die Frau im Bett rührte sich nicht, nicht einmal ein Augenlid zitterte.

Er trat an den Rand des Betts und fing an, sie zu untersuchen.

Seine schwarzen Hände waren ein bemerkenswerter Kontrast zur Blässe der Frau. Mit dem Stethoskop hörte er Herz und Lunge ab, und den Bauch überprüfte er auf Darmgeräusche. Er leuchtete in ihre Pupillen und testete Arme und Beine auf ihre Beweglichkeit. Schließlich rollte er sie herum und sah sich die Haut an Rücken und Gesäß

an. Keine Wundliegemale. Vorsichtig bettete er sie wieder gegen die stützenden Kissen und zog ihr die Decke über die Brust.

»Gut sehn Sie aus, Agnes«, murmelte er und klopfte ihr auf die Schulter. »Einen schönen Tag wünsche ich.«

Toby folgte ihm und kam sich wie ein Zwerg im Schatten eines Riesen vor. »Sie ist in einer guten Verfassung für jemanden, der seit einem Jahr einen vegetativen Status hat.«

Er nahm das Krankenblatt und notierte die Daten über ihren Krankheitsverlauf. »Ja, gewiß. Wir bieten echten Rolls-Royce-Servive.«

»Zu Rolls-Royce-Preisen?«

»Sie können es sich leisten. Wir haben hier einige ziemlich wohlhabende Bewohner.«

»Ist das hier eine Einrichtung nur für Ruheständler?«

»Nein, wir haben auch ein paar Berufstätige, die sich hier eingekauft haben, um sicherzugehen, daß man sich auch künftig um ihre Bedürfnisse kümmert. Wir sorgen für Unterkunft, Verpflegung, medizinische Versorgung. Langzeitpflege, wenn sie nötig wird. Sie haben vielleicht gesehen, daß wir die Pflegeabteilung bereits ausbauen.«

»Ich habe auch einen sehr schönen Golfplatz entdeckt.«

»Außerdem gibt es Tennisplätze, ein Kino und ein Hallenbad.«

Er schloß das Krankenblatt und lächelte sie an. »Das weckt in einem schon den Wunsch, früh in Rente zu gehen, nicht?«

»Ich glaube nicht, daß ich mir ein Rentnerdasein wie hier leisten könnte.«

»Ich verrate Ihnen ein Geheimnis: Das könnte keiner von uns.«

Er sah auf die Uhr. »Es war nett, Sie kennenzulernen, Dr. Harper. Wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen? Ich muß mich noch um eine Menge Patienten kümmern.«

»Gibt es hier irgendeine Möglichkeit, mehr über Harry zu erfahren?«

»Dr. Wallenberg ist am Montag zurück. Sie können sich dann mit ihm in Verbindung setzen.«

»Ich möchte aber *jetzt* wissen, womit ich es zu tun habe. Es macht mich schon ganz krank. Könnten Sie nicht einmal durchsehen, was in der Ambulanz an Daten über den Patienten angelegt sind? Und mich anrufen, wenn Sie etwas Wichtiges finden?« Sie kritzelte ihre Privatnummer auf eine Visitenkarte und gab sie ihm.

Er nahm sie zögernd. »Ich werde sehen, was ich tun kann«, war alles, was er sagte. Dann drehte er sich um, ging in ein Krankenzimmer und ließ Toby allein im Flur stehen.

Sie stand mit dem Rücken zur Tür und seufzte. Sie hatte ihr Bestes getan, an die Informationen zu kommen, aber in der Brant war man einfach nicht kooperativ. Jetzt spürte sie, wie Hunger und Müdigkeit sie überfielen. Ihr Körper meldete seine Rechte an. *Essen. Schlafen. Sofort.* Langsam und mit schweren Beinen ging sie zurück zum Aufzug. Doch auf halbem Weg blieb sie stehen.

Jemand schrie.

Es kam aus dem Krankenzimmer am Ende des Flurs – kein Schmerzensschrei, sondern Angst.

Toby rannte los und hörte, wie hinter ihr im Gang Stimmen aufkamen und dann schnelle Schritte folgten. Doch sie erreichte vor allen anderen die Tür und stieß sie auf.

Zuerst sah sie nur einen älteren Mann, der auf Händen

und Füßen über ein Bett kroch. Er war von der Taille abwärts nackt, und sein schrumpeliges Gesäß bewegte sich vor und zurück wie bei einem Hund beim Paarungsversuch.

Dann entdeckte Toby die unter Decken und Tüchern begrabene Frau, von der kaum noch etwas zu sehen war.

»Zieht ihn runter von mir! Bitte, zieht ihn runter!« schrie die Frau.

Toby packte den Mann am Arm und versuchte, ihn wegzuziehen. Er reagierte mit einem so heftigen Stoß, daß Toby das Gleichgewicht verlor und rücklings auf dem Fußboden landete. Eine Schwester kam ins Zimmer gestürzt.

»Mr. Hackett, hören Sie auf! *Hören Sie auf damit!*« Die Schwester versuchte ebenfalls, den Mann wegzuziehen, doch auch sie wurde zur Seite geschleudert.

Toby kam wieder auf die Füße. »Packen Sie ihn an dem einen Arm, ich nehme den anderen«, sagte sie und lief um das Fußende des Betts. Beide hielten den Mann an den Armen. Selbst als sie ihn nun von der Frau wegzogen, machte er noch seine Bewegungen weiter wie ein Sex-Roboter, den man nicht abschalten konnte.

Die Frau auf dem Bett krümmte sich zusammen wie ein Embryo, umklammerte die Decken und fing an zu weinen.

Da drehte sich der Mann plötzlich um und traf Toby mit dem Ellbogen unter dem Kinn. Der Hieb ließ ihre Zähne aufeinanderschlagen, und ein heftiger Schmerz schoß ihr durch den Kopf. Sie sah Sterne und hätte ihn beinahe losgelassen, aber die blanke Wut half ihr durchzuhalten. Er schlug noch einmal nach ihr. Sie rangelten miteinander, und sie roch seinen Schweiß, spürte, wie sich seine Muskeln im Kampf spannten. Die Schwester verlor den Halt. Sie stolperte und lockerte ihren Griff. Der alte Mann

griff nach einer Haarsträhne von Toby und zerrte daran. Jetzt rieb er sich an *ihr*. Sie spürte seinen erigierten Penis an ihrer Hüfte. Ekel und Wut schnürten ihr die Kehle zu. Sie spannte den Oberschenkel und wollte ihm gerade das Knie in die Leistengegend rammen.

Da war er mit einemmal weg. Ein paar gewaltige schwarze Hände hatten ihn hochgehoben. Robbie Brace trug den Mann quer durch das Zimmer und rief der Schwester zu: »Haldol, fünf Milligramm, intramuskulär.«

Die Schwester rannte aus dem Zimmer und war kurz darauf mit einer Spritze in der Hand zurück.

»Machen Sie schon, ich kann ihn nicht die ganze Zeit so halten«, sagte Brace.

»Ich muß erst mal an sein Gesäß kommen …«

»Na, los schon!«

»Aber er windet sich immer weg …«

»Mann, hat der Kerl Kräfte. Womit habt ihr ihn denn gefüttert?«

»Er nimmt an einer Versuchsreihe teil, hat außerdem Alzheimer – ich komme nicht an ihn heran!«

Brace hob ihn noch ein Stück höher und hielt der Schwester das Hinterteil des Mannes hin. Sie nahm ein Stück nackte Haut zwischen die Finger und stieß die Nadel hinein. Der alte Mann kreischte los, sträubte sich, wollte sich losreißen. Strampelnd gelang es ihm, ein Glas Wasser auf dem Nachttisch zu packen.

Er schlug es dem Arzt ins Gesicht.

Es traf krachend die Schläfe. Toby machte einen Satz nach vorn und packte den alten Mann am Handgelenk, bevor er noch einmal ausholen konnte. Mit aller Kraft drehte sie ihm den Arm um, und das zerbrochene Glas fiel ihm aus der Hand.

Brace schlang seine langen Arme um die Schultern des Alten und rief: »Geben Sie ihm den Rest von dem Haldol auch noch!«

Noch einmal bohrte die Schwester dem Mann die Spritze ins Gesäß und drückte den Kolben hinunter. »Alles drin! Mein Gott, ich hoffe, es wirkt besser als das Mellaril.«

»Der Kerl hier bekommt Mellaril?«

»Tag und Nacht. Ich habe Dr. Wallenberg gesagt, das bringt bei ihm nichts. Diese Alzheimer-Patienten muß man jede Sekunde im Auge haben, sonst …« Die Schwester holte tief Luft. »Dr. Brace, Sie bluten ja!«

Toby sah auch mit Schrecken, wie Dr. Brace Blut über die Wange lief und auf seinen weißen Kittel tropfte. Das zerbrochene Glas hatte an der Schläfe eine Schnittwunde hinterlassen.

»Das müssen wir stoppen«, sagte Toby. »Und zwar müssen wir nähen.«

»Lassen Sie mich erst einmal den Burschen ein bißchen in seiner Bewegungsfreiheit einschränken. Kommen Sie mit, Sir. Wir gehen wieder in Ihr Zimmer.«

Der alte Mann spuckte im hohen Bogen vor ihm aus. »Laß mich los, Nigger!«

»O Mann, jetzt appellieren Sie an die gute Seite in mir, oder?«

»Mag keine Nigger.«

»Ja, Sie und alle anderen auch nicht«, sagte Brace eher überdrüssig als zornig. Halb zog, halb schob er den Mann aus dem Zimmer in den Flur. »Also, mein Lieber, Sie haben es sich verdient, nun mal Bekanntschaft mit einer Zwangsjacke zu machen.«

»Au! Sorgen Sie dafür, daß ich nachher nicht aussehe wie

Frankensteins Monster, ja?«

Vorsichtig betäubte Toby den Bereich um Robbies Schnittwunde mit Xylocain und zog die Nadel wieder heraus. Dann zwickte sie leicht seine Haut. »Spüren Sie das?«

»Nein. Es ist taub.«

»Wollen Sie nicht doch lieber einen plastischen Chirurgen kommen lassen, der Ihnen das näht?«

»Sie sind Notfallärztin. Machen Sie das denn nicht die ganze Zeit?«

»Schon. Aber wenn Sie sich Sorgen um das kosmetische Ergebnis machen …«

»Wieso sollte ich? Ich bin schon jetzt gottverdammt häßlich. Da wäre eine Narbe nur eine Verschönerung.«

»Gut, dann werde ich Ihrem Gesicht einen ganz individuellen Zug verpassen«, sagte sie und nahm Nadel und Faden zur Hand. Im gut ausgestatteten Behandlungszimmer hatte alles Nötige bereitgelegen. Wie alles andere in der Brant Hill Clinic war die Ausrüstung funkelnagelneu und durchgehend erste Wahl. Den Tisch, auf dem Robbie lag, konnte man in alle möglichen Positionen verstellen, so daß man hier alles optimal behandeln konnte, von Kopfwunden bis zu den Hämorrhoiden.

Die Overhead-Lampen waren hell genug für chirurgische Eingriffe, und in der Ecke stand ein Wägelchen mit dem kompletten Instrumentarium für Herz-Kreislauf-Notfälle bereit, natürlich nur die allerneuesten Modelle.

Sie wusch die Wunde noch einmal mit Alkohol aus und stach die krumme Nadel an den Wundrändern ins Gewebe. Robbie lag absolut ruhig auf der Seite. Die meisten

Patienten schlossen bei Eingriffen dieser Art die Augen, doch seine standen weit offen und starrten zur gegenüberliegenden Wand. So einschüchternd seine schiere Größe auch auf sie wirkte, seine Augen schienen jede Bedrohlichkeit wieder zu neutralisieren. Sie waren sanft-braun mit Wimpern so dick wie bei einem Kind.

Sie machte den nächsten Stich und zog die Nadel an der anderen Seite wieder heraus. »Der Alte ist ganz schön tief gekommen«, sagte sie. »Sie hatten Glück, daß er nicht das Auge getroffen hat.«

»Ich glaube, er hatte es eher auf meine Kehle abgesehen.«

»Und er wird wirklich rund um die Uhr sediert?« Sie schüttelte den Kopf. »Da sollten Sie lieber die Dosis verdoppeln und ihn zusätzlich einschließen.«

»Das ist er normalerweise auch. Wir haben die Alzheimer-Patienten auf einer separaten Station, wo wir sie unter Beobachtung haben. Ich nehme an, Mr. Hackett ist uns entschlüpft. Und, wissen Sie, manchmal kommen diese alten Burschen mit ihrer Libido nicht klar. Die Selbstkontrolle versagt, und der Körper will halt noch.«

Toby zog eine Schlinge hoch, machte den letzten Stich, sicherte den Knoten und schnitt den Faden ab. Die Wunde war jetzt zu, und sie wischte sie noch einmal mit Alkohol ab. »Was für eine Versuchsreihe ist das denn?«

»Hm?«

»Die Schwester sagte vorhin, er nimmt an irgendeiner Versuchsreihe teil.«

»Ach so. Wallenberg probiert etwas aus. Hormongaben bei älteren Männern.«

»Und wozu?«

»Der Jungbrunnen, was sonst? Wir haben eine

wohlhabende Klientel, und die meisten von ihnen möchten ewig leben. Sie sind alle ganz begierig, sich freiwillig für die neuesten Behandlungstrends zur Verfügung zu stellen.« Er setzte sich auf und schüttelte den Kopf, als wolle er eine plötzliche Benommenheit abschütteln. Toby bekam es plötzlich mit der Angst: Je größer sie sind, desto schwerer fallen sie. Und desto schwerer sind sie auch wieder vom Boden hochzukriegen.

»Legen Sie sich wieder hin«, sagte sie. »Sie sind zu schnell hochgekommen.«

»Mir geht's blendend. Ich muß wieder an die Arbeit.«

»Nein, Sie bleiben, wo Sie sind, okay? Sonst fallen Sie noch um, und ich darf dann die andere Seite Ihres Gesichts zusammennähen.«

»Noch eine Narbe«, grummelte er, »noch mehr Persönlichkeit.«

»Die haben Sie bereits, Dr. Brace.«

Er lächelte, aber sein Blick war noch ein bißchen unstet. Besorgt beobachtete sie ihn einen Moment und war darauf gefaßt, ihn aufzufangen, falls er ohnmächtig würde. Aber es passierte nicht.

»Erzählen Sie mir noch von der Sonderbehandlung«, sagte sie.

»Was für Hormone injiziert Dr. Wallenberg denn?«

»Einen Cocktail. Wachstumshormone. Testosteron. Dehydroepiandrosteron. Und noch ein paar andere. Zur Untermauerung braucht es viele Versuche.«

»Ich weiß, daß Wachstumshormone bei älteren Menschen für kräftigere Muskulatur sorgen. Aber ich habe noch nicht viele Studien gesehen, die sie kombinieren.«

»Aber es hat seinen Sinn, nicht? Wenn man älter wird, funktioniert die Hypophyse nicht mehr so. Produziert nicht

mehr all diese knackigen Hormone. Daher die Theorie, warum wir überhaupt altern. Unsere Hormone geben den Geist auf.«

»Und Wallenberg ersetzt sie.«

»Er scheint damit *einigen* Erfolg zu haben. Sehen Sie sich Mr. Hackett an. Geht ganz schön ran.«

»Zu schön. Warum geben Sie denn einem Alzheimer-Patienten Hormone? Er kann dem ja nicht einmal von sich aus zustimmen.«

»Vielleicht hat er das vor Jahren mal getan, als er es noch konnte.«

»Die Studie läuft also schon so lange?«

»Dr. Wallenbergs Forschungen haben ’92 begonnen. Sehen Sie im Index Medicus nach. Da finden Sie seinen Namen über einem Dutzend veröffentlichter Arbeiten. Jedermann in der Geriatrie kennt Dr. Wallenbergs Namen.« Mit einem Schwung war er vom Tisch herunter. Nach einem kurzen Augenblick nickte er. »Wie ein Felsen. Wann werden die Nähte gezogen?«

»In fünf Tagen.«

»Und wann bekomme ich die Rechnung?«

Sie lächelte. »Gar nicht. Tun Sie mir nur einen Gefallen.«

»Hm, ja.«

»Werfen Sie einen Blick in Harry Slotkins Krankenblatt. Rufen Sie mich an, wenn Sie meinen, da wäre was, das ich wissen sollte. Das ich vielleicht übersehen habe.«

»Sie meinen, Sie haben?«

»Ich weiß nicht. Aber ich mag es gar nicht, wenn ich etwas vermassele. Wirklich. Vielleicht ist Harry ja klar genug, daß er den Weg nach Brant Hill zurückfindet. Vielleicht sogar bis in das Zimmer seiner Frau. Halten Sie

die Augen nach ihm auf.«

»Ich sage es den Schwestern.«

»Man kann ihn kaum übersehen.« Sie griff nach ihrer Handtasche. »Er hat nicht ein Fitzelchen Sachen am Leib.«

Toby bog in ihre Auffahrt ein, parkte den Wagen neben Bryans Honda und stellte den Motor ab. Sie stieg nicht gleich aus, blieb einfach einen Augenblick sitzen, lauschte dem Tick-tick-tick des abkühlenden Motors und genoß diesen ruhigen Moment, wo niemand etwas von ihr wollte. Sie wollten immer so viel von ihr. Sie holte tief Luft und lehnte den Kopf gegen die Kopfstütze. Es war halb zehn, eine ruhige Zeit in dieser Vorstadtgegend mit ihren berufstätigen Bewohnern. Die Eltern waren bei der Arbeit, die Kinder in der Schule oder im Kinderhort, und die Häuser standen leer und warteten auf die Ankunft der Putzkommandos, die staubstaugen und wischen würden und dann wieder verschwanden, das typische Geruchsgemisch von Bohnerwachs und Scheuermitteln hinterlassend. Es war eine sichere Wohngegend mit gepflegten Häusern, nicht gerade die eleganteste von Newton, aber sie genügte Tobys Bedürfnis nach einer gewissen Ordnung in ihrem Leben. Nach einer Schicht in der Notaufnahme, von der man nie wußte, was einen erwartete, hatte der Anblick eines kurzgeschnittenen Rasens vor dem Haus seinen eigenen Reiz.

Ein Stück die Straße hinunter sprang ein Laubhäcksler an. Der Moment der Stille war vorbei. Die Gartenmaschinen hatten ihren täglichen Einsatz begonnen.

Zögernd verließ sie ihren Mercedes und stieg die Stufen zur Vorderveranda hinauf.

Bryan hütete für sie das Haus und paßte auf ihre Mutter

auf. Toby bezahlte ihn dafür. Jetzt erwartete er sie schon mit übereinandergeschlagenen Armen an der Tür und sah sie aus zusammengekniffenen Augen mißbilligend an. Er hatte die Körpergröße eines Jockeys, ein schmucker junger Kerl in Miniaturausgabe, aber auch ein nicht zu übersehendes Hindernis.

»Ihre Mama hat heute morgen gegen die Wände gehämmert, daß man meinen konnte, sie stürzten gleich ein«, sagte er. »Sie sollten ihr das nicht antun.«

»Haben Sie ihr nicht gesagt, daß ich später heimkomme?«

»Das hilft nichts. Sie wissen, sie versteht das nicht. Sie erwartet Sie in der Frühe, und wenn Sie nicht kommen, ist sie nur noch dauernd am Fenster. Sie wissen, hin und zurück und wieder hin, ob nicht Ihr Auto kommt.«

»Tut mir leid, Bryan. Es war nicht zu ändern.« Toby ging hinter ihm her ins Haus und legte die Handtasche auf den Garderobentisch. Sie nahm sich Zeit beim Aufhängen der Jacke und sagte sich: *Nicht ärgerlich werden. Nicht die Fassung verlieren.*

Du brauchst ihn. Mom braucht ihn.

»Mir macht es nichts aus, wenn Sie zwei Stunden zu spät kommen«, sagte er. »Ich kriege mein Geld. Ich werde gut bezahlt, allerbesten Dank. Aber Ihre arme Mama, die wird damit nicht fertig.«

»Wir hatten einige Probleme im Krankenhaus.«

»Sie hat ihr Frühstück nicht angefaßt. Und jetzt sind die Spiegeleier kalt.«

Toby knallte den Flurschrank zu. »*Dann mache ich ihr eben ein neues Frühstück.*«

Schweigen.

Sie stand mit dem Rücken zu ihm, die Hand noch an der

Schranktür, und dachte: Ich wollte gar nicht so ärgerlich klingen. Aber ich bin müde. Ich bin so furchtbar müde.

»Alsdann«, sagte Bryan, und in dem Wort steckte alles. Verletztheit. Rückzug.

Sie drehte sich um und sah ihn an. Sie kannten sich jetzt schon zwei Jahre, aber ihr Verhältnis war immer nur Arbeitgeber – Angestellter gewesen, und niemals hatten sie diese Hürde in Richtung auf eine wirkliche Freundschaft überschritten. Sie hatte nie sein Haus betreten und nie Noel kennengelernt, den Mann, mit dem er lebte. Doch jetzt gerade war ihr klargeworden, daß sie inzwischen von Bryan abhängiger war als von sonstwem. Er war es, der ihr ihr Leben ermöglichte, und sie konnte es sich nicht leisten, ihn zu verlieren.

»Es tut mir leid«, sagte sie. »Ich komme gerade mit einem anderen Fall nicht klar. Ich hatte eine wirklich beschissene Nacht.«

»Was ist passiert?«

»Wir haben zwei Patienten verloren. Binnen einer Stunde. Und das macht mich ziemlich fertig. Ich wollte es nicht bei Ihnen abladen.«

Er beantwortete es mit einem kurzen Nicken, eine widerwillige Annahme ihrer Entschuldigung.

»Und wie war Ihre Nacht?« fragte sie.

»Sie hat durchgeschlafen. Dann habe ich sie vorhin in den Garten gebracht. Das scheint sie immer sehr zu beruhigen.«

»Ich hoffe, sie hat nicht den ganzen Salat abgepflückt.«

»Ich sage es Ihnen nicht gern, aber Ihr Salat ist schon vor einem Monat geschossen.«

Na gut, als Gärtnerin bin ich also auch eine Fehlbesetzung, dachte Toby und ging durch die Küche zur

Hintertür. Jedes Jahr legte sie aufs neue hoffnungsvoll ein Gemüsebeet an. Sie säte Reihen von Salat, Zucchini und grüne Bohnen und zog sie hoch, bis sie als Sämlinge aus dem Boden sprossen. Dann passierte das Unvermeidliche, sie hatte zuviel zu tun und mußte den Garten vernachlässigen. Der Salat schoß, die Bohnen hingen gelb und holzig an den Stangen. Verbittert riß sie dann alles wieder aus und schwor sich, das nächste Jahr besser für den Garten zu sorgen. Und wußte doch, daß ihr im nächsten Jahr wieder eine Zucchini-Ernte aus lauter ungenießbaren Baseballschlägern entgegenwachsen würde.

Sie ging nach draußen. Zuerst sah sie ihre Mutter gar nicht. Aus dem Garten war ein Dschungel aus Kletterpflanzen und Sommerblumen geworden, die ihr bis zum Kinn hinaufwuchsen.

Hier draußen hatte stets eine fröhliche Zufälligkeit geherrscht, als hätte sie die Beete ganz planlos und Saison für Saison ganz nach Gärtnerlaune angelegt. Das Haus hatte Toby vor acht Jahren gekauft und sich dabei vorgenommen, die widerspenstigeren Pflanzen auszureißen und unbarmherzig für eine gewisse Gartenkultur zu sorgen. Ellen war es gewesen, die ihr das wieder ausgeredet hatte, Ellen, die ihr erklärt hatte, daß – im Garten – Unordnung das Schönere war.

Jetzt stand Toby an der Hintertür und schaute in einen so dicht zugewachsenen Garten, daß sie nicht einmal den ziegelgepflasterten Weg sah. Etwas raschelte zwischen den Blumen, und ein Strohhut tauchte zwischen ihnen auf. Es war Ellen, die auf den Knien kroch.

»Mom, ich bin wieder da.«

Der Strohhut kam hoch, und darunter tauchte Ellen Harpers rundes, sonnengebräuntes Gesicht auf. Sie sah

ihre Tochter und winkte. Sie schwenkte etwas in der Hand. Toby ging über den kleinen Hinterhof und kämpfte sich durch das Gestrüpp der Kletterpflanzen. Ihre Mutter stand auf. Sie hatte ein Bündel Löwenzahn ausgerupft. Das war eine dieser Ironien des Lebens, daß Ellens Krankheit sie alles mögliche hatte vergessen lassen – kochen, sich selber baden –, aber was sie nicht vergessen hatte und wahrscheinlich nie vergessen würde, war, wie man Unkraut von Blumen unterschied.

»Bryan sagt, du hast noch gar nichts gegessen«, sagte Toby.

»Ach, ich nahm an, ich hätte. Habe ich nicht?«

»Gut, ich mache uns beiden jetzt ein Frühstück. Kommst du herein und ißt mit mir?«

»Aber ich habe hier noch so viel zu tun.« Ellen sah sich seufzend zwischen den Blumenbeeten um. »Ich glaube, ich werde nie damit fertig. Siehst du das hier? Dieses schreckliche Zeug?«

Sie wedelte mit den schlaffen Pflanzen in der Hand.

»Das ist Löwenzahn.«

»Ja, und dieses Zeug wuchert und wuchert nur so. Wenn ich es nicht ausreiße, wächst es diese ganzen roten Blumen da zu. Wie heißen die noch …«

»Die roten Blumen? Ich weiß wirklich nicht, Mom.«

»Wie dem auch sei, es gibt eben nur soundso viel Platz, und da muß das Zeug eben gejätet werden. Es ist ein Kampf um mehr Platz. Ich habe so viel zu tun, und ich habe nie genug Zeit.« Sie ließ den Blick durch den Garten schweifen, die Wangen von der Sonne gerötet. *So viel zu tun, nie genug Zeit.* Das war Ellens Mantra, eine immer wiederkehrende Floskel, die ihr erhalten blieb, während sonst ihr Gedächtnis zerfiel. Warum war diese Floskel in

Ellens Gehirn so fest gespeichert geblieben? War ihr Leben als verwitwete Mutter zweier Töchter immer so sehr vom Zeitdruck bestimmt gewesen, vom Gedanken an unerledigte Aufgaben?

Ellen ging wieder auf die Knie und wühlte im Boden. Wozu, wußte Toby nicht. Vielleicht war da noch mehr von dem verhaßten Löwenzahn. Toby sah zum Himmel. Er war wolkenlos, und es war angenehm warm. Ellen war hier draußen gut untergebracht, auch ohne direkte Aufsicht. Das Gartentor war verschlossen, und sie schien zufrieden. Im Sommer machte sie das immer so. Toby würde ihrer Mutter ein Sandwich machen und es auf dem Küchentisch für sie liegenlassen. Und dann würde sie ins Bett gehen. Nachmittags um vier würde sie aufwachen, und sie würde mit Ellen zu Abend essen.

Sie hörte Bryans Wagen wegfahren. Um halb sieben würde er wieder dasein und über Nacht bei Ellen bleiben. Und Toby würde wieder mal zu ihrer üblichen Schicht ins Hospital aufbrechen.

So viel zu tun, nie genug Zeit. Das wurde langsam auch Tobys Mantra. Wie die Mutter, so hatte auch die Tochter niemals genug Zeit.

Sie holte tief Luft und ließ sie ganz langsam wieder herausströmen. Das Adrenalin von den Anspannungen des Morgens war aufgebraucht, und jetzt spürte sie die Müdigkeit wie eine steinerne Last auf ihren Schultern. Sie wußte, daß sie jetzt direkt ins Bett gehen sollte, aber sie schien sich nicht mehr bewegen zu können. Statt dessen stand sie da und sah ihrer Mutter zu, dachte, wie jung Ellen aussah, nicht etwa gealtert, sondern wie ein Mädchen mit rundem Gesicht und Schlapphut. Ein Mädchen, das glücklich Sandkuchen im Garten backte.

Die Mutter bin jetzt ich, dachte Toby. Und wie jeder

Mutter wurde auch ihr mit einemmal klar, wie schnell die Zeit, die schnellen Augenblicke vergingen.

Sie kniete sich zu ihrer Mutter auf den Boden.

Ellen sah sie von der Seite an, und ihre blauen Augen schauten eine Spur verwundert. »Brauchst du etwas, Liebes?« fragte sie.

»Nein, Mom. Ich dachte mir nur, ich helfe dir etwas Unkraut rupfen.«

»Ja?« Ellen lächelte, hob eine erdbedeckte Hand und schob eine Strähne Haar aus Tobys Wange. »Bist du sicher, du weißt, welche du ausreißen mußt?«

»Am besten zeigst du es mir.«

»Hier.« Ellen führte Tobys Hand sanft zu einem grünen Büschel. »Du kannst damit anfangen.«

Und Seite an Seite knieten Mutter und Tochter in der Erde und rupften Löwenzahn.

5

Angus Parmenter steigerte das Tempo auf flotte sechs Meilen pro Stunde und spürte den entsprechenden kleinen Ruck unter den Füßen. Seine Schrittfrequenz beschleunigte sich entsprechend. Auch sein Puls ging hinauf. Er sah es auf der Digitalanzeige am Haltegriff des Laufbands. 112. 116. 120. Die Herztätigkeit mußte angeregt werden, das Blut schneller fließen. *Gib Gas! Sauerstoff in die Lungen pumpen und ausatmen. Die Muskeln brauchen Training.*

Über den Großbildschirm an der gegenüberliegenden Wand liefen als »Langeweile-Killer« Szenen aus einem griechischen Dorf mit weißen Häusern und Straßen aus Kopfsteinpflaster.

Doch sein Blick blieb fixiert auf die Digitalanzeige zwischen seinen Händen. Der Puls kletterte auf 130 und erreichte damit die vorgesehene Marke. Diesen Level wollte er die nächsten zwanzig Minuten halten und dann langsam wieder heruntergehen auf hundert, dann achtzig, schließlich zu den gewohnten achtundsechzig im Ruhezustand. Dann kam das Training an den Kraftgeräten, vor allem für den Oberkörper, und danach die Dusche. Bis dahin würde es Zeit sein für einen Lunch, fettarm, proteinreich, vor allem Rohkost, drüben im Speiseraum des Country Clubs. Zusammen mit dem Essen waren ein paar seiner täglichen Pillen fällig: Vitamin E, Vitamin C, Zinktabletten, Selen. Ein Vorrat an Arzneien, die magisch den Alterungsprozeß aufzuhalten versprachen.

Und alles zusammen schien tatsächlich zu wirken. Zweiundachtzig Jahre war Angus Parmenter jetzt alt, und er hatte sich noch nie besser gefühlt. Nun genoß er die

Früchte seiner Arbeit im Leben. Er hatte für seinen Reichtum geschuftet, mehr, als all die jammernden jungen Leute von heute dies jemals in *ihrem* Leben würden tun müssen. Er hatte Geld, und er hatte vor, noch lange genug zu leben, um es auszugeben, jeden letzten gottverdammten Penny. Sollte sich die nächste Generation doch selber ihr Vermögen verdienen. Hier war *er* jetzt am Zug.

Nach dem Lunch würde er mit Phil Dorr und Jim Bigelow, seinen Freunden und sportlichen Konkurrenten, eine Runde Golf spielen. Dann konnte er, wenn er wollte, mit dem Brant-Hill-Pendeldienst in die City fahren. Heute abend stand ein Besuch von »Cats« im Wang Center auf dem Programm. Aber wahrscheinlich würde er das Musical auslassen. Die Damen in seiner Begleitung würden wahrscheinlich alle zu singenden »Kitty-Cats« mutieren, aber ohne ihn – er hatte die Show schon am Broadway gesehen, und zwar oft genug.

Nebenan hörte er das Trimmrad lossurren. Jim Bigelow warf sich mit Schwung in die Pedale.

Angus nickte ihm zu. »Hey, Jim.«

»Hallo, Angus.«

Für eine Weile waren sie, schwitzend und schnaufend, zu sehr auf sich selbst konzentriert, als daß sie miteinander geredet hätten. Vorn auf dem Bildschirm zeigte das Video statt des griechischen Dorfes jetzt einen matschigen Weg in einem Regenwald. Angus' Pulsfrequenz blieb stetig auf hundertdreißig pro Minute.

»Hast du noch etwas von ihm gehört?« fragte Bigelow, vom Surren seines Rads begleitet. »Von Harry?«

»Kein Wort.«

»Ich habe sie gesehen … , ich meine, die Polizei … Sie haben im Teich gesucht.« Bigelow keuchte. Gleichzeitig zu reden und in die Pedale zu treten fiel ihm schwer.

Eigene Schuld, dachte Angus. Bigelow konnte kein Dessert auslassen, und außerdem kam er nur einmal in der Woche zum Fitneßtraining. Er hatte nichts übrig fürs Trainieren und auch nicht für gesundes Essen.

Mit seinen sechsundsiebzig Jahren sah er deswegen auch genauso alt aus, wie er war.

»Beim Frühstück … habe ich gehört … sie haben ihn noch nicht gefunden …« Bigelow beugte sich über den Lenker. Sein Gesicht war rot vor Anstrengung.

»Das war auch das letzte, was ich gehört habe«, sagte Angus.

»Komisch. Sieht Harry gar nicht ähnlich.«

»Überhaupt nicht.«

»Benahm sich etwas seltsam … am Wochenende. Hast du das gemerkt?«

»Was meinst du damit?«

»Hatte sein Hemd verkehrt herum an. Die Socken paßten nicht zusammen. Untypisch für Harry.«

Angus sah weiter direkt auf den Bildschirm. Jetzt waren sie im Dschungel. Oben in einer Baumkrone ringelte sich eine Boa constrictor um einen Ast.

»Und sind dir … seine Hände aufgefallen?« keuchte Bigelow.

»Was war mit denen?«

»Sie haben gezittert. Letzte Woche.«

Angus sagte nichts. Er packte die Haltestange fester und konzentrierte sich auf seine Schritte. *Lauf. Lauf. Mach die Waden stramm, sieh zu, daß sie jung und fest bleiben.*

»Am komischsten«, sagte Bigelow, »ist dieser Rummel um Harry. Du kannst dir nicht vorstellen …«

»Ich stelle mir gar nichts vor, Jim. Hoffen wir, er taucht

bald wieder auf.«

»Klar.« Bigelow hörte auf zu strampeln. Er blieb sitzen, rang nach Atem und starrte auf den Bildschirm, auf dem jetzt ein tropischer Regenguß auf den Dschungel niederprasselte. »Das Dumme ist nur«, sagte er ruhig, »ich glaube nicht, daß er wieder heil auftaucht. Es sind schon zwei Tage her.«

Angus schaltete das Laufband mit einem Ruck ab. Kein Cooldown mehr. Gleich weiter mit der Brust und den Armen. Er schlang das Handtuch um den Nacken und ging zum Armbeuger und -strecker. Widerwillig nahm er zur Kenntnis, daß Bigelow vom Rad stieg und ihm folgte.

Er ignorierte ihn einfach, setzte sich an das Gerät und begann mit dem Latissimus dorsi.

»Angus«, sagte Bigelow, »macht dir das denn gar keine Sorgen?«

»Was können wir schon machen, Jim? Die Polizei schaut sich ja bereits nach ihm um.«

»Nein, ich meine, erinnert dich das nicht an …« Bigelow begann zu murmeln. »An das, was mit Stan Mackie passiert ist?«

Angus unterbrach seine Übungen und ließ die Gewichte herunter. »Das ist Monate her.«

»Ja, aber es war genau das gleiche. Erinnerst du dich, wie er mit offenem Hosenschlitz herumlief? Und dann wußte er nicht mehr, wie Phil heißt. Man vergißt nicht den Namen seines besten Freundes.«

»Phil kann man leicht vergessen.«

»Ich kann es nicht glauben, wie schnoddrig du damit umgehst.

Erst verlieren wir Stan. Und jetzt Harry. Was ist, wenn …« Bigelow brach ab und sah sich im Fitneßraum um, als

fürchte er, jemand könne sie belauschen. »Was, wenn da etwas Schlimmes vor sich geht? Wenn wir alle krank werden?«

»Stans Tod war Selbstmord.«

»Heißt es. Aber niemand springt ohne Grund aus dem Fenster.«

»Hast du Stan denn gut genug gekannt, um sagen zu können, daß er einen Grund hatte?«

Bigelow sah zu Boden. »Nein …«

»Na, also.« Angus ging wieder an die Gewichte. *Ziehen, loslassen. Ziehen, loslassen. Die Muskeln müssen stramm bleiben* … Bigelow seufzte. »Es bleiben Fragen. Ich habe mich nie wohl gefühlt bei der Sache. Vielleicht ist es eine Art von … Ich weiß nicht. Göttlicher Fügung. Vielleicht haben wir es so verdient.«

»Nun komm mir nicht so katholisch, Jim! Du wartest dauernd auf den Blitz, der auf dich herniederfährt. Ich bin jetzt anderthalb Jahre hier, und ich habe mich in meinem Leben noch nicht besser gefühlt.« Er streckte ein Bein aus. »Sieh dir meinen Quadrizeps an! Siehst du, wie scharf der Muskel hervortritt? Vor zwei Jahren war da noch gar nichts.«

»Mein Quadrizeps hat überhaupt nicht zugelegt«, stellte Bigelow düster fest.

»Weil du nicht genug für ihn tust. Und außerdem machst du dir zu viele Sorgen.«

»Ja, das wird es wohl sein.« Bigelow seufzte und warf sich das Handtuch um den Hals. Er sah jetzt aus wie eine alte Schildkröte, die ihren Kopf aus dem Panzer schob. »Bleibt es bei heute nachmittag?«

»Phil hat nichts anderes gesagt.«

»In Ordnung. Dann sehen wir uns am ersten Tee.«

Angus sah seinem Freund nach, wie er mit schepperndem Gang den Trainingsraum verließ. Alt sah dieser Bigelow aus, und das war auch kein Wunder. Gerade mal zehn Minuten hatte er auf dem Trimmrad verbracht, kaum Aerobic gemacht. Einige Leute taten einfach nichts für ihre Gesundheit. Statt dessen vergeudeten sie ihre Energien auf Dinge, gegen die sie ohnehin nichts machen konnten.

Seine Latissimus-dorsi-Muskeln brannten angenehm von der Anstrengung. Er ließ die Gewichte los, gönnte sich einen Moment Ruhe und sah sich um. An allen Geräten wurde gearbeitet. Die meisten waren von Frauen besetzt, einem Haufen Großmütter in Sweatsuits und Tennisschuhen. Einige der Ladies sahen zu ihm herüber und warfen ihm einladende Blicke zu, was er bei Frauen in ihrem Alter einfach lächerlich fand. Für seinen Geschmack waren sie alle viel zu alt. Eine Frau von, sagen wir mal, fünfzig käme da für ihn eher in Frage. Aber nur, wenn sie schlank war und fit genug, um mit ihm mitzuhalten, in jeder Hinsicht.

Zeit für den Pectoralis maior.

Er packte die Griffe und wollte gerade loslegen, da merkte er, daß etwas mit dem Gerät nicht stimmte. Der rechte Griff schien zu vibrieren.

Er ließ los und sah sich den Griff an. Völlig unbewegt, überhaupt nichts, was vibrierte. Dann sah er auf seine Hand, und es lief ihm kalt den Rücken hinunter. *Was war denn das?* Seine rechte Hand zitterte.

Molly Picker hob den Kopf von der Toilettenschüssel hoch und betätigte die Spülung. In ihrem Magen war jetzt nichts mehr, sie hatte alles erbrochen. Pepsi, Fritos, Lucky Charms. Schwindelig setzte sie sich auf den Fußboden,

lehnte sich gegen die Badezimmerwand und lauschte dem Rauschen im Abflußrohr. Drei Wochen, dachte sie. Seit drei Wochen bin ich jetzt krank.

Sie stemmte sich hoch und wankte zu ihrem Bett. Auf der zerfledderten Matratze rollte sie sich zusammen und fiel augenblicklich in tiefen Schlaf.

Als Romy mittags ins Zimmer kam, wachte sie auf. Anzuklopfen fiel ihm nicht ein. Er setzte sich auf das Bett und schüttelte sie. »Hey, Molly Wolly. Noch immer der verdrehte Magen?«

Sie stöhnte und sah ihn an. Romy erinnerte sie mit seinem glänzenden, glatt zurückgekämmten Haar und seinen Augen, die so dunkel waren, daß man die Pupillen nicht sah, an eine Schlange.

Ein Eidechsen-Mann war er. Doch die Hand, die über ihr Haar strich, war sanft – etwas, das sie bei Romy so furchtbar lange nicht mehr erlebt hatte. Er lächelte sie an. »Nicht gut drauf heute, was?«

»Ich mußte noch einmal brechen. Ich kann gar nicht damit aufhören.«

»Also, weißt du, ich habe jetzt endlich was dagegen gefunden.«

Er stellte ein Fläschchen mit Pillen auf den Nachttisch. Auf dem Etikett stand eine handgeschriebene Anweisung. *Gegen Übelkeit alle acht Stunden eine Tablette.* Romy ging ins Badezimmer und kam mit einem Glas Wasser zu Mollys Bett zurück. Er öffnete die Flasche, schüttelte eine Pille heraus und half ihr beim Aufsitzen. »Runter damit«, sagte er.

Sie runzelte die Stirn. »Was ist das?«

»Medizin.«

»Woher hast du sie?«

»Geht schon in Ordnung. Hat der Doktor verschrieben.«

»Welcher Doktor?«

»Da versuche ich nun, nett zu dir zu sein, damit es dir bessergeht, und du fängst an, mit mir zu diskutieren. Dabei ist es mir eigentlich ziemlich egal, ob du die Pille nun nimmst oder nicht.«

Sie wandte sich ab und spürte, wie die Hand, die ihren Rücken stützte, sich zur Faust ballte. Dann entspannte er sich unerwartet wieder und fing an, sie warm und weich zu streicheln.

»Komm schon, Moll. Du weißt, ich passe auf dich auf. Das habe ich immer getan und werde es immer tun.«

Sie lachte bitter. »Damit ich glaube, ich bin was Besonderes für dich.«

»Das bist du auch. Du bist mein ganz besonderes Baby. Das beste Mädchen, das ich habe.« Er schob die Hand unter ihr Shirt und streichelte ihre Haut. »Du warst neulich so spröde. Als würde ich dir nie einen Gefallen tun. Aber du weißt, ich passe immer auf dich auf, Molly Lollipop.« Er knabberte an ihrem Ohrläppchen und murmelte: »Hm.«

»Also, was ist in der Pille drin?«

»Wie ich schon sagte. Danach hört die Kotzerei auf, und du kannst wieder was essen. Solange ein Mädchen wächst, muß es immer gut essen.« Seine Lippen glitten ihren Hals herab und strichen über ihre Schulter. »Wenn du nichts ißt, muß ich dich sofort ins Krankenhaus bringen. Möchtest du dahin? Mit einer Meute fremder Ärzte, die um dich herumsteht?«

»Ich will keinen Arzt sehen.«

Sie sah die Pille in ihrer Hand, und plötzlich kam ihre eine Frage. Nein, nicht wegen der Pille. Sie betraf Romy. Seit Monaten war er nicht mehr so lieb zu ihr gewesen,

hatte sie gar nicht mehr beachtet. Vorher, ja, da war sie *sein* Mädchen gewesen. Da hatten sie die Nächte zusammen im Bett verbracht, hatten ferngesehen, Eiskrem gegessen, Bier getrunken. Da war er der einzige gewesen, der sie angerührt hatte. Sie anrühren *durfte.* Danach war alles anders geworden zwischen ihnen.

Er lächelte sie an, nicht mit seinem üblichen, gemeinen Lächeln, sondern einem, das wirklich aus seinen Augen kam.

Sie schluckte die Pille mit einem Schluck Wasser herunter.

»Recht so, so bist du wieder ganz mein Mädchen.« Er ließ sie auf das Kissen zurücksinken und deckte sie zu. »Jetzt schlaf ein bißchen.«

»Bleib bei mir, Romy.«

»Ich habe zu tun, Baby.« Er stand auf. »Geschäfte.«

»Ich muß dir etwas sagen. Ich glaube, ich weiß, warum ich krank bin …«

»Wir reden später darüber, ja?« Er gab ihr einen Klaps auf den Kopf und ging.

Molly starrte zur Decke. *Drei Wochen sind zu lang für eine Magenverstimmung,* dachte sie. Sie legte die Hände auf den Bauch und stellte sich vor, sie könne bereits fühlen, wie er anschwoll.

Wann ist das passiert? Welcher Kerl hat mich denn nur geschwängert? Sie nahm sich doch immer in acht, hatte immer ihre eigenen Kondome dabei und hatte gelernt, sie beim Vorspiel sanft streichelnd überzuziehen. Sie war ja nicht blöd und wußte, daß ein Mädchen sich zu schnell etwas holen konnte.

Und jetzt *hatte* sie sich etwas geholt und konnte sich nicht erinnern, wann ihr der Fehler unterlaufen war.

Romy würde jedenfalls *ihr* die Schuld geben.

Sie stand auf und fühlte sich benommen. Das war der Hunger.

Sie war die ganze Zeit hungrig, auch wenn ihr übel war. Beim Anziehen kaute sie ein paar Fritos. Das Salz tat ihr gut. Sie hätte sie eine Handvoll nach der anderen verschlingen können, aber es waren nur noch wenige Chips da. Sie riß die Tüte auf und leckte die Krümel vom Papier, sah dann aber ihr Gesicht plötzlich im Spiegel – mit den Lippen, an denen die Krümel klebten –, und das fand sie so scheußlich, daß sie die Tüte zusammenknüllte und in den Mülleimer warf. Danach verließ sie ihr Zimmer.

Es war erst Viertel nach eins, und draußen war nichts los. Sophie stand ein Stück die Straße rauf in einem Hauseingang und trank eine Pepsi. Sophie war nichts als runder Hintern und leerer Kopf. Molly war entschlossen, sie einfach zu übersehen, und ging, den Blick geradeaus gerichtet, direkt an ihr vorbei.

»Wenn das nicht Miss Ohne-Titten ist«, sagte Sophie.

»Je dicker die Titten, desto kleiner das Hirn.«

»Dann mußt du ja ein verdammtes *Riesen*-Hirn haben, Kleine.«

Molly ging schnell weiter, um Sophies wieherndem Gelächter zu entkommen. Sie blieb erst wieder stehen, als sie zwei Blocks weiter vor einer Telefonzelle ankam. Dort blätterte sie in einem zerfledderten Exemplar der Gelben Seiten, steckte dann einen Quarter in den Schlitz und wählte.

Eine Stimme meldete sich: »Beratungsstelle für Schwangerschaft und Abtreibung.«

»Ich muß mit jemandem sprechen«, sagte Molly. »Ich

bin schwanger.«

Eine schwarze Limousine hielt am Bordstein. Romy stieg auf den Rücksitz und zog die Tür hinter sich zu.

Der Fahrer sah sich nicht nach ihm um. Das tat er nie. Die meiste Zeit starrte Romy nur auf den Hinterkopf des Mannes, einen schmalen Kopf mit weißblondem Haar. Eine Haarfarbe, wie man sie nicht besonders oft sah. Jedenfalls nicht an einem Kerl. Romy fragte sich, ob die Weiber wohl auf so etwas standen. Aber soweit er wußte, waren den Weibern die Haare auf dem Kopf völlig egal, solange man nur Geld in der Tasche hatte.

Derzeit war in Romys Portemonnaie ziemlich Ebbe.

Er sah sich im Wagen bewundernd um, was er immer tat, aber gleichzeitig ärgerte er sich auch. Er wußte, daß der Mann da vorne auf dem Fahrersitz ihm in mehrfacher Hinsicht überlegen war. Man brauchte seinen Namen oder seinen Beruf gar nicht zu kennen. Die Überlegenheit konnte man quasi *riechen*, so, wie man roch, daß die Sitze hier lederbezogen waren. Im Vergleich zu ihm war ein Typ wie Romulus Bell nur ein Stück Dreck, das in seinen Wagen gefallen war und bei nächster Gelegenheit wieder rausgefegt wurde. Keinen Blick nach hinten wert.

Romy sah den ungeschützten Hals des Mannes vor sich und dachte, wie leicht es doch wäre, die Rollen zu vertauschen.

Wenn er wollte. Gleich fühlte er sich besser.

»Sie haben mir etwas zu sagen?« meinte der Fahrer.

»Ja. Einem meiner Mädchen ist wieder ein Kind gemacht worden.«

»Sind Sie sicher?«

»Hey, ich kenne meine Mädchen von innen und außen.

Ich weiß es, bevor sie es selbst wissen. Bisher habe ich immer recht gehabt, oder?«

»Sie haben.«

»Was ist mit dem Geld? Ich soll Geld von Ihnen kriegen.«

»Da gibt es ein Problem.«

»Was für ein Problem?«

Der Fahrer griff zum Innenspiegel und verstellte ihn. »Annie Parini hat heute morgen nicht ihre Verabredung eingehalten.«

Romy wurde steif in seinem Sitz und faßte nach der anderen Rückenlehne. »Was?«

»Ich habe sie nicht gesehen. Sie hat nicht, wie sie sollte, an der Common gewartet.«

»Sie war da. Ich habe sie selber hingebracht.«

»Dann muß sie wieder gegangen sein, bevor ich ankam.«

Diese blöde Schlampe, dachte er. Wie konnte er den Laden am Laufen halten, wenn seine Weiber sich immer gegen ihn auflehnten und ständig Mist bauten? Weiber hatten kein Hirn.

Und jetzt sah auch *er* alles andere als gut aus, ihretwegen.

»Wo ist Annie Parini, Mr. Bell?«

»Ich werde sie schon finden.«

»Machen Sie schnell. Länger als noch einen Monat können wir nicht mehr warten.« Der Mann wedelte mit der Hand. »Sie können jetzt aussteigen.«

»Was ist mit dem Geld?«

»Heute gibt es keines.«

»Aber ich sagte Ihnen doch: Ich habe die nächste mit einem Kind im Bauch.«

»Diesmal wollen wir erst die Lieferung. In der zweiten Novemberwoche. Und verlieren Sie diesmal Ihre Ware nicht wieder. Steigen Sie jetzt aus, Mr. Bell.«

»Ich brauche aber …«

»*Raus.*«

Romy stieg aus und schlug die Tür zu. Im selben Moment fuhr der Wagen an, und Romy konnte ihm nur noch wütend nachstarren.

Er ging die Tremont Street weiter, und mit jedem Schritt wuchs seine Erregung. Er wußte, wo Annie Parini sich herumtrieb. Er wußte, wo er sie zu suchen hatte, und er würde sie finden.

Was der Fahrer gesagt hatte, saß tief. *Verlieren Sie diesmal Ihre Ware nicht wieder.*

Das Telefon läutete Toby aus einem so tiefen Schlaf, daß sie glaubte, durch dicke Schlammschichten aufzutauchen. Sie tastete nach dem Hörer und stieß ihn herunter. Er fiel auf den Boden. Sie rollte auf die Seite, um ihn aufzuheben, und dabei fiel ihr Blick auf den Wecker. Es war zwölf Uhr mittags – für sie entsprach das Mitternacht. Der Hörer war zwischen Bett und Nachttisch gerutscht, und sie mußte ihn am Spiralkabel wieder heraufziehen.

»Hallo?«

»Dr. Harper. Hier ist Robbie Brace.«

Sie war noch im Halbschlaf und mußte sich erst einmal erinnern, wer der Mann war und warum ihr seine Stimme so bekannt vorkam.

»Brant-Hill-Pflegestation«, sagte er. »Wir sind uns vor zwei Tagen begegnet. Sie haben sich bei mir über Harry Slotkin erkundigt.«

»Ach, ja.« Sie setzte sich auf. Mit einem Schlag war ihr

Kopf klar. »Danke, daß Sie anrufen.«

»Ich fürchte, viel kann ich Ihnen nicht erzählen. Vor mir liegt Mr. Slotkins Akte, und aus der sehe ich, daß er völlig gesund ist.«

»Er hat überhaupt nichts?«

»Nichts, was seinen Zustand bei Ihnen erklären könnte. Die allgemeine Untersuchung hat keinerlei Auffälligkeiten gezeigt.

Laborwerte gut …« Toby hörte es rascheln. Er blätterte in der Akte. »Voll ausgeglichener Hormonspiegel, total normal.«

»Von wann datieren die Angaben?«

»Es ist einen Monat her. Was Sie also in Ihrer Notaufnahme erlebt haben, muß ganz akut gewesen sein.«

Sie schloß die Augen und spürte, wie sich ihr Magen zusammenzog. »Gibt es denn etwas Neues?« fragte sie.

»Heute morgen haben sie den Teich abgesucht. Gefunden haben sie ihn dort nicht. Was ja nur gut ist. Meine ich.«

Ja. Das konnte heißen, er war noch am Leben.

»Jedenfalls ist das alles, was ich Ihnen sagen kann.«

»Danke«, sagte sie und hängte ein. Sie wußte, am besten wäre es, wenn sie jetzt wieder einschliefe. Abends mußte sie wieder an die Arbeit, und ihr blieben nur noch vier Stunden, sich auszuruhen. Aber Robbie Braces Anruf hatte sie zu wach gemacht.

Das Telefon klingelte noch einmal. Sie griff nach dem Hörer und sagte: »Dr. Brace?«

Die Stimme am anderen Ende klang überrascht. »Hm, nein. Hier ist Paul.« Paul Hawkins war der Chef der Notaufnahme im Springer Hospital. Offiziell war er ihr Boß, inoffiziell einer ihrer wenigen Freunde im

Mitarbeiterstab des Krankenhauses.

Er hatte immer ein offenes Ohr für sie.

»Sorry, Paul«, sagte sie. »Ich dachte, es wäre jemand anderes, der noch einmal zurückrufen wollte. Was ist los?«

»Wir haben ein Problem. Deshalb brauchen wir dich noch heute nachmittag.«

»Aber ich bin erst seit ein paar Stunden weg. Und heute abend habe ich ohnehin wieder Schicht.«

»Es geht nicht um die Schicht. Wir müssen uns mit der Leitung zusammensetzen. Ellis Corcoran hat darum gebeten.«

In der Hierarchie der Ärzte im Springer Hospital stand Corcoran als Chef der Chirurgie ganz oben. Paul Hawkins war wie alle anderen Abteilungschefs auch Corcoran verantwortlich.

Toby setzte sich auf. »Worum geht es?«

»Um mehrere Fragen.«

»Harry Slotkin?«

Kurzes Schweigen. »Unter anderem. Es stehen noch ein paar andere Dinge auf dem Programm, das sie aufgestellt haben.«

»Sie? Wer sonst noch?«

»Dr. Carey. Die Krankenhausleitung. Sie haben einige Fragen zu den Vorgängen in der betreffenden Nacht.«

»Ich habe dir erzählt, was passiert ist.«

»Ja, und ich habe versucht, es ihnen zu erklären. Aber Doug Carey hat da eine fixe Idee. Er hat sich bei Corcoran beschwert.«

Sie stöhnte auf. »Du weißt, was das in Wirklichkeit bedeutet, nicht? Das hat mit Harry Slotkin nichts zu tun.

Es betrifft den kleinen Freitas, den Jungen, der vor ein paar Monaten gestorben ist. Das will Carey mir anhängen.«

»Das ist eine völlig andere Sache.«

»Ist es nicht. Carey hat Pfusch gemacht, und der Junge ist gestorben. Ich habe ihn darauf angesprochen.«

»Du hast ihm aber nicht nur einen Fehler vorgehalten. Du hast ihn *angeklagt.*«

»Die Eltern des Jungen haben mich nach meiner Meinung gefragt. Sollte ich ihnen etwas vorlügen? So oder so, er *mußte* dafür angeklagt werden. Ein Kind mit einem Milzriß unbeobachtet auf dem Gang stehenlassen? Ich war es nicht, die sich um das arme Kind zu kümmern hatte.«

»Na gut, er hat also gepfuscht. Aber du hättest deine Meinung etwas mehr zurückhalten müssen.«

Und genau da lag das Kind im Brunnen. Toby hatte sich nicht zurückgehalten.

Es war die Art von Notfall gewesen, die jeder Arzt fürchtete: Ein im Sterben liegendes Kind. Die Eltern weinend im Flur. Bei ihren Bemühungen, den Jungen zu reanimieren, war Toby in ihrem Frust herausgeplatzt: »*Warum ist dieser Junge nicht in der Intensivstation?*«

Die Eltern hatten das mitbekommen. Und dann wußten es schließlich auch die Anwälte.

»Toby, hör zu, im Moment müssen wir uns auf das konzentrieren, was aktuell anliegt. Die Sitzung findet heute nachmittag um zwei statt. Sie wollten dich nicht dazubitten, aber ich habe darauf bestanden.«

»Warum wurde ich nicht eingeladen? Geheime Lynchjustiz?«

»Sieh nur zu, daß du da bist, okay?«

Sie legte auf und sah auf die Uhr. Es war schon halb

eins. Bevor sie nicht jemanden fand, der auf ihre Mutter aufpaßte, konnte sie nicht gehen. Schnell griff sie noch einmal zum Telefon und rief Bryan an. Viermal hörte sie es läuten, dann meldete sich der Anrufbeantworter. *Hi, hier spricht Noel. Und hier Bryan! Wir freuen uns unbändig über jeden Anruf, und darum hinterlaßt eine Nachricht …*

Sie unterbrach die Verbindung und wählte eine andere Nummer – die ihrer Schwester. *Bitte, sei zu Hause. Einmal nur. Bitte sei da, für mich …*

»Hallo?«

»Ich bin's«, sagte Toby und seufzte erleichtert.

»Hast du eine Sekunde Geduld? Ich habe etwas auf dem Herd …«

Toby hörte, wie der Hörer abgelegt wurde und ein Topfdeckel klapperte. Dann war Vickie wieder am Apparat.

»Tut mir leid. Steves Partner kommen heute abend zum Dinner, und ich probiere ein neues Dessert aus …«

»Vickie, ich bin arg in der Klemme. Ich brauche dich, damit du ein paar Stunden auf Mama aufpaßt.«

»Du meinst … *jetzt gleich?*« Vickie lachte laut und ungläubig.

»Ich muß zu einer dringenden Sitzung im Hospital. Ich bringe sie bei dir vorbei und hole sie wieder ab, sobald die Sitzung zu Ende ist.«

»Toby, ich habe Gäste heute abend. Ich koche, das Haus muß noch geputzt und aufgeräumt werden, und die Kinder kommen gleich von der Schule heim.«

»Mom macht doch wirklich keine Umstände. Sie beschäftigt sich schon selber im Hof und im Garten.«

»Ich kann sie da hinten nicht einfach herumlaufen

lassen! Wir haben gerade einen neuen Rasen …«

»Dann setz sie vor den Fernseher. Ich muß jetzt los, sonst schaffe ich es nicht mehr.«

»Toby …«

Sie warf den Hörer auf die Gabel. Zum Streiten hatte sie weder die Zeit noch die notwendige Geduld. Vickies Haus lag eine halbe Stunde Fahrzeit entfernt.

Ellen war draußen und grub glücklich im Komposthaufen.

»Mom«, sagte Toby. »Wir müssen zu Vickie.«

Ellen hob die Schultern, und Toby sah bestürzt die schmutzigen Hände ihrer Mutter und das verschmierte Kleid. Sie zu baden und frische Sachen anzuziehen war nicht mehr genug Zeit.

Dafür mußte Vickie sorgen.

»Komm ins Auto«, drängte Toby. »Es eilt.«

»Wir sollten Vickie nicht stören, weißt du?«

»Du hast sie seit Wochen nicht gesehen.«

»Sie hat viel zu tun. Vickie ist immer sehr beschäftigt. Ich will ihr nicht zur Last fallen.«

»Mom, wir müssen jetzt.«

»Dann fahr zu. Ich bleibe zu Hause.«

»Es ist nur für ein paar Stunden. Dann fahren wir gleich wieder zurück.«

»Nein, ich glaube, ich mache hier erst mal den Garten fertig.«

Ellen hockte sich hin und schob den Spatel tief in den Kompost.

»Mom, wir *müssen fahren!*« Ärgerlich packte Toby ihre Mutter am Arm und zog sie so abrupt hoch, daß Ellen vor Schreck nach Luft schnappte.

»Du tust mir weh«, beschwerte sie sich.

Toby ließ sie sofort los. Ellen trat einen Schritt zurück, rieb sich den Arm und starrte ihre Tochter verwundert an.

Ihr Schweigen und der Schimmer von Tränen in den Augen schnitten Toby ins Herz.

»Mom.« Toby schüttelte den Kopf und schämte sich. »Es tut mir leid. Es tut mir wirklich leid. Ich brauche jetzt deine Unterstützung. Bitte, sofort.«

Ellen sah auf ihren Strohhut hinab, der ins Gras gefallen war.

Die Krempe zitterte im Wind. Langsam bückte sie sich, hob ihn auf, richtete sich wieder auf und stand mit dem Hut vor der Brust. Dann ließ sie traurig den Kopf sinken und nickte, ging zum Gartentor und wartete, daß Toby ihr aufmachte.

Während der Fahrt versuchte Toby, Ellen wieder aufzumuntern. Mit forcierter Fröhlichkeit redete sie davon, was sie am kommenden Wochenende unternehmen würden. Sie würden ein neues Spalier am Haus anbringen und Kletterrosen pflanzen, vielleicht Crimson oder Moschata. Ellen liebte rosarote Rosen. Sie würden Kompost ausbringen und Blumenzwiebeln setzen. Sie würden frische Tomatenbrote essen und Limonade trinken. Es gab so vieles, auf das man sich freuen konnte! Ellen saß da, starrte auf den Hut in ihrem Schoß und sagte kein Wort.

Sie bogen in Vickies Auffahrt ein, und Toby bereitete sich auf die Feuerprobe vor, die ihre Ankunft bedeutete. Denn Vickie würde natürlich ein lautes Tamtam veranstalten, was für eine Belastung das alles für sie sei. Vickie und all ihre Pflichten! Ihr Biologie-Lehrauftrag am Bentley College. Ein großkotziger Ehemann im höheren Management, der vor allem ein Wort kannte: *Ich.* Ein

Sohn und eine Tochter, beide in der Pubertät.

Glückliche Toby, Single und kinderlos! Natürlich war damit sie es, die sich zumindest um Mom zu kümmern hatte.

Für was würde ich denn sonst auch leben? Toby half Ellen beim Aussteigen und begleitete sie die Stufen zur Eingangstür hinauf. Die Tür ging auf, und Vickie stand auf der Schwelle, das Gesicht ärgerlich verzogen.

»Toby, das ist die denkbar *schlechteste* Zeit, die du dir ausgesucht hast.«

»Glaube mir, für mich auch. Ich bemühe mich, sie so schnell abzuholen, wie ich kann.« Toby schob ihre Mutter weiter. »Hinein mit dir, Mom. Viel Spaß.«

»Ich muß kochen«, sagte Vickie. »Ich kann nicht auf sie aufpassen …«

»Es wird schon gehen. Setz sie vor den Fernseher. Sie liebt Nickelodeon.«

Vickie sah Ellens Kleidung und runzelte die Stirn. »Was ist denn mit ihren Sachen passiert? Sie ist ja ganz dreckig. Mom, ist etwas mit deinem Arm? Warum reibst du ihn dir?«

»Tut weh.« Ellen schüttelte traurig den Kopf. »Toby ist auf mich losgegangen.«

Toby spürte, wie sie rot wurde. »Ich mußte sie ins Auto bekommen. Sie wollte nicht aus dem Garten. Deswegen ist sie auch noch so schmutzig.«

»Also, so kann ich sie hier nicht sitzen lassen. Um sechs kommen meine Gäste!«

»Ich verspreche dir, ich bin früher wieder da.« Toby küßte Ellen auf die Wange. »Bis dann, Mom. Und hör auf Vickie.«

Ellen ging ins Haus, ohne sie noch einmal anzusehen.

Sie bestraft mich, dachte Toby. *Macht mir ein Schuldbewußtsein, weil ich die Nerven verloren habe.*

»Toby«, sagte Vickie und ging mit ihr die Stufen zum Wagen hinunter. »Nächstes Mal brauche ich eine längere Vorwarnung. Bezahlen wir übrigens nicht Bryan für so etwas?«

»Ich konnte ihn nicht erreichen. Deine Kinder sind bald daheim, die können dann auf sie aufpassen.«

»Das werden sie kaum wollen!«

»Dann biete ihnen eben Geld dafür. Deine Kinder scheinen den Wert des allmächtigen Dollars durchaus zu schätzen.« Toby knallte die Wagentür zu und warf den Motor an. *Warum, zum Teufel, sage ich so etwas?* dachte sie, als sie losfuhr. *Nun beruhige dich wieder. Ich muß mich wieder fangen und mich auf die Sitzung konzentrieren.* Aber mit Vickie hatte sie es sich gründlich verdorben. Ihre Schwester war jetzt sauer auf sie, und Ellen war es auch. Vielleicht war die ganze verdammte Welt sauer auf sie.

Ganz plötzlich überfiel sie der Gedanke, einfach Gas zu geben und weiterzufahren, irgendwohin, all das hier hinter sich zu lassen. Eine neue Identität zu finden, eine neue Stadt, ein neues Leben. Ihr jetziges war ein Chaos, und sie wußte nicht, wessen Schuld das war. Sicherlich nicht allein ihre. Sie versuchte doch nur, das Beste aus allem zu machen.

Um zehn nach zwei war sie auf dem Parkplatz am Springer Hospital. Zeit, sich zu sammeln, hatte sie nicht mehr. Die Sitzung war bereits im Gange, und sie wollte nicht, daß Douglas Carey sich in ihrer Anwesenheit über sie das Maul zerriß.

Wenn er sie angriff, war sie lieber dabei und verteidigte sich selbst. Sie eilte direkt zum Verwaltungsflügel und

dort in den ersten Stock zum Konferenzraum.

Bei ihrem Eintreten stockte sofort das Gespräch.

Sechs Personen saßen um den Tisch, und einige Gesichter sahen sie durchaus freundlich an. Paul Hawkins. Maudeen und Val. Toby nahm den Stuhl neben Val und saß jetzt Paul gegenüber, der sie schweigend mit einem Kopfnicken begrüßte.

Wenn sie schon jemanden ansehen mußte, dann lieber einen gutaussehenden Mann. Dr. Carey würdigte sie kaum eines Blickes. Er saß am Ende des Tischs, aber die Feindseligkeit, die er ausstrahlte, war kaum zu übersehen. Er war in mehr als einer Hinsicht ein kleiner Mann und kompensierte seine Kleinwüchsigkeit mit einer Haltung, als habe er einen Spazierstock verschluckt, und mit einem drohend-direkten Blick. Ein gemeiner kleiner Chihuahua. Im Augenblick sah er Toby direkt an.

Sie ignorierte Carey und richtete ihren Blick statt dessen auf Ellis Corcoran, den Chefarzt der Chirurgie. Sie kannte Corcoran nicht besonders gut und fragte sich, ob das überhaupt jemand im Springer tat. Ganz steifer und reservierter Yankee, war es schwer, hinter seine Fassade zu dringen. Emotionen zeigte er selten, und auch heute sah man ihm nichts davon an. Auch nicht der Verwaltungsdirektorin des Krankenhauses, Ira Beckett, die mit ihrem sich wölbenden Bauch direkt an der Tischkante klebte. Das Schweigen dauerte etwas zu lange, um tröstlich zu sein. Ihre Handflächen waren feucht. Sie wischte sie unter dem Tisch an ihren Hosenbeinen ab.

Ira Beckett ergriff das Wort. »Was haben Sie gerade gesagt, Ms. Collins?«

Maudeen räusperte sich. »Ich habe mich bemüht, Ihnen zu erklären, daß alles auf einmal passierte. Wir hatten diesen Notfall im Behandlungsraum. Der erforderte unsere

ganze Aufmerksamkeit. Wir hielten den Zustand von Mr. Slotkin für stabil genug …«

»Sie haben sich also nicht um ihn gekümmert«, sagte Carey.

»Das stimmt nicht.«

»Wie lange *haben* Sie ihn denn allein gelassen?« fragte Beckett. Maudeen sah Toby mit einem stummen Blick an: *Hilf mir doch weiter.*

»Ich habe Mr. Slotkin als letzte gesehen«, sagte Toby. »Das war gegen fünf, Viertel nach fünf. Und es war etwas nach sechs, als ich merkte, daß er weg war.«

»Sie haben ihn also fast eine Stunde unbeaufsichtigt gelassen?«

»Er sollte als nächstes zum CT. Wir hatten in der Röntgenabteilung bereits angerufen. In dem Moment konnten wir nichts anderes mehr für ihn tun. Wir wissen noch immer nicht, wie er es geschafft hat, aus dem Zimmer zu kommen.«

»Weil Sie und Ihre Leute nicht auf ihn aufgepaßt haben«, sagte Carey. »Sie haben ihn ja nicht einmal fixiert.«

»Er *war* fixiert«, sagte Val. »An Hand- und Fußgelenken!«

»Dann muß er ja eine Art Entfesselungskünstler, ein neuer Houdini sein. Niemand kommt aus Vierpunktgurten wieder heraus. Oder hat jemand vergessen, die Gurte festzuzurren?«

Beide Schwestern schwiegen und starrten auf die Tischplatte.

»Dr. Harper?« sagte Beckett. »Sie sagten, Sie haben Mr. Slotkin als letzte gesehen. Waren die Gurte fest angezogen?«

Sie schluckte. »Ich weiß nicht.«

Paul sah sie an und runzelte die Stirn. »Du sagtest, sie wären es gewesen.«

»Ich *nahm* an, daß sie das waren. Ich meine, ich glaube, ich habe sie selbst angezogen. Aber es war soviel los in dieser Nacht. Und jetzt – bin ich nicht mehr so sicher. Denn wenn er festgebunden war, dann kann er sich unmöglich selbst befreit haben und geflohen sein.«

»Zumindest da sind wir also ehrlich«, sagte Carey.

»Ich habe es *immer* mit der Wahrheit!« schoß sie zurück. »Und wenn ich Pfusch mache, dann gebe ich es wenigstens zu.«

Paul fiel ihr ins Wort. »Toby …«

»Manchmal haben wir ein halbes Dutzend Notfälle gleichzeitig. Wir können uns nicht an jede Einzelheit erinnern, wenn etwas schiefgeht im Laufe einer Schicht.«

»Sehen Sie, Paul?« sagte Carey. »Genau davon rede ich. Dauernd höre ich solche Entschuldigungen. Und *immer* ist es die Nachtschicht.«

»Anscheinend sind Sie aber der einzige, der sich darüber beklagt«, sagte Paul.

»Ich kann Ihnen ein halbes Dutzend anderer Ärzte nennen, die auch ihre Probleme gehabt haben. Zu jeder Nachtzeit werden wir angerufen, wir sollen Patienten aufnehmen, die gar nicht aufgenommen werden müssen. So etwas muß man eben beurteilen können.«

»Auf welche Patienten beziehen Sie sich da?« fragte Toby.

»Die Namen habe ich mir für dieses Gespräch nicht extra notiert.«

»Dann besorgen Sie sie. Wenn Sie meine Fähigkeit, Diagnosen zu stellen, anzweifeln, dann will ich Genaues

hören.«

Corcoran seufzte. »Wir kommen vom Thema ab.«

»Nein, das *ist* hier das Thema«, sagte Carey. »Es geht um die Kompetenz von Pauls Notaufnahmeteam. Wissen Sie denn, was in dieser Nacht in der Notaufnahme wirklich los war? Sie haben eine gottverdammte Geburtstagsparty gefeiert! Ich bin in den Aufenthaltsraum gegangen, um mir eine Tasse Kaffee zu holen, und da hingen überall die Luftschlangen herum! Auf dem Tisch stand Torte, und daneben lagen jede Menge abgebrannter Kerzen. *Das* war es wohl eher, was passiert ist. Sie waren alle so beschäftigt mit ihrer Feier, daß es ihnen egal war, was …«

»Das ist doch der absolute *Schwachsinn*«, sagte Toby.

»Es *war* doch eine Party, oder?« sagte Carey.

»Ja, aber die hatte früher stattgefunden. Sie hat uns keineswegs von unserer Arbeit abgehalten, als dieser Tamponaden-Fall hereinkam. Da waren wir alle gleich voll zur Stelle. Die Frau erforderte unsere ganze Aufmerksamkeit und hat sie auch bekommen.«

»Und ist Ihnen unter den Händen gestorben«, sagte Carey.

Seine Bemerkung traf sie wie ein Schlag, und sie lief rot an. Das Schlimmste daran war, daß er recht hatte. Sie *hatte* diese Patientin verloren. Ihre Schicht *hatte* mit einer Katastrophe geendet – und einer sehr öffentlichen. Neue Patienten waren ins Wartezimmer gekommen und durften sich die wütenden Kommentare von Mr. Slotkins Sohn anhören. Dann hatte eine Ambulanz diesen Patienten mit Brustschmerzen eingeliefert, und die Polizei war gekommen – zwei Streifenwagen, die sie gerufen hatten, um einen vermißten Patienten zu suchen. Das oberste Gesetz, das für Ärzte wie sie galt, war außer Kraft

gewesen, als Tobys penibel geführte Notaufnahme im allgemeinen Chaos versunken war.

Sie beugte sich vor, preßte die Hände auf die Tischplatte und richtete den Blick nicht auf Carey, sondern auf Paul. »Wir waren gar nicht darauf eingerichtet, eine Tamponade zu legen. Die Patientin gehörte in ein Traumazentrum. Wir haben sie am Leben erhalten, solange wir konnten. Ich bezweifle sogar, ob unser wunderbarer Dr. Carey sie hätte retten können.«

»Sie haben mich viel zu spät herangezogen, um noch irgend etwas tun zu können«, sagte Carey.

»Wir haben Sie in dem Augenblick angerufen, in dem wir wußten, sie braucht eine Tamponade.«

»Und wie lange haben Sie gebraucht, bis Sie das merkten?«

»Wenige Minuten nach ihrer Einlieferung.«

»Laut Protokoll der Ambulanz wurde die Patientin um fünf Uhr zwanzig eingeliefert. Gerufen haben Sie mich erst um fünf Uhr fünfundvierzig.«

»Nein, wir haben Sie früher angerufen.« Sie sah Maudeen und Val an, die zustimmend nickten.

»Davon steht nichts im Notaufnahmeprotokoll«, sagte Dr. Carey.

»Wer hatte denn die Zeit, noch irgendwelche Notizen zu machen? Wir haben rotiert, um ein Leben zu retten!«

Corcoran unterbrach den Disput. »Ich darf doch bitten! Wir sind hier ja nicht in einem Boxkampf. Wir müssen darüber reden, wie wir diese neuerliche Krise behandeln.«

»Was für eine neuerliche Krise?« fragte Toby.

Alle sahen sie überrascht an.

»Das konnte ich dir noch nicht sagen«, sagte Paul. »Ich habe es auch gerade erst erfahren. Ein paar Zeitungen

haben die Geschichte aufgeschnappt. Mit einer Schlagzeile in der Art: ›Vergessener Patient verschwindet aus Notaufnahme‹. Ein Reporter hat vor einer Weile angerufen und nach Einzelheiten gefragt.«

»Und was macht das so meldenswert?«

»Es ist wie die berühmte Geschichte ›Chirurg amputiert falsches Bein‹. Die Leute wollen lesen, was alles so schiefläuft in den Krankenhäusern.«

»Aber von wem wissen es die Zeitungen?« Toby sah in die Runde, und für einen kurzen Moment kreuzten sich ihr und Careys Blick. Er sah wieder weg.

»Vielleicht wissen sie es von den Angehörigen von Slotkin«, sagte Beckett. »Vielleicht wollen sie auf diese Weise eine Klage untermauern. Wir wissen wirklich nicht, wie die Zeitungen an die Story gekommen sind.«

Ruhig und in gehässigem Ton sagte Carey: »Pfusch spricht sich herum.«

»Wenn Ihnen einer unterläuft, kriegen Sie es gewöhnlich hin, daß er unter den Teppich gekehrt wird«, sagte Toby.

»*Bitte*«, sagte Corcoran. »Wenn man den Patienten unversehrt findet, ist für uns die Sache okay. Aber es sind jetzt zwei Tage vergangen, und soviel ich weiß, gibt es noch keine Spur von ihm. Wir können nur inständig hoffen, daß sie ihn heil und wohlbehalten finden.«

»Heute morgen hat schon zweimal ein Reporter in der Notaufnahme angerufen«, sagte Maudeen.

»Ich hoffe, keiner hat mit ihm geredet.«

»Nein. Die Schwestern haben gleich wieder eingehängt.«

Paul lachte kläglich. »Ja, so kann man auch mit der Presse umgehen.«

»Wenn sie den Mann einfach nicht finden«, sagte

Corcoran, »kommen wir vielleicht mit einigen Verrenkungen, aber unbeschadet aus der Sache heraus. Dummerweise sind die Alzheimer-Patienten oft noch gut zu Fuß und können meilenweit wandern.«

»Er hat keinen Alzheimer«, sagte Toby. »In seiner Krankenakte steht kein Wort davon.«

»Aber Sie sagten, er war verwirrt.«

»Ich weiß nicht, warum. Meine Untersuchung hat nichts Schlüssiges ergeben. Die Bluttests kamen ohne Befund aus dem Labor zurück. Leider sind wir nicht mehr dazu gekommen, ein CT zu machen. Vielleicht wären wir damit zu einer Diagnose gekommen, aber ich bin eben nicht fertig geworden.« Sie holte tief Luft. »Doch eines habe ich mich wirklich gefragt: ob er nicht unter Anfällen gelitten hat.«

»Haben Sie so etwas beobachtet?«

»Ich habe bemerkt, daß sein Bein zitterte. Aber ich kann nicht sagen, ob das bewußt war oder zwanghaft.«

»O Gott.« Paul sank in seinem Stuhl zurück. »Hoffen wir nur, daß er nicht über irgendeinen Highway wandert oder in der Nähe von Wasser. Da könnte er in Schwierigkeiten geraten.«

Corcoran nickte. »Und wir auch.«

Nach der Sitzung bat Paul Toby, sich mit ihm noch einen Moment in der Cafeteria zusammenzusetzen. Es war drei Uhr, und seit einer Stunde war die Mittagessenausgabe geschlossen. Sie mußten sich also an die Verkaufsautomaten halten mit ihren Chips und Crackers und dem allgegenwärtigen Kaffee, der so stark war wie Batteriesäure. Die Cafeteria war leer, und sie hatten bei den Tischen die volle Auswahl. Aber Paul steuerte auf den

Ecktisch zu, der am weitesten von der Tür stand. Und am weitesten entfernt für neugierige Ohren.

Er setzte sich, ohne sie anzusehen. »Leicht ist das nicht für mich«, sagte er.

Sie nahm einen Schluck Kaffee und stellte den Becher vorsichtig vor sich hin. Er sah sie noch immer nicht an, sondern starrte auf die Tischplatte. Neutrales Territorium. Daß er ihrem Blick auswich, paßte eigentlich nicht zu Paul. In den Jahren ihrer Zusammenarbeit hatte sich zwischen ihnen eine schöne, offene Freundschaft entwickelt. Wie immer bei Freundschaften zwischen einem Mann und einer Frau gab es natürlich auch Unaufrichtigkeiten. Sie würde niemals zugeben, wie überaus anziehend sie ihn von Anfang an gefunden hatte, weil das nichts gebracht hätte. Sie mochte seine Frau Elizabeth einfach zu gern.

Doch in fast allen anderen Dingen waren Paul und sie ehrlich miteinander. Um so verletzender war es jetzt für sie, ihn auf den Tisch starren zu sehen, weil sie sich nun fragen mußte, wann er aufgehört hatte, ganz aufrichtig zu ihr zu sein.

»Ich bin froh, daß du dabei warst«, sagte er. »Ich wollte wissen, worauf ich mich einstellen muß.«

»Du denkst an Doug Carey?«

»Es geht nicht nur um Carey. Ich habe dir noch nicht gesagt, Toby, daß ich nächsten Donnerstag an der Sitzung des Springer-Verwaltungsrats teilnehmen soll. Ich wußte, daß das auf mich zukommt. Carey hat Freunde im Verwaltungsrat. Und er möchte Blut fließen sehen.«

»Das will er seit Monaten – seit der kleine Freitas tot ist.«

»Ja, und jetzt sieht er die Gelegenheit, es dir heimzuzahlen. Die Slotkin-Geschichte ist öffentlich

gemacht worden, und der Verwaltungsrat wartet nur darauf, sich alle Beschwerden anzuhören, die Carey über dich vorbringt.«

»Meinst du, die haben Bestand?«

»Wenn ich das glaubte, Toby, hätte ich dich nicht in meinem Stab. Das meine ich wirklich so.«

»Das Problem ist nur«, seufzte sie, »daß ich diesmal tatsächlich einen Fehler gemacht haben könnte. Ich habe keine Vorstellung, wie Harry Slotkin verschwinden konnte, wenn er angebunden gewesen war. Was wohl bedeutet, daß ich ihn unangeschnallt zurückgelassen haben muß. Ich kann mich einfach nicht erinnern …« Ihre Augen waren wie verklebt, aus Mangel an Schlaf, und der Kaffee rumorte in ihrem Magen. Jetzt beginnt bei *mir* der Gedächtnisverlust, dachte sie. Ist das schon ein erstes Anzeichen der Alzheimerschen Krankheit? Ist das nun schon der Anfang vom Ende? »Ich denke die ganze Zeit an meine Mutter«, sagte sie. »Und wie ich mich fühlen würde, wenn *sie* draußen in den Straßen herumirrte. Wie wütend ich auf die Leute wäre, die für sie verantwortlich sind. Ich war sorglos und habe einen hilflosen alten Mann in Gefahr gebracht. Harry Slotkins Familie hat jedes Recht, mich zu belangen und mir ihre Anwälte auf den Hals zu hetzen. Ich warte nur darauf, wenn es losgeht.«

Weil Paul schwieg, sah sie ihn an.

Ruhig sagte er: »Ich glaube, ich muß es dir jetzt sagen.«

»Was?«

»Seine Familie hat schon eine Kopie des Notaufnahmeberichts angefordert. Heute morgen haben sich ihre Anwälte bei uns gemeldet.«

Sie sagte nichts. Aus dem Rumoren in ihrem Magen war regelrechte Übelkeit geworden.

»Das bedeutet nicht, daß sie gegen dich nun auch Anzeige erstatten«, sagte Paul. »Zum ersten braucht die Familie kaum das Geld. Und die Umstände könnten sich als zu peinlich herausstellen, als daß man damit an die Öffentlichkeit wollte. Ein Vater, der nachts nackt durch den Park läuft …«

»Wenn sie Harry tot auffinden, bin ich sicher, daß sie klagen werden.« Sie barg den Kopf in den Händen. »O Gott. Es wäre mein zweites Verfahren binnen drei Jahren.«

»Das letzte war eine Pleite für die Gegenseite. Du hast glatt gewonnen.«

»Diesmal werde ich es nicht.«

»Slotkin ist sechsundsiebzig Jahre alt – ein langes Leben hat er also nicht mehr vor sich. Das kann die finanziellen Forderungen begrenzen helfen.«

»Sechsundsiebzig ist nicht so alt! Er könnte noch Jahre zu leben haben.«

»Aber als man ihn zu euch in die Notaufnahme brachte, war er offensichtlich krank. Wenn man seine Leiche findet und zeigen kann, daß er an einer lebensbedrohlichen Krankheit litt, schlägt sich das vor Gericht zu deinem Vorteil nieder.«

Sie rieb sich das Gesicht. »Das ist das letzte, wo ich erscheinen möchte. Vor Gericht.«

»Darum machen wir uns erst Gedanken, wenn es soweit ist. Im Augenblick ist anderes gefragt. Wir wissen, daß die Medien schon Bescheid wissen, und die lieben Schauergeschichten aus dem Ärztemilieu. Wenn der Verwaltungsrat sich von der Öffentlichkeit unter Druck gesetzt fühlt, bin *ich* es, den sie vorschicken. Ich werde alles tun, um dich zu schützen. Aber auch ich bin ersetzbar, Toby.« Er machte eine Pause. »Mike Esterhaus

hat bereits sein Interesse bekundet, Chef der Notaufnahme zu werden.«

»Das käme einer Katastrophe gleich.«

»Er wäre auf jeden Fall der pflegeleichte Jasager. Er würde nicht kämpfen, wie etwa ich es tue. Jedesmal, wenn sie auch nur versuchen, uns eine unserer Schwestern aus dem Team zu nehmen, schreie ich schon laut auf. Mike dagegen würde sich nett und freundlich fügen.«

Zum erstenmal ging ihr jetzt auf: *Ich reiße Paul mit in den Strudel.*

»Das einzige, worauf wir hoffen können«, sagte Paul, »ist, daß sie den Patienten finden. Das würde die Krise entschärfen. Keine neugierige Presse mehr, kein drohendes Gerichtsverfahren.

Er muß einfach gefunden werden – wohlauf und gesund.«

»Was jede Stunde unwahrscheinlicher wird.«

Schweigend saßen sie über ihrem Kaffee, der kalt geworden war, und ihre Freundschaft wurde hier, an ihrer schwächsten Stelle, auf die Probe gestellt. Das ist der Grund, warum Ärzte nie untereinander heiraten dürften, dachte sie. Heute abend wird Paul nach Hause gehen zu Elizabeth, die mit Medizin nichts zu tun hat. Und so wird es zwischen ihnen nicht diese ungeklärten Spannungen geben, keine Gedanken an Doug Carey oder Gerichtsverhandlungen oder Krankenhaus-Verwaltungsräte. All das würde ihnen nicht das Abendessen verderben. Elizabeth wird ihm eine Hilfe sein, diese Krise von sich wegzuschieben, zumindest für einen Abend.

Und wer würde ihr helfen?

6

Heute abend mal keine Gummiadler, stellte Dr. Robbie Brace fest, als die Kellnerin ihm das Essen servierte: Lammkarree, neue Kartoffeln, glaciertes junges Gemüse. Alles sah zart aus und sehr jung und frisch. Als sein Messer durch das Fleisch fuhr, dachte er: Privilegierte haben es mit den »Babys« – Baby-Gemüse, Baby-Steinbutt, Jung-Lamm, Spanferkel … Dabei fühlte er sich heute abend gar nicht besonders privilegiert, auch wenn er jetzt an einem Tisch bei Kerzenlicht und einem Glas Champagner saß. Er sah seine Frau Greta an, die neben ihm saß. Ihre blasse Stirn lag in Falten. An der Qualität des Essens konnte es nicht liegen. Man hatte ihr den Wunsch nach einer vegetarischen Mahlzeit gern erfüllt und ein kunstvoll zusammengestelltes Menü serviert. Sie sah sich im Bankettsaal mit den zwei Dutzend Tischen um und bemerkte erst jetzt, was ihrem Mann bereits aufgefallen war: daß man sie am weitesten weg vom Podium plaziert hatte. In eine Ecke verbannt, wo man sie kaum zur Kenntnis nehmen würde.

Ihr Tisch war zur Hälfte frei; es saßen nur noch zwei Angestellte aus der Verwaltung der Pflegeabteilung und ein stocktauber Brant-Hill-Investor bei ihnen. Mit ihrem Tisch hatte man sie sozusagen nach Sibirien verbannt. Wenn er sich umsah, konnte man unschwer feststellen: Allen anderen Ärzten hatte man bessere Plätze zugewiesen. Dr. Chris Olshank – den sie in derselben Woche eingestellt hatten wie Robbie – saß viel näher zum Podium. *Vielleicht hat das gar nichts zu bedeuten. Vielleicht ist nur bei der Sitzordnung etwas durcheinandergeraten.* Aber es war nicht zu übersehen,

wie prinzipiell unterschiedlich er und Chris Olshank behandelt wurden.

Olshank war weiß.

Mann, du machst dich nur verrückt.

Er trank gereizt einen Schluck von seinem Champagner und war sich die ganze Zeit nur zu bewußt, daß er das einzige schwarze Wesen männlichen Geschlechts bei diesem Bankett war. An einem anderen Tisch saßen noch zwei schwarze Frauen, aber er war der einzige schwarze Mann. Das war etwas, das er nie zu registrieren versäumte. Es war immer ganz vorn in seinem Bewußtsein, wann immer er einen Raum voller Menschen betrat. Wie viele Weiße, wie viele Asiaten, wie viele Schwarze? Zu viele von der einen oder anderen Sorte verursachten in ihm ein unwohles Gefühl, als verletze das irgendeine für ihn akzeptable »Rassenquote«. Auch jetzt als Arzt konnte er sich nie von seinen Gedanken lösen, welche Hautfarbe er besaß. Der »M. D.« hinter seinem Namen, sein Doktortitel, hatte daran nichts geändert.

Gretas Hand griff nach seiner, schmal und blaß auf seiner dunklen Haut. »Du ißt ja gar nichts.«

»Doch, doch.« Er sah auf ihren vegetarischen Teller. »Wie schmeckt denn dein Kaninchenfutter?«

»Sehr gut. Wirklich. Willst du mal probieren?« Sie schob ihm eine Gabel voll Kartoffeln in Knoblauchsoße in den Mund.

»Lecker, nicht? Und besser für deine Arterien als dieses arme Lämmlein.«

»Einmal Fleischfresser, immer Fleischfresser …«

»Ja, du mit deinem Fleisch. Aber ich hoffe weiter, du siehst einmal das Licht am Ende des Tunnels.«

Immerhin konnte er jetzt lächeln, vor allem, wenn er sah,

wie schön seine Frau war. Greta war mehr als nur eine äußerliche Schönheit. Ihr Gesicht strahlte Feuer aus und Intelligenz.

Zwar schien sie blind für ihre Wirkung auf das andere Geschlecht, aber dafür war sich Brace um so schmerzlicher bewußt, wie die anderen Männer sie ansahen. War sich auch bewußt, wie sie dann *ihn* musterten, einen Schwarzen, der mit einer Rothaarigen verheiratet war. Neid, Zorn, Bestürzung – er sah das alles in den Augen der Männer, wenn sie zwischen ihm und seiner Frau, zwischen Schwarz und Weiß, ihre Blicke wandern ließen.

Jemand klopfte gegen das Mikrophon und bat um Aufmerksamkeit. Brace erkannte Kenneth Foley, den Vorstandsvorsitzenden der Brant Hill Corporation, auf dem Podium.

Das Licht im Saal wurde abgedunkelt, und auf der Leinwand über Foleys Kopf erschien ein Dia. Es war das Logo von Brant Hill, ein barock-verschlungenes B und H, und darunter stand: *Wo gutes Leben höchster Lohn ist.*

»Ein abstoßender Slogan«, flüsterte Greta. »Warum sagen sie nicht einfach: *Wo die reichen Leute leben?*«

Brace stieß warnend gegen ihr Knie. Natürlich war er ihrer Meinung, aber man spuckte nicht solche sozialistischen Sprüche in Gegenwart des hier versammelten Nerz- und Juwelen-Klüngels.

Oben auf dem Podium begann Foley mit seiner Präsentation.

»Vor sechs Jahren war Brant Hill noch nicht mehr als ein Projekt. Und gewiß nicht mit einem einzigartigen Konzept. Die Amerikaner werden immer älter, und so entstehen überall in den Vereinigten Staaten Orte, an denen Ruheständler zusammenleben. Was Brant Hill so

einmalig macht, ist nicht das Konzept, sondern seine *Ausführung. Es* ist die Höhe des Standards, auf der wir uns unseren *Traum* erfüllen.«

Ein neues Dia wurde gezeigt: Ein Foto von der gesamten Anlage von Brant Hill mit dem Teich im Vordergrund und den sanften Hügeln dahinter, über die sich der Golfplatz bis in den weichen Dunst des Hintergrundes verlor.

»Wir wissen, daß dieser *Traum* nichts zu tun hat mit einem komfortablen Alter, gefolgt von einem komfortablen Tod. Dieser Traum hat etwas mit dem *Leben* zu tun. Mit Anfängen, nicht mit dem Ende. *Das* ist es, was wir unseren Kunden zu bieten haben. Wir haben den Traum Wirklichkeit werden lassen.

Und sehen Sie sich an, wie weit wir gekommen sind! Brant Hill, Newton, wird ausgebaut. Brant Hill, La Jolla, ist ausverkauft.

Und heute abend, am sechsten Jahrestag unserer Grundsteinlegung, stehe ich hier, um Ihnen die *aufregendste* Neuigkeit mitzuteilen.« Er schwieg bedeutungsvoll, auf der Leinwand über seinem Kopf erschien jetzt wieder auf königsblauem Hintergrund das Brant-Hill-Logo. »Morgen früh um acht Uhr«, sagte er, »gehen wir offiziell an die Börse. Ich nehme an, Sie wissen alle, was *das* bedeutet.«

Geld, dachte Brace und hörte das im Saal aufkommende aufgeregte Gemurmel. Für die Investoren der ersten Stunde brachte das einen Gewinn. Und für Brant Hill bedeutete es eine Finanzspritze, die neue Projekte in anderen Bundesstaaten nach sich ziehen würde. Kein Wunder, daß dazu Champagner auf den Tischen stand. Denn morgen früh würde die Hälfte der Anwesenden hier im Saal um ein gutes Stück reicher sein.

Das Auditorium applaudierte laut.

Greta tat es nicht, was Robbie mit leichtem Stirnrunzeln zur Kenntnis nahm. Das alte Klischee von den sturen Rotschädeln traf auf seine Frau durchaus zu. Sie saß mit verschränkten Armen da, das Kinn vorgestreckt, das Bild einer beleidigten Sozialistin wie aus dem Bilderbuch.

Die nächsten Dias wurden gezeigt und warfen ihr Licht in verschiedenen Farbtönen auf Gretas Gesicht. Fotos von Brant Hill in La Jolla, eine Ansammlung mediterran gestalteter Villen über dem Pazifik. Ein Foto des Health Club in Newton, wo ein Dutzend alternder Frauen in schicken Jogginganzügen Aerobic machte. Ein Blick auf das fünfte Grün in Newton, wo zwei Männer neben ihren Golfcarts mit den Segeltuchdächern posierten. Dann ein Foto von den Bewohnern beim Dinner im Restaurant des Country Clubs, mit Eiskübeln auf den Tischen, in denen der Champagner kühlte.

Wo die reichen Leute leben.

Brace wippte ungemütlich auf seinem Stuhl. Was mußte sich Greta bei alldem hier denken? Sich um reiche Leute zu kümmern war eigentlich nicht sein Lebensplan gewesen, als er Medizin studiert hatte. Doch damals hatte er nicht damit gerechnet, wie sehr die Darlehen drücken konnten, die er für sein Studium abzahlen mußte, was die Hypotheken für das Haus kosteten, gar nicht zu reden von den Rücklagen, die man für die Kinder und ihren späteren Collegebesuch bilden mußte. Er hatte sich nicht vorgestellt, daß er sich nun praktisch selber verkaufen mußte.

Greta hatte mit übereinandergeschlagenen Beinen gesessen, und als sie sie jetzt wieder nebeneinanderstellte, rieb ihr Schenkel an Robbies. Er spürte plötzlich, wie ihn das irritierte. Sie sah die Dinge nicht aus seinem Blickwinkel. Sie war seine Frau, und sie konnte gleichzeitig zu *ihren* Prinzipien stehen. Er war derjenige,

der für die Familie zu sorgen hatte, für Wohnung und Ernährung. Was war denn schlimm daran, sich um die Gesundheit der Reichen zu kümmern? Auch die Reichen, wie jedermann, wurden krank, brauchten Ärzte und brauchten Mitgefühl.

Und dafür bekamen sie ihre Rechnungen.

Er verschränkte die Arme vor der Brust, zog sich physisch wie emotional von Greta zurück und starrte auf die Leinwand. Diesen Zweck hatte Ken Foley also mit dem Dinner in Wirklichkeit verfolgt – die Werbetrommel zu rühren, Öffentlichkeit herzustellen und die Nachfrage nach den neu auszugebenden Aktien zu steigern. Foleys Rede zielte auf eine weit größere Zuhörerschaft und auf weit mehr potentielle Investoren, als hier im Raum versammelt waren. Brant Hill mußte jetzt bereits auf den Bildschirmen der Börsenmakler im ganzen Land flimmern.

Jedes Wort, das er hier sagte, würden die einschlägigen Medien brav weiterverbreiten.

Das nächste Dia. Eine Entwurfsskizze des neuen Flügels der Pflegeabeilung, der gerade im Bau war. Gestern war die Bodenplatte gegossen worden, nächste Woche begänne man die zweite Baugrube. Errichtet würde das Gebäude so schnell wie möglich, aber die Nachfrage würde schneller wachsen.

Damit hatte Foley das Produkt hinreichend beschrieben. Nun erläuterte er seine Marktchancen. Das nächste Dia beschrieb die Zunahme der Älteren in der Bevölkerung der USA, die Woge der mit der Zeit älter werdenden Babyboomer, die sich rollend vorwärtsbewegte wie das verschlungene Beutetier im Leib einer Schlange. Die *Ich-Generation* auf dem Weg vom rasanten Skifahrer zum ruhigen Wanderer. Das hier, sagte Foley, ist die Gruppe,

die wir im Blick haben. Sein Zeigepfeil kreiste um dieses statistische »Beutetier« in der Schlange. Unsere künftige Kundschaft. Um das Jahr 2005 werden die Babyboomer in den Ruhestand gehen, und Brant Hill ist genau das, was sie für sich suchen werden. Wir reden hier über Wachstum – und über außerordentliche Renditen. Die Babyboomer sehen für ihr Leben eine aufregende neue Phase vor sich. Sie wollen sich keine Gedanken um Krankheit und soziale Unsicherheit machen. Viele von ihnen werden Ersparnisse zurückgelegt haben – und nicht gerade wenig. Sie werden alt werden, aber sie wollen sich nicht alt *fühlen.*

Und wer von uns will das schon? dachte Brace. Wer von uns schaut nicht in den Spiegel und hat das unangenehme Gefühl, daß das Gesicht, das einen da anschaut, für einen selbst doch viel zu alt ist?

Dessert und Kaffee erreichten auch ihre Dschungeloase. Greta schmeckte kritisch die Schlagsahne auf dem süßen Nachtisch, verzichtete dann aber darauf. Brace aß dafür gleich beide Kalorienbomben. Er hatte gerade den Mund voller Schlagsahne, als sein Name ins Mikrophon gesprochen wurde.

Greta gab ihm einen Stoß. »Steh auf«, flüsterte sie. »Sie stellen die neuen Ärzte vor.«

Brace sprang auf die Füße und kleckerte die Schlagsahne auf den Anzug. Einen Moment stand er da, fummelte mit der Serviette, als winke er den Anwesenden zu, und setzte sich schnell wieder hin. Die drei anderen neuen standen auch auf, winkten bei ihrer Vorstellung und hatten alle keine Sahneflecken auf dem Revers und keine vor Verlegenheit verzogenen Gesichter.

Mein Medizinstudium habe ich mit der zweitbesten Note abgeschlossen, dachte er, *und mein Praktikum als Bester absolviert.*

Das habe ich trotz aller Widerstände geschafft und ohne einen Penny Unterstützung durch meine Familie. Und hier sitze ich jetzt und komme mir wie der letzte Idiot vor.

Unter dem Tisch stieß Greta gegen sein Knie. »Die Luft ist mir hier zu angereichert«, flüsterte sie. »Ich glaube, ich ersticke noch an dem Goldstaub.«

»Möchtest du gehen?«

»Und du?«

Er sah zum Podium, wo Foley noch immer über Geld redete.

Renditen, rasantes Wachstum des Markts auf dem Ruhestandssektor. Die alten Leute als wandelnde Goldgruben.

Er warf die Serviette auf den Tisch. »Gehn wir.«

Angus Parmenter fühlte sich nicht wohl, überhaupt nicht wohl.

Seit Donnerstag war dieses Zittern in der rechten Hand noch zweimal aufgetreten und wieder vergangen. Wenn er sich konzentrierte, konnte er es unterdrücken, aber das war sehr anstrengend, und der Arm tat ihm danach weh. Beide Male hörte das Zucken dann von selber wieder auf. Die beiden letzten Tage hatte es sich nicht gemeldet, und so konnte er sich selber einreden, es habe nichts zu bedeuten. Vielleicht zuviel Kaffee getrunken. Oder zuviel Training an den Geräten, eine Überanstrengung der Armmuskulatur. Er hatte damit aufgehört, und alles war ruhig geblieben, was er für ein gutes Zeichen hielt.

Doch jetzt stimmte etwas *anderes* nicht.

Beim Aufwachen aus dem Mittagsschlaf hatte er es gemerkt.

Die Fenster waren verdunkelt gewesen, und er hatte die

Lampe angeknipst und sich im Schlafzimmer umgesehen. Alle Möbel schienen verrückt und zu kippen. Wann war das passiert? Hatte er sie etwa heute verschoben? Er konnte sich nicht erinnern.

Aber da war der Nachttisch. Er stand außer Reichweite und so weit zur Seite gekippt, daß er umzufallen drohte. Er starrte hin und versuchte herauszubekommen, warum es nicht passierte und warum das Wasserglas nicht von der Platte rutschte.

Er drehte sich um zum Fenster. Auch das war nicht mehr an der alten Stelle, sondern befand sich in weiter Entfernung, ein zurückweichendes Rechteck am Ende eines langen Tunnels.

Er stieg aus dem Bett und taumelte. *War das ein Erdbeben?* Der Boden schien sich rollend zu bewegen, wie Wellen im Meer. Er stolperte in die eine Richtung und in die andere, hielt sich schließlich am Schrank fest, klammerte sich daran, wollte die Balance wiedergewinnen. Etwas tropfte auf seinen Fuß. Er sah nach unten. Der Teppich war naß, und er roch den warmen, zugleich salzigen und säuerlichen Geruch von Urin. Wer, zum Teufel, hatte da in sein Schlafzimmer gepinkelt? Er hörte Glocken läuten. Die Töne schienen durch den Raum zu driften wie kleine schwarze Ballons. Kirchenglocken? Eine Uhr? Nein, jemand klingelte an der Tür.

Er stakste aus dem Schlafzimmer, hielt sich an den Wänden und Türstöcken, an allem, was Halt bot. Der Flur schien immer länger zu werden, die Tür vor seiner ausgestreckten Hand zurückzugleiten. Dann bekam er plötzlich den Türknopf zu fassen.

Mit einem triumphierenden Brummen riß er die Tür auf. Überrascht sah er die beiden Zwerge auf den

Eingangsstufen.

»Macht, daß ihr wegkommt«, sagte er. Die Zwerge sahen ihn an und miauten.

Angus wollte die Tür zuwerfen, aber sie gehorchte nicht. Eine Frau war dazwischengetreten und hielt sie auf.

»Was machst du da, Dad? Warum bist du nicht angezogen?«

»Geh weg. Verlaß mein Haus.«

Die Frau drängte jetzt herein.

»Geh raus!« sagte Angus. »Laß mich allein!« Er drehte sich um und stolperte durch den Flur zurück, floh vor der Frau und den beiden Zwergen. Doch sie verfolgten ihn. Die Zwerge wimmerten, die Frau schrie: »Was ist los? Was ist los mit dir?«

Er strauchelte auf dem Teppich. Was dann folgte, war eher angenehm, wie ein langsamer Tanz unter Wasser. Sein Körper flog nach vorn, glitt durch die Luft. Die Arme waren ausgestreckt, als wären sie Flügel, die ihn durch diese flüssige Luft trugen.

Nicht einmal den Aufschlag spürte er.

»Dad! O mein Gott.«

Diese verdammten Zwerge kreischten und patschten gegen seinen Kopf. Jetzt beugte sich die Frau über ihn und drehte ihn auf den Rücken.

»Dad, hast du dir weh getan?«

»Ich kann fliegen«, flüsterte er.

Sie sah die Zwerge an. »Zum Telefon. Ruft die Neun-neun-eins an. *Schnell!*«

Angus bewegte den Arm und schwenkte ihn wie einen Flügel.

»Ganz ruhig, Dad. Wir rufen eine Ambulanz.«

Ich kann fliegen! Er schwebte. *Ich kann fliegen!*

»So etwas habe ich noch nie erlebt. Er erkennt mich nicht, er kennt scheinbar nicht einmal seine Enkelkinder. Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Deswegen habe ich die Ambulanz gerufen.« Die Frau warf einen ängstlichen Blick in das Untersuchungszimmer, wo die Schwestern gerade Angus Parmenters Vitalwerte feststellten. »Es ist ein Schlaganfall, nicht?«

»Das kann ich Ihnen erst sagen, wenn ich ihn untersucht habe«, sagte Toby.

»Aber sieht es denn nicht aus wie ein Schlaganfall?«

»Schon möglich.« Toby drückte der Frau den Arm. »Nehmen Sie doch Platz im Wartezimmer, Mrs. Lacy. Sobald ich mehr weiß, komme ich zu Ihnen und sage Ihnen Bescheid.«

Edith Lacy nickte. Sie schlang die Arme um die Brust, ging in den Warteraum und sank zu ihren beiden Töchtern auf die Couch. Alle drei umarmten einander und bargen sich wie in einem warmen Nest.

Toby drehte sich um und machte sich an die Untersuchung.

Angus Parmenter war mit Armen und Beinen fixiert und brabbelte etwas von Fremden in seinem Haus. Für einen achtzigjährigen Mann waren seine Glieder erstaunlich fest und muskulös.

Er war nur mit einem Unterhemd bekleidet. So hatte seine Tochter ihn gefunden, von der Taille abwärts nackt.

Maudeen löste die Manschette des Blutdruckmeßgeräts von seinem Arm und legte es ordentlich in den Instrumentenkorb.

»Die Werte sind in Ordnung. Hundertdreißig zu siebzig. Puls vierundneunzig, regelmäßig.«

»Temperatur?«

»Achtunddreißig Grad«, sagte Val.

Toby beugte sich über den Kopf des Patienten und versuchte, seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. »Mr. Parmenter? Angus? Ich bin Dr. Harper.«

»… und kamen einfach in mein Haus … wollten mich nicht in Ruhe lassen …«

»Angus, sind Sie gestürzt? Haben Sie sich verletzt?«

»… diese verdammten Zwerge, kamen einfach rein und wollten mein Geld stehlen. Alle sind hinter meinem Geld her.«

Maudeen schüttelte den Kopf. »Auch ich habe aus ihm kein Wort über seine Vorgeschichte herausgekriegt.«

»Seine Tochter sagt, er war immer gesund. Keine aktuellen Erkrankungen.« Toby leuchtete ihm in die Augen. Beide Pupillen zogen sich zusammen. »Erst vor zwei Wochen hat sie mit ihm telefoniert, und da habe er sich gut angehört, sagt sie. Angus! Angus, was ist mit Ihnen passiert?«

»… sind dauernd dran, mir mein Geld wegzunehmen …«

»Eine Zwangsvorstellung«, seufzte Toby und schaltete die kleine Lampe aus. Sie setzte die Untersuchung fort, prüfte, ob ein Hirntrauma vorlag, ging dann zu den Kranialnerven über. Lokalisieren ließ sich keine Auffälligkeit, nichts wies auf eine Ursache der Verwirrung des Mannes. Die Tochter hatte einen stolpernden Gang beschrieben. War es ein Schlaganfall im Bereich des Kleinhirns? Das beeinträchtigte die Koordination der Bewegungen.

Sie löste das rechte Handgelenk aus dem Gurt. »Angus? Können Sie meinen Finger berühren?« Sie hielt ihm ihre Hand vor das Gesicht. »Heben Sie Ihre Hand, und berühren Sie meinen Finger.«

»Sie sind zu weit weg«, sagte er.

»Er ist gleich hier, direkt vor Ihrem Gesicht. Kommen Sie, versuchen Sie es.«

Sein Arm hob sich. Er schwankte vor ihr hin und her.

Das Telefon läutete. Maudeen nahm den Hörer ab.

Angus Parmenters Arm fing an zu zucken, ein heftiges rhythmisches Schütteln, das die ganze Bahre in Bewegung brachte.

»Was hat er?« sagte Val. »Ist das ein Anfall?«

»Angus!« Toby nahm das Gesicht des Mannes zwischen ihre Hände und sah ihn direkt an. Er sah ihr nicht in die Augen, sondern beobachtete seinen Arm.

»Können Sie sprechen, Angus?«

»Es geht wieder los«, sagte er.

»Was? Meinen Sie das Zittern?«

»Die Hand da – wessen Hand ist das?«

»Das ist *Ihre* Hand.«

Plötzlich hörte das Zittern auf. Der Arm fiel wie ein schweres Gewicht auf die Bahre zurück. Angus schloß die Augen. »So«, sagte er. »Jetzt ist es besser.«

»Toby?« Maudeen drehte sich vom Telefon zu ihr um. »Dr. Wallenberg ist am Apparat. Er möchte mit Ihnen reden.«

Toby nahm den Hörer. »Dr. Wallenberg? Hier ist Toby Harper. Ich bin heute die diensthabende Ärztin in der Notaufnahme.«

»Sie haben meinen Patienten bei sich.«

»Meinen Sie Mr. Parmenter?«

»Ich wurde gerade per Piepser über den Krankentransport informiert. Was ist passiert?«

»Man hat ihn verwirrt vorgefunden. Bei sich zu Hause. Im Moment ist er wach. Seine Vitalwerte sind stabil. Aber er hat eine Ataxie, und er ist desorientiert bis zum Verlust der Persönlichkeit. Er erkennt nicht einmal seine eigene Tochter.«

»Wie lange ist er jetzt bei Ihnen?«

»Die Ambulanz hat ihn gegen neun eingeliefert.«

Wallenberg schwieg einen Moment. Aus dem Hintergrund hörte Toby Stimmen und Gelächter. Eine Party.

»Ich bin in einer Stunde da. Stabilisieren Sie ihn solange.«

»Dr. Wallenberg …«

Er hatte bereits aufgelegt.

Sie wandte sich wieder dem Patienten zu. Er lag ganz still. Seine Augen fixierten die Decke. Dann wanderte der Blick erst nach rechts, dann nach links, als verfolge er ein Tennismatch.

»Machen wir von dem Mann ein CT«, sagte Toby. »Und nehmen Sie Blut ab.«

Val holte eine Handvoll Röhrchen aus der Lade. »Das Übliche? Ganzes Blutbild und Gerinnung?«

»Außerdem möglicher Drogengehalt. Er scheint zu halluzinieren.«

»Ich rufe die Röntgenabteilung«, sagte Maudeen und griff wieder zum Telefon.

»Noch eines, meine Damen«, sagte Toby.

Beide Schwestern sahen sie an.

»Was immer heute abend noch passiert, wir lassen diesen Burschen *nicht* allein, keine Sekunde. Nicht, bis man ihn offiziell aus der Notaufnahme fortschafft.«

Val und Maudeen nickten. Toby faßte Angus Parmenters nicht angebundene Hand und fixierte sie wieder ordentlich an der Bahre.

»So, jetzt kommen die Schichtbilder«, sagte der Röntgenassistent am Computertomographen.

Toby sah, wie sich auf dem angeschlossenen Monitor das erste Querschnittbild zusammensetzte, ein Oval mit verschiedenen Grauschattierungen. Wie in Angus Parmenters Gehirn. Ein Bündel aus Tausenden Röntgenstrahlen hatte seinen Schädel durchleuchtet, und der Computer hatte sich seine Millionen von Daten errechnet. Zusammen mit den verschiedenen Dichtigkeiten der Knochen, Gehirnzellen und Gehirnflüssigkeit war daraus das Bild auf dem Schirm entstanden. Der Schädelknochen erschien als dicke weiße Schicht, wie die Schale einer Frucht. Die Hirnmasse im Innern erschien als ein grauer Brei, vom Sulcusfluid wie von Würmern durchzogen.

Ein Bild nach dem anderen baute sich auf dem Schirm auf, und jedes zeigte eine andere Schicht von Angus Parmenters Schädel.

Sie erkannte den Hypophysengang, zwei schwarze Ovale, gefüllt mit Liquor cerebrospinalis. Den Nucleus caudatus. Den Thalamus. Nirgends eine anatomische Anomalie oder Asymmetrie. Keine Anzeichen von Einblutungen in irgendeine Partie des Gehirns.

»Ich sehe nichts Akutes«, sagte Toby. »Was meinen Sie?«

Vince war kein Arzt, aber als Röntgenassistent hatte er

eine Menge mehr CTs gesehen als Toby. Er runzelte die Stirn, als der nächste Schnitt auf dem Monitor erschien. »Moment«, sagte er.

»Das sieht etwas komisch aus.«

»Was?«

»Da.« Er zeigte auf einen Fleck in der Mitte. »Das ist der Türkensattel. Am Rand ist er nicht scharf eingegrenzt.«

»Könnte der Patient sich bewegt haben?«

»Nein, die übrigen Bilder sind ganz scharf. Er hat sich nicht bewegt.« Vince griff zum Telefon und wählte die Privatnummer des Radiologen. »Hi, Dr. Ritter? Kommen die Schnitte gut auf Ihrem Computer an? Prima. Dr. Harper und ich schauen sie auch gerade an. Bei dem letzten Schnitt war uns etwas nicht ganz klar …« Er tippte auf dem Keyboard, und das vorige Bild erschien auf dem Schirm. »Haben Sie es? Was halten Sie da von der Sella turcica?«

Während Vince mit Dr. Ritter konferierte, beugte sich Toby näher über den Monitor. Was Vince entdeckt hatte, war eine sehr feine Veränderung – so fein, daß sie ihr selbst gar nicht aufgefallen wäre. Der hochstehende Türkensattel war mit einer kleinen Grube im Keilbeinkörper verbunden, in der sich die Hypophyse befand. Die Hypophyse selbst war als Drüse ein lebenswichtiges Organ. Die von ihr produzierten Hormone waren entscheidend für eine ganze Reihe von Funktionen, von der Fruchtbarkeit über das Wachstum bis zum täglichen Schlaf-Wach-Rhythmus. Konnte die winzige Veränderung der Sella turcica der Grund für die am Patienten festgestellten Symptome sein?

»Okay. Ich mache jetzt das Dünnschicht-CT«, sagte Vince.

»Soll ich sonst noch etwas tun?«

»Ich möchte mit Dr. Ritter sprechen«, sagte Toby und übernahm den Hörer. »Hi, George, hier ist Toby. Wie schätzen Sie das ein mit der Sella?«

»Das ist nichts Besonderes«, sagte Ritter. Sie hörte seinen Sessel quietschen – wahrscheinlich Leder. George Ritter genoß den Luxus. Sie konnte sich ihn vorstellen, bequem in seinem Studio zurückgelehnt, umgeben von den neuesten Errungenschaften der Computertechnologie. »Bei einem Mann seines Alters sind hypophysäre Adenome keine Seltenheit. Achtzigjährige Männer haben sie zu zwanzig Prozent.«

»Ausreichend, um die Sella zu zerfressen?«

»Das gerade nicht. Aber dieses ist etwas groß geworden. Wie steht es mit seinen Drüsenfunktionen?«

»Die sind noch nicht überprüft. Er ist gerade im akutverwirrten Zustand bei uns eingeliefert worden. Könnte hier die Ursache liegen?«

»Nicht, wenn das Adenom keine sekundäre Stoffwechselabnormität nach sich gezogen hat. Haben Sie seine Elektrolyte gecheckt?«

»Abgenommen wurde alles. Wir warten auf die Ergebnisse.«

»Wenn sie normal und auch keine endokrinen Störungen feststellbar sind, dann müssen Sie wohl anderswo nach den Ursachen seiner Verwirrung suchen. Dieser Tumor ist einfach zu klein, um besonderen Druck auszuüben. Ich habe Vince gebeten, in der Frontalebene ein paar Dünnschichtaufnahmen zu machen. Damit kämen wir ein bißchen besser heran. Vielleicht sollten Sie den Patienten auch noch zur Kernspintomographie schicken. Wie heißt sein Arzt?«

»Dr. Wallenberg.«

Schweigen. »Ist er ein Brant-Hill-Patient?«

»Ja.«

Dr. Ritter seufzte ärgerlich. »Ich wünschte, Sie hätten mir das früher gesagt.«

»Wieso?«

»Ich sehe mir keine Röntgenbilder von Brant-Hill-Patienten an. Die haben ihre eigenen Radiologen, die ihre Aufnahmen selber interpretieren. Was im Klartext heißt: Ich bekomme kein Honorar dafür.«

»Tut mir leid, das habe ich nicht gewußt. Seit wann gibt es diese Übereinkunft?«

»Springer hat vor einem Monat einen entsprechenden Untervertrag abgeschlossen. Bei ihren Patienten geht man davon aus, daß sie in keiner Notaufnahme landen. Brant Hill gibt sie direkt in die eigenen Stationen weiter. Wie ist der Patient zu Ihnen gekommen?«

»Die Tochter bekam es mit der Angst und hat die Neun-neuneins angerufen. Dr. Wallenberg ist schon hierher unterwegs.«

»Okay. Dann soll Dr. Wallenberg entscheiden, was mit den Koronalschnitten geschieht. Ich gehe ins Bett.«

Toby legte auf und sah Vince an. »Warum haben Sie mir nicht gesagt, daß Brant Hill ein eigenes geschlossenes Überweisungssystem hat?«

Vince schaute sie schief an. »Sie haben mir nicht gesagt, daß das hier ein Brant-Hill-Patient ist.«

»Trauen Sie unserer Radiologie nichts zu?«

»Wir machen hier die Bilder, aber die Radiologen von Brant Hill übernehmen selbst die Diagnose. Ich nehme an, sie wollen die entsprechenden Honorare selbst kassieren.«

Wieder diese Krankenhauspolitik, dachte sie. Der Kampf jeder gegen jeden um den schrumpfenden Dollar-Segen.

Sie stand auf und blickte durch die Sichtscheibe in den CT-Raum. Der Patient lag mit geschlossenen Augen auf dem Tisch.

Seine Lippen bewegten sich leise. Das Zucken in seiner rechten Hand war nicht wieder aufgetreten. Trotzdem mußten sie nun ein EEG bei ihm machen, um einen Schlaganfall definitiv auszuschließen. Vielleicht auch noch eine Lumbaipunktion. Erschöpft lehnte sie sich gegen die Scheibe und überlegte, was sie vielleicht ausgelassen hatte und was auszulassen sie sich nicht leisten konnte.

Seit Harry Slotkin vor zwei Wochen praktisch unter ihren Augen aus der Notaufnahme verschwunden war, stand sie, das wußte sie, unter genauer Beobachtung durch die Leitung des Hospitals, und sie hatte sich sogar selbst unter einen größeren Druck gesetzt als üblich. Jeden Nachmittag wachte sie auf mit der Frage, ob sie heute wohl Harry Slotkins Leiche finden würden und damit ihr Name wieder ins öffentliche Interesse rücken würde. Was anfangs berichtet wurde, war peinlich genug gewesen. Die Geschehnisse in der Woche danach, in der Harry verschwunden blieb, und die Nachrichten über den vermißten Patienten waren über alle lokalen Fernsehsender gegangen. Sie hatte es geschafft, den Sturm zu überstehen, und jetzt waren das die Neuigkeiten von gestern und beim allgemeinen Publikum schon in Vergessenheit geraten. Doch in dem Augenblick, dachte sie, da sie die Leiche von Harry finden, wird das wieder eine ganz heiße Story. Und ich sitze auf dem heißen Stuhl und darf es mit beiden ausfechten, den Anwälten und den Reportern.

Hinter ihr ging eine Tür auf, und eine Stimme sagte: »Ist das da auf dem Tisch mein Patient?«

Toby drehte sich um und sah überrascht einen

hochgewachsenen Mann in einem Smoking auf sich zukommen. Er sah Vince an, registrierte den Röntgenassistenten mit einem schnellen Blick, ließ ihn genauso schnell stehen und trat mit langen Schritten vor zur Sichtscheibe. Er starrte zu Angus Parmenter hinüber. »Um ein CT hatte ich nicht gebeten. Wer hat es angeordnet?«

»Ich«, sagte Toby.

Jetzt fixierte Wallenberg *sie*, als würde ihm schließlich klar, daß immerhin sie seiner Aufmerksamkeit würdig war. Er war nicht älter als vierzig, sah sie aber mit der Gewißheit sichtlicher Überlegenheit an. Vielleicht war es auch der Smoking. Ein Mann, der aussah, als wäre er gerade den Seiten von *Gentlemen's Quarterly* entstiegen, hatte allen Grund, sich überlegen zu fühlen. Er erinnerte Toby an einen jungen Löwen, die Haare perfekt nach hinten zu einer Mähne gestylt, bernsteinfarbene Augen, sprungbereit und nicht gerade mit einer freundlichen Ausstrahlung. »Sind Sie Dr. Harper?«

»Ja. Ich wollte Ihnen den Zeitaufwand ersparen. Also habe ich das CT angeordnet.«

»Das nächste Mal lassen Sie mich selber meine Untersuchungen anordnen.«

»Mir erschien es effizienter, es gleich zu tun.«

Die bernsteinfarbenen Augen wurden schmaler. Er schien ihr widersprechen zu wollen, überlegte es sich aber. Also nickte er nur und wandte sich an Vince. »Legen Sie meinen Patienten bitte wieder zurück auf die Rollbahre. Er kommt rauf in die Innere, zweiter Stock.«

»Dr. Wallenberg«, sagte Toby, »wollen Sie gar nicht die CT-Ergebnisse Ihres Patienten hören?«

»Gibt das denn etwas Erwähnenswertes?«

»Eine kleine Erweiterung der Sella turcica. Er scheint ein wachsendes hypophysäres Adenom zu haben.«

»Sonst noch etwas?«

»Aber vielleicht wollen Sie ein Dünnschicht-CT anordnen. Nachdem der Patient nun mal gerade im CT ist …«

»Das wird nicht nötig sein. Schaffen Sie ihn nach oben, und ich schreibe die Überweisung aus.«

»Was ist denn mit dieser Läsion? Ich weiß, so ein Adenom ist kein Notfall, aber vielleicht muß es chirurgisch entfernt werden.«

Mit einem ungeduldigen Seufzer drehte er sich um und sah sie an. »Ich bin mir des Adenoms *absolut* bewußt, Dr. Harper. Ich verfolge seine Entwicklung jetzt seit zwei Jahren. Die Thinslice-Tomographie wäre reine Geldverschwendung. Aber ich *bedanke* mich sehr für Ihren guten Rat.« Er marschierte aus dem Zimmer.

»Du meine Güte«, murmelte Vince. »Welcher Affe hat den denn gebissen?«

Toby warf noch einmal einen Blick durch das Sichtfenster auf Angus Parmenter, der immer noch leise vor sich hin brabbelte.

Sie konnte Wallenberg nicht folgen. Weitere radiologische Untersuchungen waren angesagt. Doch der Patient war nicht mehr in ihrer Verantwortung.

Sie sah Vince an. »Kommen Sie. Heben wir ihn auf die Bahre.«

7

Auf dem Schild stand in mattblauen Buchstaben auf grauem Grund: *Schwangerschaftsberatung.* Molly hörte hinter der Tür ein Telefon läuten und zögerte, die Hand am Türknopf. Auf der anderen Seite hörte sie entfernt die Stimme einer Frau.

Sie holte tief Luft. Dann ging sie hinein.

Die Frau am Empfang sah sie zuerst gar nicht, weil sie mit ihrem Telefongespräch zu beschäftigt war. Molly blieb vor dem Schreibtisch stehen und wartete, daß man Notiz von ihr nahm. Sie wollte diese vielbeschäftigte Frau nicht einfach unterbrechen. Schließlich legte die Frau auf und sah sie an. »Kann ich Ihnen helfen?«

»Hm, ich würde gern mit jemandem reden …«

»Sind Sie Molly Picker?«

»Ja.« Molly nickte erleichtert. Sie erwarteten sie. »Das bin ich.«

Die Rezeptionistin schenkte ihr ein Lächeln. Eines von der Sorte, bei der sich der Mund zwar bewegte, aber sonst nichts. »Ich bin Linda. Wir haben uns schon am Telefon unterhalten. Gehen wir nach nebenan?«

Molly sah sich im Empfangsbereich um. »Ich dachte, ich treffe hier erst mal eine Schwester oder so. Weil ich vorher vielleicht eine Probe pinkeln muß?«

»Nein, heute reden wir nur miteinander, Molly. Aber wenn Sie gleich mal müssen, die Toilette ist da am Ende des Flurs.«

»Ich glaube, das hat Zeit.«

Sie folgte der Frau in den Raum nebenan. Es war ein

kleines Büro mit einem Schreibtisch und zwei Stühlen. An einer Wand hing ein riesiges Poster mit dem Bauch einer schwangeren Frau, ein Querschnitt, denn man konnte das Baby drinnen liegen sehen mit seinen kleinen rundlichen Ärmchen und den zusammengerollten Beinen, die Augen im Schlaf geschlossen. Auf dem Schreibtisch stand ein Plastikmodell von einem schwangeren Mutterleib, ein 3-D-Puzzle, das man Lage um Lage auseinandernehmen konnte, Bauch, Gebärmutter, Baby. Außerdem lag ein aufgeschlagenes Buch auf der Tischplatte mit dem herausklappbaren Bild eines leeren Kinderwagens.

»Setzen Sie sich doch«, sagte Linda. »Eine Tasse Tee? Oder lieber Apfelsaft?«

»Nein, Ma'am.«

»Bestimmt nicht? Es macht mir wirklich keine Mühe.«

»Danke, ich bin nicht durstig, Ma'am.«

Linda setzte sich Molly gegenüber, so daß sich beide direkt ansehen konnten. Aus dem Lächeln der Frau war ein besorgter Blick geworden. Sie hatte hellblaue Augen mit ein bißchen Make-up. Diese Augen hätte man schön nennen können, wäre da nicht dieser gleichgültig-humorlose Blick gewesen. Nichts an dieser Frau – nicht ihre Vorstadt-Hausfrauen-Dauerwelle, nicht ihr hochgeschlossenes Kleid und nicht ihre schmalen roten Lippen – war dazu angetan, Molly die Spannung zu nehmen. Sie waren beide so unterschiedlich, daß sie auch von einem anderen Planeten hätten stammen können. Ihr war klar, daß die andere Frau das auch merkte. Sie sah es an der Art, wie Linda hinter ihrem Schreibtisch saß, die Schultern hochgezogen, die knochigen Hände vor sich gefaltet. Molly hatte plötzlich das Gefühl, sie müsse ihren Rocksaum herunterziehen und die Arme schützend vor der Brust verschränken. Und sie spürte darin ein Stechen, wie

sie es lange nicht mehr erlebt hatte.

Sie schämte sich.

»Also«, sagte Linda. »Erzählen Sie mir von sich, Molly.«

»Von, ehm, mir?«

»Sie sagten am Telefon, Sie seien schwanger. Gibt es irgendwelche Hinweise?«

»Ja, Ma'am, ich denke schon.«

»Können Sie mir sagen, welche?«

»Ich, ehm …« Molly sah auf ihren Schoß. Der kurze Rock rutschte ihr die Schenkel hoch. Sie rückte auf dem Stuhl ein wenig hin und her. »Morgens ist mir schlecht. Ich muß dauernd pinkeln. Und ich habe schon eine Weile meine Tage nicht mehr.«

»Wann war Ihre letzte Periode?«

Molly zuckte mit den Schultern. »Ich bin nicht ganz sicher. Ich glaube, im Mai.«

»Das ist über vier Monate her. Haben Sie sich keine Gedanken darüber gemacht, daß sie so lange überfällig waren?«

»Also, ich habe es wirklich nicht so genau verfolgt, wissen Sie?

Und dann habe ich diesen verdorbenen Magen gehabt, und ich habe gedacht, daß es das war. Und außerdem, ich – ich glaube, ich wollte nicht daran denken. Was ich davon halten sollte. Sie wissen ja, wie das ist.«

Offenbar wußte Linda das nicht. Sie sah Molly nur aus ihren zusammengekniffenen Augen an. »Sind Sie verheiratet?«

Molly lachte verwundert. »Nein, Ma'am.«

»Aber Sie hatten … Sex.« Das Wort kam unnatürlich

heraus, wie geräuspert, ein tiefes, heiseres Kratzen.

Molly zappelte auf ihrem Stuhl. »Also, ja«, antwortete sie. »Ich hatte Sex.«

»Ungeschützten?«

»Sie meinen, ob ich Gummis benutze? Ja, sicher. Aber ich glaube, ich … ich hatte Pech.«

Wieder räusperte sich die Frau. Sie faltete ihre Hände auf dem Schreibtisch. »Molly, wissen Sie, wie Ihr Baby jetzt im Augenblick aussieht?«

Molly schüttelte den Kopf.

»Sie wissen, daß Sie tatsächlich ein Kind unterm Herzen tragen, nicht wahr?« Die Frau schob Molly das Buch hin und blätterte vor zum Anfang. Sie zeigte auf eine Abbildung, ein winziges Baby, ganz in sich zu einem kleinen Fleischball zusammengerollt. »So sieht es mit vier Monaten aus. Es hat ein kleines Gesicht und richtige kleine Hände und Füße. Schauen Sie, wie perfekt es schon ist. Es ist ein echtes Baby. Ist es nicht süß?«

Molly wippte unbehaglich auf ihrem Stuhl.

»Hat es schon einen Namen? Sie sollten ihm einen Namen geben, meinen Sie nicht? Weil Sie es bald spüren werden. Wie es sich in Ihnen bewegt, und Sie können dann doch nicht einfach *hey, du* zu ihm sagen. Wissen Sie, wer sein Vater ist?«

»Nein, Ma'am.«

»Na gut. Wie heißt denn *Ihr* Daddy?«

Molly schluckte. »William«, flüsterte sie. »Mein Vater heißt William.«

»Das ist ein schöner Name! Dann nennen wir Ihr Baby doch einfach Willie. Natürlich, wenn es ein kleines Mädchen wird, müssen wir es eben anders nennen.« Sie lächelte. »Es gibt heute so viele hübsche Namen für

Mädchen! Sie könnten ihm auch Ihren Namen geben.«

Molly sah sie verblüfft an. Vorsichtig fragte sie: »Warum machen Sie das mit mir?«

»Machen? Was, Molly?«

»Was haben Sie vor mit …?«

»Ich stelle Ihnen etwas zur Wahl. Es ist die einzige Wahl. Sie haben da drinnen ein Baby, einen vier Monate alten Fötus. Der liebe Gott hat Ihnen etwas Heiliges anvertraut.«

»Aber Ma'am, es war nicht der liebe Gott, der mit mir gefickt hat.«

Die Frau schnappte nach Luft. Ihre Hand fuhr erschreckt zum Hals.

Molly rutschte auf dem Stuhl. »Ich glaube, ich sollte jetzt gehen …«

»Nein, nein, ich versuche nur, Ihnen alle Möglichkeiten zu zeigen – alle. Sie haben wirklich die Wahl, Molly, und lassen Sie sich von niemandem etwas anderes einreden. Sie können sich für das Leben dieses Babys entscheiden. Für den kleinen Willie.«

»Bitte, nennen Sie ihn nicht so.« Molly stand auf.

Auch Linda stand auf. »Er hat einen Namen. Er ist ein *Mensch.*

Ich kann Sie an einen Verein weitervermitteln, der sich um Adoptionen kümmert. Es gibt Menschen, die Ihr Baby haben wollen -Tausende Familien, die nur auf eines warten. Es ist an der Zeit, daß Sie auch mal an andere denken.«

»Aber ich muß an mich selber denken«, flüsterte Molly. »Weil es sonst niemand tut.« Sie verließ das Büro und das Haus.

In einer Telefonzelle fand sie ein Verzeichnis von

Boston, zusammen mit den Gelben Seiten. Dort stand etwas von einer »Klinik für Geplante Elternschaft«. Sie lag am anderen Ende der Stadt.

Ich muß an mich selber denken. Weil es sonst niemand tut. Nie getan hat.

Sie nahm den Bus, stieg zweimal um und verließ ihn einen Block vor ihrem Ziel.

Auf dem Gehsteig hatte sich eine Menge Menschen versammelt. Molly hörte sie singen, aber sie verstand die Worte nicht.

Es war nur ein lauter Chor von Stimmen, die rhythmisch zu ihr herüberklangen. Zwei Cops standen etwas entfernt und schauten mit verschränkten Armen gelangweilt zu.

Molly blieb stehen. Sie wußte nicht, wie sie dort am besten vorbeikommen könnte. Plötzlich richtete die Menge ihre Aufmerksamkeit auf die Straße, wo gerade ein Wagen am Bordstein angehalten hatte. Zwei Frauen kamen aus dem Klinikgebäude geeilt und drängten sich trotzig durch die Reihen. Sie halfen einer ängstlich um sich schauenden Frau vom Beifahrersitz, nahmen sie in die Mitte und führten sie mit umgelegten Armen zum Klinikeingang.

Da traten die beiden Cops endlich in Aktion. Sie schritten ein und bahnten den drei Frauen einen Weg durch die Menge.

»So machen sie es mit den Babys da drinnen!« schrie ein Mann und warf etwas auf den Gehsteig.

Glas zersprang in Scherben. Hellrotes Blut verteilte sich auf dem Pflaster.

Die Menge fing an zu singen: *Baby killers, Baby killers, Baby killers.*

Die drei Frauen folgten einem der Polizisten mit

eingezogenen Köpfen und ohne sich umzusehen die Stufen zur Klinik hinauf.

Die Tür fiel hinter ihnen zu.

Molly spürte, wie jemand an ihrem Arm zog. Ein Mann drückte ihr eine Broschüre in die Hand.

»Schließ dich unserem Kampf an, Schwester«, sagte er.

Molly betrachtete den Titel der Broschüre. Ein lächelndes Kind mit strähnigen blonden Haaren. *Wir sind alle Gottes Engel,* stand darunter.

»Wir brauchen neue Soldaten«, sagte der Mann. »Nur so kann man den Satan bekämpfen. Wir heißen dich willkommen.« Er streckte ihr die Hand entgegen. Seine Finger waren knochig wie die von einem Skelett.

Molly ergriff unter Tränen die Flucht.

Der Bus brachte sie wieder zurück in ihre vertraute Gegend.

Es war fast fünf, als sie wieder die Treppen zu ihrem Zimmer hinaufstieg. Sie war so müde, daß sie sich kaum auf den Beinen halten und kaum die letzten Stufen erklimmen konnte.

Gerade hatte sie sich auf ihr Bett fallen lassen, als Romy die Tür aufstieß und hereinplatzte. »Wo bist du gewesen?«

»Spazieren.«

Er trat gegen ihr Bett. »Du verdienst dir doch nicht ein bißchen nebenbei, oder? Ich behalte dich im Auge, Mädchen. Bleibe dir auf der Spur.«

»Laß mich in Ruhe. Ich will schlafen.«

»Du treibst dich auf eigene Faust herum? Tust du das?«

»*Raus* aus meinem Zimmer.« Sie schob ihn mit dem Fuß von ihrem Bett weg.

Das war ein schwerer Fehler. Romy packte ihr

Handgelenk und drehte es mit solcher Wut herum, daß die Knochen knackten.

»Hör auf!« schrie sie. »Du brichst mir den Arm …«

»Und du vergißt ganz, wer du bist, Molly Wolly. Und wer ich bin. Gefällt mir gar nicht, wenn du abhaust und mir nicht sagst, wohin.«

»Laß mich. Komm, Romy. Hör auf, mir weh zu tun.«

Er grunzte mißmutig und ließ sie los. Dann ging er zu dem alten Rattanregal, wo ihre Handtasche lag. Er öffnete sie und schüttelte den Inhalt auf den Fußboden. Aus der Geldbörse zog er elf Dollar – ihr ganzes Geld. Wenn sie nebenbei Dummheiten gemacht hatte, dann hatte sie bestimmt kein Geld dafür gekriegt.

Als er die Scheine in seine Tasche stopfte, fiel sein Blick plötzlich auf die Broschüre mit dem kleinen blonden Kind auf der Titelseite.

Wir sind alle Gottes Engel.

Er hob das Heft auf und lachte. »Was soll dieser Engel-Scheiß?«

»Nichts von Bedeutung.«

»Woher hast du das?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Irgendein Typ hat es mir gegeben.«

»Wer?«

»Ich weiß nicht, wie er heißt. Es war drüben vor der Klinik für Geplante Elternschaft. Da stand ein ganzer Haufen verrückter Leute auf der Straße, die schrien und schubsten die Leute herum.«

»Und was hattest *du* da zu suchen?«

»Nichts. Gar nichts.«

Er trat wieder an ihr Bett und faßte sie am Kinn. Leise

sagte er:

»Du hast da doch nicht etwas gemacht, ohne es mir zu sagen?«

»Was meinst du damit?«

»Niemand rührt dich an ohne meine Erlaubnis. Verstanden?«

Seine Finger bohrten sich in ihren Hals, und auf einmal bekam sie Angst. Romy sprach ganz leise, und wenn er so ruhig wurde, wurde er immer gemein. Sie hatte die Blutergüsse gesehen, die er anderen Mädchen im Gesicht zugefügt hatte. Die blutigen Lücken, wo einmal Zähne gewesen waren. »Dachte, das wäre klar zwischen uns, schon seit langem.«

Der Druck seiner Finger trieb ihr Tränen in die Augen. »Ja«, flüsterte sie. »Ja, ich …« Sie schloß die Augen und wartete auf den Schlag. »Romy, ich habe Mist gebaut. Ich glaube, ich bin schwanger.«

Zu ihrer Überraschung blieben die Schläge aus. Im Gegenteil, er ließ sie los und gab so etwas wie ein glucksendes Lachen von sich. Sie traute sich nicht, ihn anzusehen, sondern hielt den Kopf demütig gebeugt.

»Ich weiß nicht, wie es passiert ist«, sagte sie. »Ich hatte Angst, es dir zu sagen. Ich habe einfach geglaubt, ich kriege das schon hin, weißt du? Und dann hätte ich dir nichts zu sagen brauchen.«

Seine Hand näherte sich wieder ihrem Gesicht, aber es war eine sanfte Berührung. Eine Liebkosung. »Du weißt doch, daß wir so miteinander nicht umgehen. Du weißt, daß ich mich um dich kümmere. Du mußt lernen, mir zu *vertrauen*, Molly Wolly. Lernen, an mich zu *glauben.*« Seine Finger streichelten ihre Wange. Ganz sanft, es kitzelte ein wenig. »Ich kenne einen Arzt.«

Ihr Körper wurde steif.

»Ich kümmere mich darum, Mol, wie ich mich immer um alles kümmere. Unternimm also nichts anderes. Verstanden?«

Sie nickte.

Als er wieder aus dem Zimmer war, streckte sie die Glieder aus und tat einen tiefen Seufzer. Diesmal war sie gut weggekommen.

Erst jetzt, nachdem die Begegnung vorbei war, wurde ihr klar, wie nah er daran gewesen war, ihr weh zu tun. Stell dich nicht gegen Romy, wenn du deine Zähne im Mund behalten willst.

Sie bekam wieder Hunger. Ständig war sie hungrig. Sie tastete unter dem Bett nach der Tüte Fritos, da fiel ihr ein, daß sie am Morgen alle aufgegessen hatte. Also stand sie auf und suchte das Zimmer nach etwas Eßbarem ab.

Ihr Blick fiel auf das Foto mit dem blonden Kind. Die Broschüre lag auf dem Boden, wo Romy sie hatte fallen lassen.

Wir sind alle Gottes Engel.

Sie hob das Heft auf und betrachtete das Gesicht des Babys.

War es ein Mädchen oder ein Junge? Keine Ahnung. Über Babys wußte sie nicht viel, hatte seit Jahren keines mehr auf dem Arm gehabt. Seit sie selber noch ein junges Mädchen gewesen war. Sie hatte nur noch eine vage Erinnerung an ihre Schwester auf ihrem Schoß. Diese knarzenden Plastikhöschen über Lilys Windeln und der süßliche Pudergeruch auf ihrer Haut hatten sich in ihr Gedächtnis eingegraben. Und daß Lily als Baby einfach keinen Hals gehabt hatte, sondern der Kopf fast ohne Übergang auf den Schultern gesessen hatte.

Sie legte sich hin und breitete die Hände über ihren Bauch und fühlte die Gebärmutter. Unter der Bauchdecke war sie fest wie eine Orange. Sie dachte an die Zeichnung in Lindas Bildband – an das Baby mit all seinen ausgebildeten Fingern und Zehen. Ein Barbie-Püppchen, das man in einer Hand halten konnte.

Wir sind alle Gottes Engel.

Sie schloß die Augen und dachte matt: *Und was ist mit mir? Mich hast Du vergessen, lieber Gott.*

Toby zog die Handschuhe aus und warf sie in den Mülleimer.

»Alles genäht. Jetzt hast du etwas, das du den anderen Kindern in der Schule zeigen kannst.«

Der Junge faßte sich ein Herz und sah seinen Ellbogen an. Er hatte die Augen fest zugehabt und nicht einen einzigen Blick gewagt, als Toby die Wunde Stich um Stich nähte. Jetzt starrte er ehrfürchtig auf die Knötchen aus blauen Nylonfäden.

»Wow. Wie viele Stiche?«

»Fünf.«

»Ist das viel?«

»Fünf zuviel. Vielleicht solltest du das alte Skatebord besser in die Ecke stellen.«

»Ach was. Dann würde mir bei was anderem was passieren.« Er setzte sich auf und rutschte vom Behandlungstisch. Im selben Moment torkelte er zur Seite.

»Oje«, sagte Maudeen. Sie griff ihm unter die Arme und half ihm in einen Sessel. »Du hast es zu eilig, Junge.« Sie strich ihm über den Kopf, sah Toby an und rollte die Augen. Teenager.

Große Lippe und nichts dahinter. Der hier würde morgen

wahrscheinlich in die Schule stolzieren und mit seinen jüngsten Kriegsverwundungen prahlen. Und bestimmt würde er nicht versäumen, auch den Teil hervorzuheben, wie er fast in den Armen einer Schwester weggesackt wäre.

Die Sprechanlage summte. Val meldete sich. »Dr. Harper, eine Reanimation oben in Zwei West.«

Toby sprang auf die Füße. »Bin schon unterwegs.«

Sie lief durch den Flur zum Treppenhaus, ließ den Aufzug aber Aufzug sein. Ihre eigenen Beine waren schneller.

Im Korridor Zwei West entdeckte sie eine Schwester, die gerade den Notfallwagen durch eine Tür schob, und folgte ihr in das Krankenzimmer.

Zwei Stationsschwestern standen schon am Bett des Patienten.

Eine hielt ihm eine Maske vor das Gesicht und versorgte ihn mit Sauerstoff, die andere half mit Brustkompressionen. Die Schwester mit dem Wägelchen zog die Kabel des EKG-Geräts heraus und setzte die Kontakte auf die Brust des Patienten.

»Was ist passiert?« wollte Toby wissen.

Die Schwester, die die Beatmung vornahm, antwortete: »Hatte einen Anfall, wurde schwach, Atmung setzte aus …« Sie stieß die Worte im Rhythmus der Kompressionen aus – pressen, loslassen, pressen. »Dr. Wallenberg ist unterwegs.«

Wallenberg? Toby sah sich das Gesicht des Patienten an. Sie hatte ihn wegen der Sauerstoffmaske nicht erkannt. »Ist das Mr. Parmenter?«

»Ist ihm – in den letzten Tagen – gar nicht so gut gegangen. Heute morgen – wollte ich ihn – in die

Intensivstation überstellen.«

Toby ging herum zum Kopfende. »EKG einschalten. Wir müssen intubieren. Siebener-Tubus.«

Die Notschwester reichte ihr das Laryngoskop und riß eine Tubusverpackung auf.

Toby beugte sich über den Kopf des Patienten. »Okay, los geht's.«

Die Sauerstoffmaske wurde weggezogen. Toby kippte den Kopf des Patienten nach hinten und schob den Kehlkopfspiegel in seinen Rachen. Die Stimmbänder erkannte sie gleich, und so schob sie den Tubus vorsichtig an Ort und Stelle. Die Sauerstoffmaske kam zurück, und die Schwester fing wieder mit der Beatmung an.

»Ich habe Herztöne«, sagte die Notschwester. »Sieht aus wie Kammerflimmern.«

»Gehen Sie auf hundert Wattsekunden. Her mit den Platten! Bereiten Sie Lidocain vor. Hundert Milligramm.«

Das waren zu viele Befehle auf einmal. Die Schwester schien überfordert. Unten in der Notaufnahme lief das nahezu stumm und über Augenkontakt, ohne daß der Arzt einen Ton sagen mußte. Jetzt wünschte Toby, sie hätte Maudeen mitgenommen.

Toby setzte die Platten auf die Brust. »Zurück!« sagte sie und schaltete den Defibrillator ein.

Hundert Joule Elektrizität fuhren in Angus Parmenters Körper.

Alle Blicke schossen zum Monitor.

Die Herzschlagfrequenz ging schlagartig nach oben und sank dann wieder auf den Basiswert. Ein Piepton zeigte den QRS an, das war die Erregungsausbreitung in den Herzkammern. Noch ein Piepser und noch einer.

»*Ja!*« rief Toby. Sie tastete die Kopfschlagader. Einen

Puls gab es. Er war schwach, aber eindeutig vorhanden.

»Jemand muß die Intensivstation anrufen«, sagte Toby. »Wir brauchen ein Bett.«

»Ich habe einen Blutdruckwert – achtundfünfzig systolisch …«

»Können wir die Elektrolyte haben? Bitte ein Blutgasröhrchen.«

»Hier, Doc.«

Toby zog die Kappe von der Nadel. Sie verschwendete keine Zeit mit der Suche nach der Radialarterie am Handgelenk, sondern setzte gleich an der Oberschenkelschlagader an, stach in der Leistengegend ein und traf die Arteria femoralis präzise.

Man sah es an dem hellroten Blut, das in die Röhre strömte.

Drei Kubikzentimeter zog sie hoch und gab die Spritze an eine Schwester weiter.

»Okay, okay.« Toby drückte die Einstichstelle ab, holte tief Luft und nahm sich einen kostbaren Moment Zeit, die Situation zu überdenken. Der Patient war beatmet, er hatte Puls und auch einen adäquaten Blutdruck. Sie machten alles richtig. Und jetzt konnte sie sich der Frage zuwenden: Warum war der Patient kollabiert?

»Sie sagten, er hatte einen Anfall. Und dann war der Blutdruck weg?« fragte sie.

»Ich bin ziemlich sicher, daß es ein Anfall war«, antwortete die Schwester. »Gefunden habe ich ihn in dem Zustand auf meiner Zehn-Uhr-Runde. Sein Arm zuckte, und er war nicht ansprechbar. Wir hatten Order, in so einem Fall Valium zu spritzen, und ich machte die Spritze gerade fertig, als er aufhörte zu atmen.«

»Valium? Hat Dr. Wallenberg das angeordnet?«

»Bei einem Anfall.«

»Wie viele hat er denn inzwischen bekommen?«

»Seit seiner Einlieferung? Vielleicht sechs. Etwa eine pro Tag. Normalerweise ist der rechte Arm betroffen. Außerdem hatte er noch Gleichgewichtsstörungen.«

Toby sah den Patienten an und runzelte die Stirn. Plötzlich sah sie wieder ganz deutlich Harry Slotkins zitterndes Bein vor sich. »Was wurde denn diagnostiziert? Weiß man es?«

»Sie sind noch dabei. Sie haben noch einen Neurologen hinzugezogen, aber ich glaube nicht, daß er der Sache schon auf den Grund gekommen ist.«

»Der Patient ist schon eine ganze Woche bei Ihnen, und sie haben noch keine Idee?«

»Also, *mir* hat jedenfalls keiner etwas gesagt.« Die Schwester sah ihre Kolleginnen an, und die schüttelten auch den Kopf. Sie hörten Wallenbergs Stimme, ohne bemerkt zu haben, daß er den Raum betreten hatte. »Status?« fragte er. »Haben Sie ihn stabilisiert?«

Toby drehte sich zu ihm um. Als sich ihre Blicke trafen, glaubte sie einen Anflug von Bestürzung in seinen Augen zu sehen. Doch genauso schnell war es wieder vorbei.

»Er hatte Vorhofflimmern«, sagte Toby. »Vorausgegangen war ein Anfall mit Atemstillstand, und jetzt hat er Herzrhythmusstörungen. Wir warten auf ein Bett in der Intensivmedizin.«

Wallenberg nickte und griff automatisch nach dem Krankenblatt des Patienten. Wich er ihrem Blick aus? Sie beobachtete ihn, wie er die Unterlagen durchblätterte, und wehrte sich vergeblich dagegen, seine Unerschütterlichkeit zu beneiden. Sein elegantes Auftreten. Keine Haarsträhne, die nicht an ihrem Platz war, kein winziger Fleck an

seinem weißen Kittel. Toby kam sich dagegen in ihren schlotterigen OP-Sachen vor wie jemand, der aus einem Korb Schmutzwäsche gesprungen war.

»Wie ich höre, hatte er eine Reihe solcher Anfälle«, sagte Toby.

»Ob es sich dabei tatsächlich um Anfälle handelt, ist noch nicht sicher. Das EEG bestätigt es nicht.« Er legte das Krankenblatt weg und sah auf den Monitor, wo ein normaler Sinusrhythmus über das Oszilloskop wanderte. »Es sieht so aus, als wäre alles in Ordnung. Ich kann jetzt übernehmen, danke.«

»Toxine schließen Sie aus? Infektionen?«

»Wir haben ihn neurologisch untersuchen lassen.«

»Gab es Spezifikationen in dieser Richtung?«

Wallenberg sah sie verdutzt an. »Wie meinen Sie das?«

»Weil Harry Slotkin exakt die gleichen Symptome hatte. Fokal bedingte Anfälle. Akute Verwirrungszustände …«

»Verwirrungszustände treten in dieser Altersgruppe leider häufiger auf. Ich glaube kaum, daß man sie sich einfach so einfängt wie eine schlichte Erkältung.«

»Aber sie haben beide in Brant Hill gewohnt. Beide weisen die gleichen klinischen Befunde auf. Vielleicht hat das bei beiden mit ein und demselben Toxin zu tun.«

»Was für ein Toxin? Können Sie das spezifizieren?«

»Nein, aber ein Neurologe könnte einen Befund darauf einengen.«

»Wir haben einen Neurologen hinzugezogen.«

»Hat er eine Diagnose gestellt?«

»Haben Sie eine, Dr. Harper?«

Sie schwieg, von seinem feindseligen Ton überrascht, und sah zu den Schwestern hinüber. Aber die wichen

ihrem Blick geflissentlich aus.

»Dr. Harper?« Eine Hilfsschwester steckte den Kopf zur Tür herein. »Die Notaufnahme meldet einen Patienten. Kopfschmerzen.«

»Sagen Sie, ich bin gleich unten.« Toby wandte sich wieder an Wallenberg, doch der hatte schon sein Stethoskop im Ohr und damit jede weitere Diskussion beendet. Frustriert ging sie hinaus.

Auf der Treppe sagte sie sich immer wieder, daß Angus Parmenter nicht ihr Patient sei und sie sich nicht um ihn zu kümmern habe. Dr. Wallenberg war ein Spezialist in Geriatrie. Ganz bestimmt war er der Qualifiziertere bei der Versorgung dieses Patienten.

Aber er ging ihr nicht aus dem Kopf.

Die nächsten zehn Stunden nahm sie die übliche Parade der Mühseligen und Beladenen ab, Männer mit Stechen in der Brust, Frauen mit Magenweh, Babys mit Fieber. Aber kaum entstand einmal eine kleine Pause, waren ihre Gedanken auch schon wieder bei Angus Parmenter.

Und bei Harry Slotkin, den man noch immer nicht gefunden hatte. Seit drei Wochen war er jetzt wie vom Erdboden verschwunden. Letzte Nacht war die Temperatur draußen unter zwanzig Grad gesunken. Nachts würde es jetzt kühl werden, und sie stellte sich vor, wie er im Finstern noch immer nackt im kühlen Wind wanderte. Sie wußte, daß diese Gedanken nur eine andere Art waren, sich selbst zu bestrafen. Harry Slotkin würde nicht mehr in der Kälte zittern. Er war bestimmt längst tot.

In den frühen Morgenstunden wurde es im Warteraum der Notaufnahme leerer, und Toby zog sich ins Ärztezimmer zurück. Über dem Schreibtisch gab es ein Bücherbrett mit medizinischer Literatur. Sie überflog die Titel und zog ein Handbuch der Neurologie heraus. Im

Stichwortverzeichnis suchte sie den Begriff »Verwirrtheit«. Es gab über zwanzig Verweise, und die Diagnosen reichten von Fieber bis Alkohol-Abusus.

Sie ging die Querverweise durch: Stoffwechselbedingt. Infektiös. Degenerativ. Neoplastisch. Kongenital.

»Verwirrtheit« stellte sich als ein zu weiter Begriff heraus. Sie benötigte etwas Spezifischeres, eine physiologische Auffälligkeit, ein Laborergebnis, das sie auf die richtige Diagnose brächte. Sie dachte an Harry Slotkins Bein auf der Bahre und an das, was die Schwester über Mr. Parmenters zuckenden Arm gesagt hatte. Anfälle? Nach Wallenbergs Auskunft hatte das EEG so etwas ausgeschlossen.

Toby klappte das Handbuch zu, stand auf und gähnte. Sie mußte sich noch einmal Mr. Parmenters Krankenblatt ansehen.

Vielleicht gab es da ein paar anormale Laborergebnisse oder physische Abweichungen, die man nicht weiterverfolgt hatte.

Sieben Uhr. Ihre Schicht war zu Ende.

Sie fuhr mit dem Aufzug in den dritten Stock und ging in die Intensivabteilung. Im Beobachtungszimmer flimmerten sieben EKG-Anzeigen über die Monitore. Davor saß eine Schwester und starrte wie hypnotisiert darauf.

»Wo liegt Mr. Parmenter?« fragte Toby.

Die Schwester schien sich aus einer Trance herausholen zu müssen. »Parmenter? Den Namen kenne ich nicht.«

»Er ist letzte Nacht von Zwei West hierherverlegt worden.«

»Zu uns ist niemand verlegt worden. Wir haben von Ihnen aus der Notaufnahme diesen Infarkt bekommen …«

»Nein, Parmenter war da schon in der Stabilisierungsphase.«

»Ach ja, ich erinnere mich. Die Verlegung wurde rückgängig gemacht.«

»Warum?«

»Da müssen Sie in Zwei West nachfragen.«

Toby lief die Treppe in den zweiten Stock hinunter. Die Station war verlassen, und das Telefon blinkte vergebens. Sie trat zum Schrank mit der Hängekartei und ging die Namen durch. Kein Parmenter. Mit wachsendem Grimm ging sie den Gang hinauf zu den Krankenzimmern und stieß die Tür zu Parmenters Zimmer auf.

Was sie sah, ließ sie erstarren.

Durch das Fenster fiel hart die Morgensonne direkt auf das Bett, in dem Angus Parmenter lag. Seine Augen standen halb offen. Das Gesicht war bläulich-weiß, das Kinn hing auf die Brust herab. Alle Verbindungen zum Monitor und der Tropf waren abgeklemmt. Der Mann war ganz offensichtlich tot.

Sie hörte eine Tür aufgehen, sah sich um und sah aus dem Zimmer gegenüber eine Schwester mit einem Medikamentenwagen kommen. »Was ist passiert?« fragte Toby sie. »Wann war der Exitus?«

»Vor ungefähr einer Stunde.«

»Warum hat man mich nicht zur Notversorgung gerufen?«

»Dr. Wallenberg war hier auf der Station. Er hat sich gegen eine Notversorgung entschieden.«

»Ich habe gedacht, der Patient würde auf die Intensivstation verlegt.«

»Das haben sie wieder rückgängig gemacht. Dr. Wallenberg hat die Tochter angerufen, und sie sind

beide übereingekommen, daß das keinen Zweck mehr hatte. Auch nicht mehr, ihn an die Maschinen zu hängen. Sie haben ihn sterben lassen.«

Das war eine Entscheidung, gegen die Toby nichts einwenden konnte. Angus Parmenter war zweiundachtzig gewesen und seit einer Woche komatös mit wenig Hoffnung auf Besserung.

Ihr blieb nur noch eine Frage: »Hat die Familie die Zustimmung für eine Autopsie gegeben?«

Die Schwester sah von ihrem Wagen hoch. »Es wird keine gemacht.«

»Aber es muß eine Autopsie geben.«

»Die Bestattungsvorbereitungen sind schon erledigt, das Unternehmen holt die Leiche in Kürze ab.«

»Wo ist das Krankenblatt?«

»Es ist schon aus der Kartei entnommen. Wir warten nur noch auf Dr. Wallenberg zur Ausfüllung des Totenscheins.«

»Er ist also noch hier im Krankenhaus?«

»Ich glaube schon. Er ist zu einem Konsilium in der Chirurgie.«

Toby ging auf direktem Weg ins Stationszimmer. Die Karteiführerin war nicht an ihrem Schreibtisch, hatte die losen Blätter von Mr. Parmenters Akte aber auf dem Tisch liegengelassen.

Toby überflog schnell die neuesten Vermerke und Dr. Wallenbergs letzte Eintragung.

Familie benachrichtigt. Respirationsmaßnahmen abgebrochen – Schwestern können keinen Puls mehr feststellen. Auskultation bringt keine Herztöne mehr. Pupillen unbeweglich. Festgestellte Todeszeit 5.58 Uhr.

Von einer Autopsie war nicht die Rede, auch nicht von

einer auslösenden Krankheit.

Das Quietschen von Rädern ließ sie aufhorchen. Zwei Krankenhausbedienstete schoben eine Rollbahre aus dem Fahrstuhl. Sie rollten sie in Richtung Zimmer 341.

»Warten Sie«, sagte Toby. »Kommen Sie wegen Mr. Parmenter?«

»Ja.«

»Stop. Er wird *nirgendwohin* gebracht.«

»Der Leichenwagen ist schon hierher unterwegs.«

»Die Leiche bleibt, wo sie ist. Ich muß mich mit den Angehörigen in Verbindung setzen.«

»Aber …«

»*Warten* Sie einfach.« Toby griff zum Telefon und piepste Dr. Wallenberg an. Er meldete sich nicht zurück. Die beiden Gehilfen standen wartend im Flur, sahen sich an und zuckten mit den Schultern. Sie hob den Hörer erneut ab und wählte nun die Nummer von Mr. Parmenters Tochter, die auf dem Blatt verzeichnet war. Sechsmal ließ sie es läuten. Inzwischen war sie mehr als frustriert, und dazu sah sie noch, wie die beiden Gehilfen trotzdem die Bahre in Mr. Parmenters Krankenzimmer schoben.

Sie lief hinter ihnen her. »Ich habe Ihnen gesagt, der Patient *bleibt hier.*«

»Ma'am, wir haben die Anordnung, ihn abzuholen und nach unten zu bringen.«

»Das muß ein Mißverständnis sein. Ich weiß es. Dr. Wallenberg ist noch hier im Krankenhaus. Warten Sie nur so lange, bis ich mit ihm darüber geredet habe.«

»Mit mir reden? Worüber, Dr. Harper?«

Toby drehte sich um. In der Tür stand Dr. Wallenberg.

»Über eine Autopsie«, sagte sie.

Er kam herein und ließ die Tür langsam hinter sich zufallen.

»Waren Sie das auf meinem Piepser?«

»Ja. Die beiden wollen die Leiche ins Bestattungsinstitut überführen. Ich habe ihnen gesagt, sie sollen damit warten, bis Sie eine Autopsie angeordnet haben.«

»Für eine Autopsie besteht keine Notwendigkeit.«

»Sie kennen den Grund nicht, warum er kollabiert ist. Sie wissen nicht, woher die Verwirrtheit kam.«

»Am wahrscheinlichsten durch Schlaganfall.«

»Das CT zeigt keinen Schlaganfall an.«

»Vielleicht ist das CT zu früh gemacht worden. Und einen Infarkt im Hirnstamm kann man nicht unbedingt sichtbar machen.«

»Sie ergehen sich in Annahmen, Dr. Wallenberg.«

»Was soll ich denn Ihrer Meinung nach veranlassen? Ein Tomogramm des Hirns von einem toten Patienten?«

Die Gehilfen folgten fasziniert der hitzigen Auseinandersetzung und warfen sich bezeichnende Blicke zu. Im Augenblick fixierten sie Toby und warteten auf ihre Antwort.

»Harry Slotkin hat die gleichen Symptome gezeigt«, sagte sie.

»Akuter Verwirrungszustand und fokal bedingte Anfälle. Beide Männer wohnten in Brant Hill. Beide waren bis dahin bei bester Gesundheit gewesen.«

»Männer in dieser Altersgruppe sind für Schlaganfälle prädestiniert.«

»Aber es könnte auch etwas anderes vorgefallen sein. Das kann nur eine Autopsie erweisen. Gibt es einen Grund, warum Sie dagegen wären?«

Wallenberg lief rot an. Sein Zorn stand ihm so offen im Gesicht, daß Toby versucht war, einen Schritt zurückzuweichen. Ihre Blicke trafen sich für einen Augenblick, dann schien er sich wieder in der Gewalt zu haben.

»Es wird keine Autopsie geben«, sagte er, »weil seine Tochter sie verweigert. Und ich respektiere ihren Wunsch.«

»Vielleicht weiß sie nicht, wie wichtig das hier ist. Wenn ich mit ihr rede …«

»Daran ist überhaupt nicht zu denken, Dr. Harper. Sie würden sich in ihre Privatsphäre drängen.« Er wandte sich an die Gehilfen, wieder ganz der Dominierende. »Sie können ihn jetzt hinunterschaffen.« Mit einem letzten verächtlichen Blick auf Toby verließ er das Zimmer.

Schweigend sah Toby zu, wie die beiden die Bahre ans Bett schoben und die Bremsen feststellten.

»Eins, zwei, los.«

Der Körper landete auf der Bahre. Sie fixierten ihn mit einem Brustgurt. Das geschah nicht zur Sicherheit, sondern wegen des äußeren Anblicks. Bahren konnten irgendwo anstoßen, Rampen, über die sie geschoben wurden, konnten steil sein, und man wollte vermeiden, daß eine Leiche plötzlich von der Bahre auf den Boden rutschte. Also deckte man eine falsche »Matratze« über sie, befestigte sie mit Klammern, und über das ganze Gebilde stülpte man dann langes Bettuch. Käme jetzt jemand vorbei, könnte er denken, er sähe nur eine leere Bahre vor sich.

Sie rollten die Bahre aus dem Zimmer.

Toby blieb stehen und hörte sie quietschend davonfahren. Was würde als nächstes passieren? Unten in der Leichenhalle würde man noch einigen Papierkram

erledigen – Formulare mußten ausgefüllt, Entlassungspapiere ausgestellt werden. Dann würde man den Verstorbenen in einen Leichenwagen schieben und ins Bestattungsinstitut transportieren, wo man die Körperflüssigkeit ablassen und durch Einbalsamierungsmittel ersetzen würde.

Oder würden sie die Leiche verbrennen lassen? Sie gewaltsam auf ein Häufchen Asche und Spurenelemente reduzieren und keine weiteren Fragen und Antworten mehr zulassen? Das war jetzt ihre letzte Chance, Angus Parmenters Diagnose zu erfahren. Und auch Harry Slotkins. Sie ging ans Telefon und rief noch einmal die Tochter des Patienten an.

Diesmal hörte sie ein leises »Hallo«.

»Mrs. Lacy? Hier ist Dr. Harper. Wir haben uns letzte Woche in der Notaufnahme gesehen.«

»Ja. Ich erinnere mich.«

»Ich bin sehr betroffen wegen Ihres Vaters. Ich habe es gerade erfahren.«

Die Frau seufzte. Es klang mehr nach Erschöpfung als nach Trauer. »Wir haben es wohl irgendwie erwartet. Und um ganz ehrlich zu sein, es bedeutet auch so etwas wie … eine Erleichterung. Das hört sich schlimm an. Aber nachdem ich ihn jetzt eine Woche lang so gesehen habe … in der Verfassung …«

Noch einmal ein Seufzer. »Er hätte so nicht leben wollen.«

»Das würde niemand von uns, glauben Sie mir.« Toby zögerte und suchte die richtigen Worte. »Mrs. Lacy, ich weiß, es ist die schlechteste Zeit, gerade jetzt mit Ihnen darüber zu reden, aber ich habe keine Wahl. Dr. Wallenberg sagt, Sie wünschen keine Autopsie. Ich weiß, wie schwer es für eine Familie ist, zu so etwas die

Genehmigung zu geben. Aber in diesem Fall habe ich wirklich das Gefühl, es ist lebenswichtig. Wir wissen nicht, woran Ihr Vater gestorben ist, und es könnte sich herausstellen, daß …«

»Ich habe keine Autopsie verweigert.«

»Aber Dr. Wallenberg sagt, Sie wären dagegen.«

»Wir haben nie darüber gesprochen.«

Toby schwieg. *Warum hat Dr. Wallenberg mich belogen?* »Erhalte ich dann von Ihnen die Erlaubnis für eine Autopsie?«

Mrs. Lacy überlegte nur wenige Sekunden und sagte dann leise: »Wenn Sie es für nötig halten. Ja.«

Toby legte auf. Sie wollte schon in der Pathologie anrufen, überlegte es sich dann aber. Selbst mit der Erlaubnis der Angehörigen würde kein Pathologe des Springer Hospitals die Leiche sezieren – nicht gegen den Willen des behandelnden Arztes.

Warum will Wallenberg so entschieden eine Autopsie verhindern? Was fürchtet er, das man finden könnte? Sie sah das Telefon an. *Du mußt etwas tun. Du mußt es jetzt tun.* Sie nahm den Hörer auf und wählte die Auskunft. »Eine Nummer in Boston, bitte«, sagte sie. »Das Büro des Amtlichen Leichenbeschauers.«

Es dauerte eine Weile, bis sie die Nummer erfuhr, und noch einmal ein paar Sekunden, bis sie die richtige Verbindung hatte.

Während sie wartete, sah sie den Weg vor sich, den Angus Parmenters Leiche jetzt nach unten in die Leichenhalle nahm. Mit dem Fahrstuhl nach unten. Durch die leise auf gleitenden Türen im Untergeschoß. Durch den Korridor mit seinen summenden Wasserrohren.

»Büro des Leichenbeschauers. Stella am Apparat.«

Toby wischte das Bild weg. »Hier ist Dr. Harper vom Springer Hospital in Newton. Könnte ich mit Ihrem Chef sprechen?«

»Dr. Rowbotham ist im Urlaub, aber ich kann Sie mit seinem Stellvertreter, Dr. Dvorak, verbinden.«

»Ja, bitte.«

Es klickte ein paarmal in der Leitung, und dann meldete sich müde eine Stimme. »Hier Dr. Dvorak.«

»Ich habe einen Patienten, der gerade verschieden ist«, sagte sie.

»Ich glaube, es sollte eine Autopsie vorgenommen werden.«

»Darf ich fragen, warum?«

»Er ist vor einer Woche bei uns eingeliefert worden. Ich habe ihn in der Notaufnahme in Empfang genommen …«

»War er verletzt?«

»Nein, er war verwirrt und desorientiert. Es gab zerebelläre Anzeichen. Heute früh hatte er einen Atemstillstand und ist gestorben.«

»Haben Sie Verdacht auf ein Verbrechen?«

»Nicht wirklich, aber …«

»Dann kann doch bestimmt Ihr Pathologe am Springer die Autopsie vornehmen. Sie müssen keinen Todesfall bei uns melden, es sei denn, der Patient stirbt innerhalb vierundzwanzig Stunden nach Einlieferung.«

»Also, mir ist klar, daß dies kein üblicher Fall für Sie von der Rechtsmedizin ist. Aber der behandelnde Arzt verweigert eine Autopsie, und das bedeutet, daß unser Pathologe sie dann auch nicht durchführt. Aus dem Grund rufe ich Sie an. Die Familie hat bereits zugestimmt.«

Sie hörte einen tiefen Seufzer und das Rascheln von

Papier. Sie konnte sich den Mann am Schreibtisch fast bildhaft vorstellen, müde und überarbeitet, umgeben von unzähligen Dingen, die ihn an den Tod erinnerten. Ein trostloser Beruf, dachte sie, und Dr. Dvorak hörte sich auch wie ein unglücklicher Mann an.

»Dr. Harper«, sagte er, »ich weiß nicht, ob Sie sich über die Aufgabe unseres Amtes hier klar sind. Wenn kein Verdacht auf ein Verbrechen vorliegt oder ein Problem für die öffentliche Gesundheit …«

»Das hier *könnte* die Öffentlichkeit betreffen.«

»Und wie?«

»Es ist der zweite Fall, auf den ich diesen Monat in meiner Notaufnahme gestoßen bin. Zwei alte Männer, beide im Zustand akuter Verwirrtheit und mit fokalbedingten Anfällen. Und was mich da so stutzig macht: Die beiden Patienten wohnten im selben Wohnkomplex für Ruheständler. Sie tranken das gleiche Wasser, aßen im selben Speiseraum. Wahrscheinlich haben sie sich gekannt.«

Dr. Dvorak schwieg.

»Ich weiß nicht, womit wir es hier zu tun haben«, sagte Toby.

»Es könnte eine Meningitis sein und genausogut eine Folgeerscheinung von Pflanzenpestiziden in der Nahrung. Ich könnte nicht zulassen, daß man eine Krankheit übersähe, die verhütbar wäre. Vor allem dann, wenn andere Menschen direkt gefährdet sind.«

»Sie erwähnten zwei Patienten?«

»Ja. Den ersten brachte uns die Ambulanz vor drei Wochen ins Haus.«

»Dann müßte Ihnen die Autopsie des ersten Patienten die notwendigen Antworten geliefert haben.«

»Die hat es nie gegeben. Der Patient ist aus dem Hospital verschwunden. Seine Leiche ist nie gefunden worden.«

Ihr Gegenüber schwieg wieder, und das gab ihr Gelegenheit, tief durchzuatmen. Als er weitersprach, konnte sie untergründig hören, daß inzwischen sein Interesse geweckt war. »Sie sagten Sie sind vom Springer Hospital? Wie heißt der Patient?«

»Angus Parmenter.«

»Und seine Leiche ist noch bei Ihnen?«

»Ich sorge dafür, daß sie das bleibt«, sagte sie.

Sie rannte über vier Stockwerke die Treppen hinunter, bis sie im Untergeschoß war. Eine Neonröhre an der Decke des Gangs flackerte wie eine Signallampe. Ihre Beine zitterten. Sie rannte weiter bis zu einer Tür, auf der *Zutritt nur für befugte Personen* stand. Sie betrat das Leichenschauhaus.

Das Licht war eingeschaltet. Auf dem Schreibtisch des Diensthabenden lief ein Radio. Aber zu sehen war niemand im Vorraum.

Toby ging weiter in den Autopsieraum. Der Seziertisch aus Edelstahl war leer. Nebenan sah sie den Kühlraum mit den Schubfächern, in denen die noch zu sezierenden Leichen lagen.

Ein kühler, leichte Übelkeit erregender Geruch wehte ihr entgegen. Der Geruch von totem Fleisch. Sie schaltete die Deckenbeleuchtung ein. Vor ihr standen zwei Rollbahren. Sie zog den Reißverschluß am Kopfende auf. Das Gesicht einer älteren Frau, die Augen offen, die Lederhaut der Augäpfel erschreckend rot von Blutungen. Mit zitternder Hand zog sie die Hülle wieder zu und wandte sich zu der

anderen Bahre. Es war ein wuchtiger Körper. Fauliger Geruch stieg hoch, als sie den Reißverschluß aufzog. Beim ersten Blick auf das Gesicht des Mannes taumelte sie zurück und mußte gegen eine aufkommende Übelkeit ankämpfen. Das Fleisch der rechten Wange hatte sich aufgelöst.

Nekrotizierender Streptococcus, dachte sie, von Bakterien zerfressenes Fleisch.

»Hier ist der Zutritt verboten«, sagte eine Stimme.

Toby drehte sich um. Vor ihr stand der diensthabende Leichenbeschauer. »Ich suche Angus Parmenter. Wo ist er?«

»Sie haben ihn schon in die Ladebucht gerollt.«

»Wird er bereits weggefahren?«

»Der Leichenwagen ist gerade eingetroffen.«

»Mist«, zischte sie und rannte los.

Mit schnellen Schritten war sie an den Türen, die zur Ladebucht hinausführten. Sie stieß sie auf, und die Morgensonne fiel ihr grell ins Gesicht. Sie blinzelte und verschaffte sich einen Überblick: dort der Gehilfe neben der leeren Bahre, da der Leichenwagen, der gerade davonfuhr. Sie schoß an dem Gehilfen vorbei, lief neben dem fahrenden Wagen her und klopfte an die Scheibe des Fahrers.

»Halt! Stoppen Sie!«

Der Fahrer trat auf die Bremse und kurbelte die Scheibe herunter. »Was ist denn?«

»Sie können die Leiche nicht mitnehmen.«

»Das geht schon in Ordnung. Das Hospital hat sie freigegeben und alle Papiere ausgefüllt.«

»Sie muß zur Rechtsmedizin.«

»Davon hat mir keiner etwas gesagt. Soviel ich weiß, hat seine Familie die Bestattung schon mit dem Unternehmen vereinbart.«

»Das ist jetzt ein Fall für die Rechtsmedizin. Erkundigen Sie sich bei Dr. Dvorak im Büro des Amtlichen Leichenbeschauers.«

Der Fahrer sah zurück zur Ladebucht, wo der Gehilfe immer noch stand und ihnen verblüfft zuschaute. »Meine Güte, ich weiß nicht …«

»Hören Sie, das nehme ich ganz allein auf meine Kappe«, sagte sie. »Setzen Sie zurück. Wir müssen die Leiche wieder ausladen.«

Der Fahrer zuckte mit den Schultern. »Wie Sie meinen«, murmelte er und legte den Rückwärtsgang ein. »Irgendwer wird dafür schon seine Abreibung kriegen. Ich hoffe nur sehr, daß ich das dann nicht bin.«

8

Lisa flirtete schon wieder mit ihm. Es gehörte zu den üblichen Irritationen, die er gelernt hatte, über sich ergehen zu lassen: der Augenaufschlag seiner Assistentin und ihr fürsorglicher Blick, ihre unersättliche Neugier, was sein Privatleben betraf, und ihr sichtlicher Frust darüber, daß er es vorzog, ihre Avancen zu ignorieren. Er verstand nicht, warum sie ihn so interessant fand. Wahrscheinlich war gerade seine Schweigsamkeit das, was sie anzog und herausforderte.

Dabei war er für sie ein alter Mann, mußte er resigniert mit einem Blick auf seine junge Assistentin eingestehen. Lisa hatte keine Krähenfüße, kein einziges graues Haar und nirgends eine Stelle, wo die Haut schon erschlaffte. Sechsundzwanzig Jahre war sie jetzt alt, also – nach den unübertrefflichen Worten seines heranwachsenden Sohnes – ein blondes Baby. Und wie nennt mein Sohn dann *mich* hinter meinem Rücken? dachte er.

Einen alten Furzer? Einen verkalkten Trottel? Für einen vierzehn Jahre alten Patrick mußten fünfundvierzig Jahre in so weiter Ferne liegen wie die nächste Eiszeit.

Dabei sind wir alle dem Tod näher, als uns klar ist, dachte Dvorak und sah auf den nackten Körper auf dem Seziertisch. Die Overhead-Lampen leuchteten ihn voll aus, hart und unnachsichtig, und hoben jede Furche und jede Vertiefung in der Haut des Toten hervor. Die grauen Haare auf seiner Brust. Die seborrhoische Keratose am Hals. Diese unvermeidlichen Veränderungen im Alterungsprozeß. Selbst die blonde und knackige Lisa würde eines Tages ihre Leberflecke haben.

»Sieht aus, als hätten wir es hier mit einem Mann zu tun,

der viel an der frischen Luft war«, meinte er und ließ einen behandschuhten Finger über eine rauhe Hautstelle an der Stirn fahren.

»Orthokeratose. Kommt vom Sonnenbrand.«

»Aber eine ziemlich ansehnliche Brustmuskulatur für einen alten Knaben.« Natürlich fielen Lisa solche Details gleich auf. Sie schwor auf Fitneßclubs. Seit zwei Jahren trainierte sie wie verrückt ihren Körper, und ihre Sucht nach Perfektion hatte einen Punkt erreicht, an dem sie zu gern nur noch von Adduktoren, Abduktoren, Armbeugern und Trapezmuskeln redete. Es war eine Obsession. Oft beobachtete Dvorak sie, wie sie in den Anblick ihres eigenen Spiegelbilds über dem Waschbecken vertieft war. War ihre Frisur auch perfekt? Kringelte sich die blonde Stirnlocke wie von selbst? Würde die Bräune halten, oder waren noch einmal zwanzig Minuten Sonnenbad auf der Dachterrasse angesagt? Dvorak fand ihre jugendliche Besessenheit, gut auszusehen, so amüsant wie erschreckend.

Dvorak selbst schaute nur noch selten in den Spiegel, und das nur beim Rasieren. Wenn er sich selbst ansah, war er immer überrascht, daß sein Haar nun schon soviel silbergraue wie schwarze Streifen hatte. In seinem Gesicht erkannte man die Spuren der Zeit, die tiefer werdenden Furchen um die Augen, die Stirnfalten über den Augenbrauen, vom vielen Runzeln tief eingegraben. Auch sah er, wie müde und abgespannt sein Gesichtsausdruck geworden war. Seit seiner Scheidung vor drei Jahren hatte er Gewicht verloren und seit zwei Monaten noch mehr, seit sein Sohn Patrick im Internat war. Mit den Schichten seines Privatlebens hatten ihn auch die Pfunde verlassen.

Heute morgen hatte Lisa seine neue Hagerkeit angesprochen.

Gut sehen Sie derzeit aus, Doc! hatte sie gezirpt, was nur bewies, wie blind diese junge Dame war. Dvorak hielt sich nicht für gutaussehend. Wenn er in den Spiegel schaute, sah er dem künftigen Kandidaten für ein Prostataadenom ins Gesicht.

Und diese Autopsie hier war auch nicht geeignet, seine Stimmung zu heben.

»Drehen wir ihn um«, sagte er zu Lisa. »Ich möchte mir erst seine Rückseite ansehen.«

Gemeinsam rollten sie den Leichnam auf den Bauch. Dvorak justierte die Lampen neu und sah sich die lageabhängige Verteilung der Totenflecken an. Vereinbar mit einem Absinken des Blutes an die abhängigen Körperpartien, daneben die blassen Stellen am Gesäß, wo das Gewicht des Körpers das weiche Gewebe zusammengepreßt hatte. Er drückte einen Finger gegen die blutunterlaufene Verfärbung, und sie wurde weiß.

»Totenflecken noch wegdrückbar«, gab er zu Protokoll. »Da über dem rechten Schulterblatt haben wir eine Abschürfung. Aber nicht der Rede wert.«

Sie rollten die Leiche wieder auf den Rücken.

»Voller Rigor mortis«, sagte Lisa.

Dvorak warf einen Blick auf den Krankenbericht. »Als Todeszeitpunkt steht hier 5.58 Uhr. Das paßt zur Leichenstarre.«

»Was haben diese Blutergüsse an den Gelenken zu bedeuten?«

»Sieht aus, als wäre er festgebunden worden.« Dvorak blätterte weiter im Bericht und las die Eintragung der Schwester: *Patient bleibt unruhig und wird mit Vier-Punkt-Gurten fixiert.* Wenn doch nur alle Fälle bei der Autopsie bezüglich der Todesumstände so gut

dokumentiert wären, dachte Dvorak. Immer wenn man eine Leiche zu ihm in die Autopsie rollte, schätzte er sich glücklich, wenn man sie positiv identifizieren konnte, und sogar noch glücklicher, wenn sie so intakt und geruchsfrei war.

Um mit den schlimmsten Gerüchen fertig zu werden, hatten er und seine Assistenten immer eine Schutzkleidung an und Sauerstoffmasken griffbereit. Aber heute konnten sie mit Standardhandschuhen und Röntgenbrillen arbeiten, und sie hatten es mit einer Leiche zu tun, die man im Krankenhaus bereits auf HIV und Hepatitis untersucht hatte. Autopsien waren grundsätzlich keine angenehme Sache, doch diese würde relativ gut abgehen. Und wahrscheinlich ohne besondere Ergebnisse.

Er richtete das Licht wieder genau auf den Seziertisch aus. Der Tote hatte Arme wie ein Nadelkissen – typisch für Patienten, die im Krankenhaus gestorben waren. Vier Einstiche zählte Dvorak am linken, fünf am rechten Arm. Auch in der rechten Leistengegend fand sich ein Einstich – wahrscheinlich von einer Blutgasentnahme. Friedlich war dieser Patient nicht entschlafen.

Er nahm das Skalpell und setzte den Y-Schnitt an. Das Brustbein hob er in einem ab, und damit lagen Brust und Bauchhöhle offen.

Die Organe waren unauffällig.

Er hob sie heraus und diktierte dazu die Befunde.

»Der Körper einer gut genährten Person, weiß, männlich, zweiundachtzig Jahre alt …« Er brach ab. Das Alter konnte falsch sein. Er blätterte zur ersten Seite des Krankenblatts zurück und sah nach dem Geburtsdatum. Zweiundachtzig stimmte.

»Geschätzt hätte ich den auf fünfundsechzig«, sagte Lisa.

»Hier steht: zweiundachtzig.«

»Könnte das nicht ein Fehler sein?«

Dvorak sah sich das Gesicht näher an. Die Unterschiede im Alterungsprozeß hatten sowohl etwas mit der Genetik zu tun als auch mit dem Lebensstil. Er hatte schon mehr als eine achtzigjährige Frau gesehen, die für sechzig hätte durchgehen können.

Und er hatte fünfunddreißig Jahre alte Alkoholiker gesehen, die praktisch »alt« waren. Vielleicht hatte die Natur Angus Parmenter nur mit besonders jugendlichen Genen beschenkt.

»Ich checke das Alter später noch einmal ab«, sagte er und setzte sein Diktat fort. »Verstarb heute morgen 5.58 Uhr im Springer Hospital, Newton, Massachusetts, in das er sieben Tage zuvor als Patient aufgenommen wurde …«

Und wieder nahm er das Skalpell zur Hand.

Dvorak hatte diese Griffe schon so oft ausgeführt, daß es ganz – automatisch geschah. Er trennte Speise- und Luftröhre und die großen Gefäße ab, holte Lunge und Herz heraus. Lisa ließ sie auf die Waage gleiten und sagte die Gewichte an, legte dann das Herz auf das Sezierbrett. Dvorak plazierte die Koronargefäße daneben.

»Ich glaube, mit einem Myokardinfarkt haben wir es nicht zu tun«, sagte er. »Die Koronargefäße sehen ziemlich sauber aus.«

Er resezierte die Milz und den Dünndarm. Seine scheinbar endlosen Schlingen fühlten sich kühl und glitschig an. Magen, Bauchspeicheldrüse und Leber resezierte er in einem Block.

Nirgends entdeckte er Anzeichen einer Peritonitis, nahm auch keinen Geruch anaerober Bakterien wahr. Das war das Schöne an der Arbeit an einem frischen Toten. Keine

fauligen Gerüche, nur der von Blut, wie man ihn aus einer Metzgerei kannte.

Auf dem Sezierbrett öffnete er den Magen. Er war leer.

»Das Krankenhausessen wird ihm hochgekommen sein«, sagte Lisa.

»Nach den Unterlagen konnte er gar nicht mehr essen.«

Bisher hatte Dvorak auf den ersten Blick keinen Ansatzpunkt gefunden, der für die Todesursache in Frage kam.

Er ging um den Tisch zum Kopfende, machte die Inzision in die Kopfschwarte und klappte sie wie eine Gummimaske über das Gesicht. Lisa hielt die Stryker-Säge schon bereit. Wortlos sahen sie zu, wie ihre Zähne in die Schädeldecke drangen.

Dvorak hob das Schädeldach ab. Das Gehirn sah aus wie ein Klumpen sich schlängelnder Würmer unter der zarten meningealen Membran. Die Hirnhaut zeigte keine ungewöhnlichen Veränderungen, und somit sprach alles gegen eine Entzündung. Auch von einer epiduralen Blutung fand Dvorak keine Spur.

Für eine genauere Untersuchung mußte das Gehirn herausgenommen werden. Er griff zum Skalpell und durchtrennte mit schnellen Schnitten Sehnerven und Blutgefäße. Als er tiefer ging, um das Gehirn vom Rückenmark zu trennen, spürte er plötzlich einen scharfen Schmerz.

Sofort zog er die Hand heraus und sah den Schnitt im doppelten Handschuh. »Mist«, murmelte er und ging zum Waschbecken.

»Was ist passiert?« fragte Lisa.

»Habe mich geschnitten.«

»Blutet es?«

Dvorak zog beide Handschuhe aus und begutachtete seinen linken Mittelfinger. Ein dünner Faden Blut markierte den rasiermesserscharfen Schnitt. »Das Skalpell ist glatt durch beide übereinandergezogenen Handschuhe gegangen. So ein verdammter *Mist*.« Er holte eine Flasche Desinfektionsmittel vom Bord und goß sich einen Schuß über den Finger. »Zur Hölle mit euch, Ungeziefer.«

»Er ist HIV-negativ, nicht?«

»Zum Glück«, sagte er und wischte den Finger trocken. »Das hätte nicht passieren dürfen. Ich bin einfach leichtsinnig gewesen.« Wütend auf sich selbst zog er neue Handschuhe an und wandte sich wieder seinem Untersuchungsobjekt zu. Das Gehirn war bereits überall abgetrennt. Behutsam griff er mit beiden Händen darunter, holte es heraus, wischte mit Salzwasser die Blutreste ab und legte das tropfende Organ auf das Sezierbrett. Als erstes sah er sich das Organ von außen an und drehte es nach allen Seiten. Die Lappen erschienen normal, nirgends Spuren einer Massenblutung. Er ließ das Gehirn in einen Behälter mit Formalin gleiten, in dem es jetzt eine Woche lang ruhen würde, bevor man es in Schnitte zerlegen und auf Objektträger aufbringen konnte. Die Antworten würde dann bestimmt das Mikroskop liefern.

»Dr. Dvorak.« Stella, seine Sekretärin, meldete sich über die Sprechanlage.

»Ja?«

»Da ist ein Dr. Carl Wallenberg am Apparat.«

»Ich rufe zurück. Ich bin mitten in einer Autopsie.«

»Genau das ist der Grund, warum er darauf besteht, Sie sofort zu sprechen. Er will, daß die Autopsie abgebrochen wird.«

Dvorak richtete sich auf. »Warum?«

»Das sollten Sie ihn doch besser selber fragen.«

»Dann muß ich das Gespräch wohl annehmen«, murmelte er Lisa zu und zog Handschuhe und Schürze aus. »Machen Sie weiter und entnehmen Muskelgewebe. Außerdem resezieren Sie die Leber.«

»Sollte ich damit nicht warten bis nach Ihrem Gespräch?«

»Wir sind jetzt soweit. Lassen Sie uns mit dem Gewebe fertig werden.«

Er ging ins Büro, um das Gespräch zu übernehmen. Auch bei geschlossener Tür zog der Geruch von Formalin durch den Raum, setzte sich in die Kleidung, stieg von seinen Händen auf.

Er roch einfach als Ganzes wie ein wandelndes Präparat, eingesperrt in sein fensterloses Büro. Ein Mann in der Falle.

Er nahm den Hörer auf. »Dr. Wallenberg? Hier ist Dr. Dvorak.«

»Ich glaube, es hat da ein Mißverständnis gegeben. Mr. Parmenter war mein Patient, und ich habe nicht die leiseste Ahnung, warum Sie eine Autopsie an ihm vornehmen.«

»Das geschieht auf Antrag einer Ärztin vom Springer Hospital.«

»Sie meinen Dr. Harper?« Die Frage begleitete ein abfälliges Schnaufen. »Sie hatte mit der Versorgung des Patienten nichts zu tun. Sie war gar nicht ermächtigt, Sie anzurufen.«

»Nach den mir vorliegenden Unterlagen hat sie den Patienten in der Notaufnahme untersucht.«

»Das war vor einer Woche. Seitdem war er mein Patient, abgesehen von den von mir hinzugezogenen Spezialisten.

Keiner von uns war der Meinung, daß eine Autopsie nötig sei. Und ganz bestimmt haben wir nicht daran gedacht, daß es ein Fall für die Rechtsmedizin sein könnte.«

»Dr. Harpers Auskünfte ließen mich annehmen, daß es sich um einen Fall handelt, der die öffentliche Gesundheit betrifft.«

Wieder das verächtliche Schnaufen. »Dr. Harper ist nicht gerade die verläßlichste Informationsquelle. Vielleicht haben Sie noch nicht davon gehört, aber im Springer Hospital läuft eine Untersuchung gegen sie wegen einiger Fehler, die ihr in der Notaufnahme unterlaufen sind, schwerer Fehler. Sie könnte schon bald ihren Job los sein, und ich würde ihr in keiner Angelegenheit über den Weg trauen. Dr. Dvorak, was wir hier bereden, geschieht sozusagen auf Chefebene. Ich bin der behandelnde Arzt, und ich sage Ihnen, eine Autopsie ist die reine Zeitverschwendung. Und eine Vergeudung von Steuergeldern.«

Dvorak unterdrückte ein Stöhnen. *Damit will ich in Ruhe gelassen werden. Ich bin Pathologe. Ich arbeite lieber an toten Körpern als an lebendigen Egos.*

»Und dann gibt es da auch noch die Familie«, sagte Wallenberg.

»Die Tochter wäre außer sich, wenn sie erführe, wie ihr Vater verstümmelt wird. Sie könnte dabei sogar an gerichtliche Schritte denken.«

Dvorak spannte sich und hob erstaunt den Kopf. »Aber, Dr. Wallenberg, ich habe mit der Tochter gesprochen.«

»Wie bitte?«

»Heute morgen. Mrs. Lacey hat mich angerufen und mit mir über die Autopsie gesprochen. Ich habe ihr die Gründe erklärt, die dafür sprechen, und sie schien das zu verstehen. Sie hat keine Einwände gemacht.«

Einen Moment lang herrschte Stille in der Leitung. »Dann muß sie, seit ich mit ihr gesprochen habe, ihre Meinung geändert haben«, sagte Wallenberg.

»So sieht es aus. Wie dem auch sei, die Autopsie hat bereits stattgefunden.«

»Schon?«

»Es ist ein relativ ruhiger Tag heute.«

Wieder eine Pause. Als Wallenberg weiterredete, klang seine Stimme eigenartig gedämpft. »Und die Leiche … sie wird komplett an die Familie überstellt?«

»Gewiß. Mit sämtlichen Organen.«

Wallenberg räusperte sich. »Ich denke, das wird Sie zufriedenstellen.«

Interessant, dachte Dvorak, als er auflegte. Er hat mich mit keinem Wort gefragt, was die Autopsie an Ergebnissen gebracht hat.

Er repetierte das Gespräch noch einmal. Hatte man ihn da einfach in die internen Rangeleien an einer Vorstadtklinik hineingezogen? Wallenberg hatte Dr. Harper als eine nicht weiter wichtig zu nehmende Ärztin bezeichnet, als eine Frau, gegen die eine Überprüfung lief, vielleicht eine Kollegin, die im Streit mit dem übrigen Stab lag. War ihre Bitte um eine Autopsie bloß der Versuch, einen anderen Arzt im Stab des Krankenhauses einzuschüchtern?

Er hätte heute morgen ein bißchen machiavellistischer sein sollen und ihre Motive erfragen wollen. Aber Dvoraks Schlußfolgerungen zielten immer auf das Konkrete. Seine Informationen holte er sich aus dem, was er sehen, tasten und riechen konnte.

Die Geheimnisse einer Leiche konnte man leicht mit Hilfe eines Messers ans Tageslicht bringen. Was dagegen

die lebenden Menschen bewegte, blieb ihm meist ein Rätsel.

Die Sprechanlage summte. »Dr. Dvorak?« meldete sich Stella.

»Dr. Toby Harper ist am Apparat. Soll ich sie durchstellen?«

Dvorak überlegte und kam zu dem Schluß, daß er nicht in der Stimmung war, sich mit einer Frau zu unterhalten, die ihm bereits den Tag ruiniert hatte. »Nein«, sagte er.

»Und was soll ich ihr sagen?«

»Ich bin bereits nach Hause gefahren.«

»Na gut, wenn Sie das wirklich wollen …«

»Stella?«

»Ja?«

»Wenn sie noch einmal anruft, geben Sie ihr die gleiche Antwort. Ich bin nicht zu erreichen.«

Er legte auf und ging zurück in den Autopsieraum.

Lisa stand über das Sezierbrett gebeugt und schnitt einen Streifen von der Leber ab. Sie sah auf, als er hereinkam. »Und?« fragte sie. »Machen wir die Gewebeproben fertig?«

»Tun Sie das. Und dann legen Sie die Organe wieder in die Bauchhöhle. Die Familie will sie alle zurückhaben.«

Sie machte den nächsten Schnitt und hielt dann an. »Und was ist mit dem Gehirn? Es muß noch eine Woche im Fixierbad liegen.«

Sein Blick fiel auf das Gefäß, in dem Angus Parmenters Gehirn im Formalin lag. Dann sah er auf seinen verbundenen Finger und dachte daran, wie das Skalpell durch zwei übereinandergezogene Handschuhe bis in sein Fleisch gedrungen war.

»Das behalten wir hier«, sagte er. »Ich ziehe nur wieder die Kopfhaut hoch und nähe sie zu.« Er zog ein neues Paar Handschuhe an und holte Nadel und Faden aus einer Schublade. »Sie werden nie erfahren, daß es gar nicht darin ist.«

Toby legte enttäuscht den Hörer wieder auf. Hatte die Autopsie nun stattgefunden oder nicht? Seit zwei Tagen versuchte sie Daniel Dvorak zu erreichen, aber jedesmal hatte seine Sekretärin gesagt, er sei nicht da, und aus ihrem Tonfall hatte sie herausgehört, daß Tobys Anrufe nicht erwünscht waren.

Die Bratröhre summte. Toby drehte das Gas ab und zog die Kasserolle aus dem Ofen. Heute abend mußte es schnell gehen – Lasagne aus dem Gefrierfach und ein bejammernswert welker Salat. Zum Einkaufen war sie nicht mehr gekommen. Auch Milch war keine mehr da, und so füllte sie zwei Gläser mit Wasser und stellte sie auf den Küchentisch. Ihr ganzes Leben war scheinbar zu einer ungeordneten Aneinanderreihung von kurzatmigen Notbehelfen geworden. Im Spülbecken türmten sich die Reste von Tiefkühlessen, und zerknitterte Blusen hingen aus dem Trockner. War ihre spürbare Schlappheit nun das Anzeichen einer aufkommenden Grippe, oder ließ eine geistige Erschöpfung sie so durchhängen? Sie öffnete die Küchentür und rief: »Mom, das Essen ist fertig! Komm und iß.«

Ellen hob die Nase aus einem Kosmetiktöpfchen und schlurfte gehorsam in die Küche. Toby wusch ihr am Spülbecken die Hände und führte sie zum Tisch. Dann band sie ihr einen Latz um den Hals, schob ihr einen Teller mit Lasagne hin und schnitt sie in kleine Bissen. Mit dem Salat machte sie das gleiche.

Schließlich gab sie Ellen eine Gabel in die Hand.

Ellen aß nicht, sondern wartete und sah ihrer Tochter zu.

Toby setzte sich, nahm ihren Teller und aß ein paar Bissen Lasagne. Sie merkte, daß Ellen nicht aß. »Das ist dein Abendessen, Mom. Nimm es und iß. Steck es dir in den Mund.«

Ellen schob die leere Gabel in den Mund und schmeckte mit voller Konzentration.

»Komm. Ich helfe dir.« Toby nahm die Gabel, holte etwas vom Teller und hob sie wieder zum Mund ihrer Mutter.

»Sehr gut«, sagte Ellen.

»Und jetzt der nächste Bissen. Weiter, Mom.«

Es läutete an der Tür. Ellen hob den Kopf.

»Das dürfte schon Bryan sein«, sagte Toby und stand auf. »Iß weiter. Warte nicht auf mich.«

Sie ließ ihre Mutter in der Küche sitzen und ging zur Haustür.

»Sie sind früh dran.«

»Ich dachte, ich helfe Ihnen ein wenig beim Kochen«, sagte Bryan und kam ins Haus. Er hielt ihre eine Papiertüte hin. »Eiskrem. Ihre Mama liebt ihr Erdbeereis.«

Als sie die Tüte in Empfang nahm, fiel ihr auf, daß Bryan sie nicht ansah. Er schien tatsächlich ihrem Blick auszuweichen und drehte ihr den Rücken zu, als er die Jacke auszog und in den Schrank hängte. Sogar, als er sich dann zu ihr umdrehte, sah er in eine andere Richtung. »Also, wie steht es mit dem Essen?« fragte er.

»Ich habe ihr gerade an den Tisch geholfen. Es geht heute ein wenig schwierig mit dem Essen.«

»Schon wieder?«

»Das Sandwich, das ich für sie vorbereitet hatte, hat sie nicht angerührt. Die Lasagne schaut sie an, als sei das etwas von einem anderen Planeten.«

»Ach. Ich kümmere mich darum …«

Aus der Küche hörte man einen lauten Knall. Zerborstenes Porzellan schepperte über den Fußboden.

»O mein Gott«, rief Toby und rannte in die Küche.

Ellen starrte verwirrt auf die Scherben. Die Lasagne lief in dicken Käse- und Tomatenspritzern auf dem Fußboden aus. Auch an einer Wand waren Flecken.

»Mom, was *tust* du denn da?« schrie Toby.

Ellen schüttelte den Kopf und murmelte: »Zu heiß. Ich wußte nicht, daß der Teller so heiß ist.«

»Himmel, sieh dir diese Schweinerei an! Der ganze Käse und die Sauce …« Toby griff nach dem Kehrblech. Wütend und frustriert schob sie es unter die Scherben. Als sie sich hinkniete, um die Essensreste aufzuwischen, merkte sie, daß sie den Tränen gefährlich nah war. *Alles geht schief. In meinem Leben klappt aber auch nichts mehr. Das hier halte ich nicht auch noch aus. Ich kann einfach nicht mehr.*

»Kommen Sie, Ellen. Liebes«, hörte sie Bryan sagen. »Was ist mit Ihren Händen? Du liebe Zeit, die müssen wir ins kalte Wasser halten. Nein, nein, nicht wegziehen, Liebling. Lassen Sie mich machen, dann geht es Ihnen gleich wieder besser. Das ist schlimm, nicht wahr?«

Toby sah auf. »Was hat sie denn?«

»Ihre Mama hat sich die Finger verbrannt.«

»Au«, jammerte Ellen, »au, au.«

Bryan führte Ellen zum Spülbecken und ließ kaltes Wasser über ihre Hände fließen. »Tut das nicht gut? Und danach gibt es ein Eis, dann geht es Ihnen bestimmt

besser. Ich habe Erdbeereis mitgebracht. Ham, ham.«

»Ham«, murmelte Ellen.

Mit schamroten Wangen sah Toby zu, wie Bryan Ellens Hände zart mit einem Handtuch abtupfte. Toby hatte nicht einmal gemerkt, daß ihre Mutter sich weh getan hatte. Schweigend beseitigte sie die restlichen Scherben und die langsam erstarrenden Käsespritzer. Sie wischte die Sauce von Boden und Wand. Dann setzte sie sich an den Tisch und sah zu, wie Bryan ihrer Mutter das Eis schmackhaft machte. Seine Geduld, seine sanften Überredungsversuche machten Toby nur noch größere Schuldgefühle. Bryan war es gewesen, der Ellens verbrannte Finger bemerkt hatte, und auch wieder Bryan, der gewußt hatte, was ihr nun guttat. Toby hatte nur das zerbrochene Geschirr und die »Schweinerei« am Boden gesehen.

Inzwischen war es Viertel nach sechs geworden, Zeit für Toby, zur Arbeit zu gehen.

Sie hatte nicht die Kraft, vom Tisch aufzustehen, sondern saß da, die Stirn auf die Hände gelegt, und blieb einfach noch eine Zeitlang sitzen.

»Ich muß Ihnen etwas sagen«, sagte Bryan. Er legte den Löffel zur Seite und wischte Ellen mit der Serviette vorsichtig den Mund ab. Dann sah er Toby an. »Ich bin wirklich sehr traurig darüber. Es war keine leichte Entscheidung, aber …« Er legte die Serviette sorgfältig auf den Tisch. »Man hat mir eine Stelle angeboten. Etwas, das ich einfach nicht ausschlagen kann. Etwas, das ich mir schon lange gewünscht habe. Nicht, daß ich nach einem neuen Job *gesucht* hätte – es ist einfach so passiert.«

»*Was* ist passiert?«

»Das Twin-Pines-Pflegeheim hat mich angerufen, drüben in Wellesley. Sie suchen jemanden, der für sie ein neues Therapieprogramm ›Kunst und Entspannung‹

entwickelt. Toby, sie haben mir ein Angebot gemacht. Ich konnte nicht ablehnen.«

»Sie haben es mir mit keinem Wort angedeutet.«

»Der Anruf kam erst gestern. Heute morgen haben wir genauer darüber gesprochen.«

»Und Sie haben den Job angenommen, einfach so? Ohne auch nur mit mir darüber zu sprechen?«

»Ich mußte mich gleich entscheiden. Toby, es ist ein Job zu normalen Tageszeiten. Das bedeutet, ich kann wieder ein normales Leben führen.«

»Was bieten sie Ihnen denn dafür? Ich bezahle Ihnen mehr.«

»Ich habe bereits zugesagt.«

»Wieviel?«

Er räusperte sich. »Es ist nicht das Geld. Das dürfen Sie nicht glauben. Es ist … alles zusammen.«

Langsam lehnte sie sich zurück. »Ich kann Ihnen also kein besseres Angebot machen?«

»Nein.« Er senkte den Blick zur Tischplatte. »Sie wollen, daß ich so bald wie möglich anfange.«

»Und was ist mit meiner Mutter? Was, wenn ich niemanden finde, der auf sie aufpaßt?«

»Sie finden sicher jemanden.«

»Wie lange genau habe ich denn Zeit zum Suchen?«

»Zwei Wochen.«

»*Zwei Wochen?* Glauben Sie, ich kann einen aus der Luft zaubern? Ich habe Monate gebraucht, bis ich *Sie* gefunden hatte.«

»Ich weiß, aber …«

»Was, zum Teufel, soll ich denn jetzt *tun?*« Die Verzweiflung in ihrer Stimme schob sich bedrückend

zwischen sie.

Langsam hob er den Blick und sah sie an, schon unerwartet fern von ihr. »Ich mag Ellen. Das wissen Sie. Und ich habe immer so gut für sie gesorgt, wie ich konnte. Aber, Toby, sie ist nicht meine Mutter. Sie ist Ihre.«

Die einfache Wahrheit dieser Aussage ließ keine wie immer geartete Antwort mehr zu. *Ja, sie ist meine Mutter. Ich bin für sie verantwortlich.*

Sie beobachtete Ellen und sah, daß ihre Mutter überhaupt nicht wahrnahm, was um sie vorging. Sie hatte ihre Serviette aufgenommen und faltete sie immer kleiner zusammen, die Stirn vor Konzentration gerunzelt.

»Kennen Sie denn jemanden, der den Job hier haben wollte?« fragte Toby.

»Ich kann Ihnen ein paar Namen nennen«, sagte er. »Ich kenne ein paar Leute, die interessiert sein könnten.«

»Ich wäre sehr froh darum.«

Sie sahen sich über den Tisch an, nicht in den Rollen von Arbeitgeber und Arbeitnehmer, sondern als Freunde. »Danke, Bryan«, sagte sie. »Für alles, was Sie für uns getan haben.« Im Wohnzimmer schlug es die halbe Stunde. Toby seufzte und stand auf. Endgültig Zeit, zur Arbeit zu gehen.

»Toby, wir müssen miteinander reden.«

Sie sah von dem wimmernden Dreijährigen auf. Paul Hawkins stand in der Tür zum Untersuchungszimmer. »Hat das noch eine Minute Zeit?« fragte sie.

»Es ist sehr dringend.«

»Okay, ich gebe ihm nur schnell diese Gabe Epinephrin, dann bin ich fertig.«

»Ich warte auf dich in der Teeküche.«

Maudeen reichte ihr das Fläschchen Epinephrin, und Toby sah ihren fragenden Blick. Beide fragten sich das gleiche: Wieso tauchte der Chef der Notaufnahme hier an einem Donnerstagabend um zehn Uhr bei ihnen auf? Er war in Anzug und Krawatte – nicht gerade sein übliches Krankenhausoutfit. Schon etwas unsicher zog Toby zwei Zehntel Kubikzentimeter Epinephrin auf, zwang sich zu einem fröhlichen Ton und sagte zu dem Kind: »Wir sorgen jetzt dafür, daß du viel, viel besser Luft holen kannst. Du mußt aber ganz still sitzen. Ich mache nur einen ganz kleinen Piekser, und dann ist es schon vorbei, okay?«

»Will nicht gepiekst werden. Will nicht gepiekst werden.«

Die Mutter des Jungen hielt ihn fester. »Das mag er gar nicht. Machen Sie einfach.«

Toby nickte. Mit einem Dreijährigen zu verhandeln war ein hoffnungsloses Unterfangen. Sie machte die Injektion und provozierte einen Schrei, der die Gläser im Raum klirren ließ. Genauso schnell war das Kreischen wieder vorbei, und der Junge schenkte, immer noch ein bißchen schniefend, der Spritze einen begehrlichen Blick.

»Die will ich haben.«

»Du kriegst eine neue«, sagte Toby und reichte ihm eine frisch eingepackte ohne Nadel. »Viel Spaß damit in der Badewanne.«

»Gebe meiner Schwester eine.«

Die Mutter rollte die Augen. »Da wird sie sich *aber freuen.*«

Der Junge schien sein Quengeln langsam einzustellen, und so ließ sie ihn in Maudeens Obhut und ging zu Paul in die Küche.

Er stand auf, als sie eintrat, sagte aber kein Wort, bis sie die Tür hinter sich zugezogen hatte.

»Wir hatten heute abend eine Verwaltungsratssitzung«, sagte er. »Sie ist gerade zu Ende gegangen. Ich dachte, ich komme gleich vorbei und sage dir, was passiert ist.«

»Ich nehme an, es ging wieder um Harry Slotkin.«

»Das war einer der diskutierten Punkte.«

»Es gab noch andere?«

»Auch die Geschichte mit der Autopsie kam aufs Tapet.«

»Natürlich. Ich habe das Gefühl, ich sollte mich dafür hinsetzen.«

»Vielleicht sollten wir das beide tun.«

Sie setzte sich auf einen Stuhl auf der anderen Seite des Eßtischs. »Wenn es eine ›Grill-Dr.-Harper‹-Sitzung war, warum wurde ich dann nicht zu dem Barbecue eingeladen?«

Paul seufzte. »Toby, die Krise wegen Harry Slotkin hätten wir beide, du und ich, schon durchgestanden. Denn bisher ist das Glück in der Sache auf deiner Seite. Von Slotkins Familie hört man noch nichts über gerichtliche Schritte. Und die negative Publicity ist auch vorbei. Soviel ich hörte, hat Brant Hill alle weiteren Neuigkeiten unterdrückt. Und Dr. Wallenberg auch.«

»Warum sollte Dr. Wallenberg mir irgendeinen Gefallen tun?«

»Ich nehme an, es war gar nicht gut für Brant Hill, daß bekannt wurde, einer ihrer wohlhabenden Patienten laufe draußen wie ein Tippelbruder durch die Gegend. Weißt du, die Bewohner von Brant Hill sind nicht die üblichen Sun-City-Ruheständler.

Brant Hills Erfolg ist, daß dort nicht alles nur nach Gold

glänzt, sondern nach Platin. Dort ist man ganz oben, und dafür läßt man auch die Dollars springen. Und man lockt gerade keine neuen Leute an, wenn es auch nur die leisesten Zweifel gibt, daß die Kundschaft nicht bestens versorgt ist.«

»Dann hat Dr. Wallenberg also seine Melkkuh beschützt und nicht mich.«

»Warum auch immer, er hat dir aus der Klemme geholfen. Aber jetzt hast du ihn gegen dich aufgebracht. Er ist stinksauer. Was hast du dir dabei gedacht? Den Amtlichen Leichenbeschauer zu rufen. Aus der Sache einen Fall für die Rechtsmedizin zu machen.«

»Das war der einzige Weg, um zu einer Diagnose zu kommen.«

»Der Mann war gar nicht mehr dein Patient. Eine Autopsie vorzunehmen lag in der Entscheidungskompetenz von Dr. Wallenberg.«

»Aber er ist der Frage ausgewichen. Entweder wollte er die Todesursache nicht wissen, oder er hatte Angst davor, sie zu erfahren. Mir blieb gar nichts anderes übrig.«

»Du hast dafür gesorgt, daß er in der Sache nicht gut aussieht, und sogar den Anschein erweckt, als wäre das Ganze ein Kriminalfall.«

»Ich war besorgt, daß es die öffentliche Gesundheit gefährden könnte …«

»Das ist kein Fall für die Gesundheitsvorsorge, sondern ein Hauen und Stechen unter Kollegen. Wallenberg hat an der Sitzung heute abend teilgenommen. Doug Careys Verbündete ebenfalls. Es war ein Grillabend, stimmt. Und du warst die Hauptspeise. Wallenberg droht jetzt, er werde alle Brant-Hill-Patienten nicht mehr ins Springer einweisen, sondern ins Lakeside Hospital. Das trifft uns schmerzhaft. Vielleicht ist dir nicht klar, daß Brant Hill

nur ein Glied in einer langen Kette ist. Sie hängen mit einem Dutzend weiterer Pflegeheime zusammen, und alle schicken ihre Patienten zu uns. Weißt du, wieviel Geld wir allein damit machen, daß wir ihnen ihre Hüften wieder zusammenschrauben? Zähl die grauen und grünen Stare dazu, die Hämorrhoiden, Gicht und Rheuma, und du kommst auf ein ganzes Schock Patienten, von denen die meisten ordentliche Zusatzversicherungen haben. Wir können den Verlust solcher Einweisungen nicht kompensieren. Aber genau damit droht Wallenberg uns.«

»Und alles wegen dieser Autopsie?«

»Er hat ziemlich gute Gründe, sich so aufzuregen. Als du die Rechtsmedizin anriefst, mußte das so aussehen, als wäre Wallenberg inkompetent. Oder noch schlimmer. Inzwischen rufen wieder die Zeitungen an. Das könnte der nächste Schub an negativer Publicity werden.«

»Und die entsprechenden Tips kriegen sie von Doug Carey. Er ist so etwas von hinterhältig.«

»Ja, schon, aber Wallenberg ist jetzt sauer und fürchtet, daß sein Name mit hineingezogen werden könnte. Und der Verwaltungsrat ist sauer, weil er alle Einweisungen aus Brant Hill verlieren könnte.«

»Und damit sind sie alle zusammen natürlich sauer auf mich.«

»Überrascht dich das?«

Langsam blies sie die Luft aus den Lungen. »Okay, ihr hattet also euren Grillabend, und ich bin der geschrumpelte Braten.«

Paul nickte. »Wallenberg will deine Kündigung. Natürlich geht das nur über mich, denn ich bin schließlich der Chef der Notaufnahme. Sie haben mir keinen Zentimeter Raum zum Manövrieren gegeben.«

»Was hast du ihnen gesagt?«

»Daß es problematisch wäre, dich zu feuern.« Er lachte unsicher. »Ich habe mich auf eine Verzögerungstaktik verlegt, mit der du vielleicht nicht einverstanden bist. Ich habe gesagt, du würdest vielleicht zurückschlagen und eine Klage wegen geschlechtlicher Diskriminierung anstrengen. Das hat sie nervös gemacht. Wenn es etwas gibt, womit sie nichts zu tun haben wollen, dann ist es eine zeternde Feministin.«

»Wie schmeichelhaft.«

»Es war das einzige, was mir eingefallen ist.«

»Komisch. Genau das wäre mir nie in den Sinn gekommen. Dabei bin *ich* doch die Frau.«

»Erinnerst du dich an das Verfahren wegen sexueller Belästigung einer unserer Schwestern? Es hat sich zwei Jahre hingezogen und endete damit, daß Springer ein Vermögen für die Anwälte zahlen mußte. Mein Einwand war eine Möglichkeit, sie zu bremsen und nachdenklich werden zu lassen, was sie da eigentlich tun. Und dir etwas Zeit zu verschaffen, bis die Gemüter sich abgekühlt haben.« Er fuhr sich mit den Fingern durch die Haare. »Toby, ich sitze auf einem ganz heißen Stuhl. Sie machen Druck auf mich, daß ich die Sache regele. Und ich will dir dabei nicht weh tun, wirklich nicht.«

»Bittest du mich, selbst zu kündigen?«

»Nein. Nein, deswegen bin ich nicht hier.«

»Was soll ich deiner Meinung nach denn tun?«

»Ich könnte mir vorstellen, du nimmst ein paar Wochen Urlaub. Inzwischen kommt der Bericht aus der Rechtsmedizin. Ich bin sicher, er weist eine natürliche Todesursache nach. Das holt Wallenberg dann zurück auf den Teppich.«

»Und alles ist vergeben und vergessen.«

»Ich hoffe. Für nächsten Monat stehst du ohnehin schon auf der Urlaubsliste. Du kannst ihn auch gleich antreten. Und um drei bis vier Wochen verlängern.«

Eine Weile saß sie und dachte nach, spielte im Geist ein Dominospiel durch. Ein Zug zieht den nächsten nach sich. »Wer übernimmt meine Schicht?« fragte sie.

»Dafür können wir Joe Severin heranziehen. Im Moment hat er nur einen Teilzeitvertrag bei uns. Ich bin sicher, er ist einverstanden.«

Sie sah Paul direkt in die Augen. »Und ich bekomme meinen Job nie wieder, nicht wahr?«

»Toby …«

»War es nicht Doug Carey, der Severin zu uns gebracht hat? Sind die beiden nicht Freunde? Du bedenkst nicht alle Personalfragen. Wenn ich Urlaub nehme, steigt Severin voll ein. Und wenn ich wiederkomme, gibt es keinen Job mehr für mich, und das weißt du.«

Er schwieg, sah sie nur mit einem unergründlichen Blick an. Zu lange hatte sie die Anziehung, die sie auf Paul Hawkins ausübte, die tatsächliche Beziehung zwischen ihnen überspielen lassen. Sie hatte in sein Lächeln, sein Entgegenkommen, mehr hineingelesen, als tatsächlich darin war. Daß sie das erst jetzt, im Zeitpunkt ihrer größten Verwundbarkeit, gewahr wurde, schmerzte sie um so mehr.

Sie stand auf. »Ich trete meinen Urlaub an, wie angemeldet. Keinen Tag eher.«

»Toby, ich tue, was ich kann, um dich zu schützen. Du mußt einsehen, daß *meine* Position auch nicht mehr die sicherste ist.

Wenn wir die Überweisungen aus Brant Hill verlieren,

bekommt Springer das sehr zu spüren. Und der Verwaltungsrat sucht dann nach den Schuldigen.«

»Ich mache dir keinen Vorwurf, Paul. Ich verstehe, warum du das hier tust.«

»Warum tust du dann nicht, was ich dir rate? Nimm Urlaub. Dein Job wird dir bleiben.«

»Bekomme ich das schriftlich?«

Er schwieg.

Sie wandte sich zur Tür. »Das habe ich mir gedacht.«

9

Molly stand vor dem Münzfernsprecher, raffte allen Mut zusammen und griff nach dem Hörer. Zum zweitenmal suchte sie heute diese Telefonzelle schon auf. Beim erstenmal war sie gar nicht erst hineingegangen, hatte sich einfach umgedreht und war wieder gegangen. Jetzt stand sie aber direkt am Telefon.

Die Tür hinter ihr war zu. Nichts konnte sie mehr von dem Anruf abhalten.

Ihre Hände zitterten, als sie den Hörer abhob und wählte.

»Vermittlung.«

»Bitte ein R-Gespräch nach Beaufort, South Carolina.«

»Wen soll ich melden.«

»Molly.« Sie gab die Nummer durch und lehnte sich mit geschlossenen Augen zurück. Ihr Herz pochte, als die Vermittlung durchstellte. Sie hörte es läuten. Ihre Angst war so groß, daß sie fürchtete, sich übergeben zu müssen, hier direkt in der Zelle. *Lieber Jesus, hilf mir.*

»Hallo?«

Molly reckte sich. Es war die Stimme ihrer Mutter. »Mama«, platzte sie heraus, aber da schaltete sich die Vermittlung ein:

»Ein R-Gespräch von Molly. Nehmen Sie es an?«

Langes Schweigen am anderen Ende der Leitung.

Bitte, bitte, bitte. Sprich mit mir.

»Ma'am? Übernehmen Sie die Gebühren?«

Ein tiefer Seufzer, dann: »Ach, ich denke schon.«

»Dann bitte.«

»Mama, ich bin’s. Ich rufe aus Boston an.«

»Du bist noch immer dort?«

»Ja. Ich habe mich nur länger nicht mehr gemeldet, weil …«

»Du brauchst Geld oder so was. Nicht?«

»Nein! Nein, es geht mir gut soweit. Ich, hm …« Molly räusperte sich. »Ich komme klar.«

»Na, das finde ich ja prima.«

Molly schloß die Augen und wünschte, die Stimme ihrer Mutter möge nicht so unbeteiligt klingen. Wünschte, ihre Unterhaltung würde so verlaufen, wie sie sich das in ihrer Phantasie vorgestellt hatte. Daß Mama in Tränen ausbrechen und sie dann bitten würde heimzukommen. Aber in Mamas Stimme waren keine Tränen, nur der leblose Ton, der Molly direkt ins Herz schnitt.

»Gibt es also einen Grund, warum du anrufst?«

»Äh … nein.« Molly rieb sich die Augen. »Keinen wirklichen …«

»Du möchtest mir doch etwas sagen, oder?«

»Ich wollte – ich dachte, ich sage nur mal schnell hallo.«

»Okay. Also, hör mal. Ich koche gerade. Wenn du mir nicht mehr zu sagen hast …«

»Ich bin schwanger«, flüsterte Molly.

Keine Antwort.

»Hast du gehört? Ich bekomme ein Baby. Stell dir vor, Mama! Ich hoffe, es wird ein Mädchen, dann kann ich es wie eine Prinzessin anziehen. Weißt du noch, wie du solche Kleider für mich genäht hast? Ich werde mir eine Nähmaschine besorgen und Nähen lernen.« Sie lachte jetzt und redete schnell und verzweifelt unter Tränen weiter. »Aber du mußt es mir beibringen, Mama, weil ich es sonst

nie hinkriege. Habe nie gelernt, wie man so eine Blindnaht macht …«

»Wird es farbig?«

»Wie bitte?«

»Wird es ein farbiges Baby?«

»Ich weiß nicht …«

»Was meinst du damit, ich *weiß* nicht?«

Molly hielt sich die Hand vor den Mund, um einen Schluchzer zu unterdrücken.

»Du meinst, du hast keine Vorstellung?« sagte ihre Mutter.

»Konntest du sie nicht mehr zählen, oder was?«

»Mama«, flüsterte Molly. »Mama, das besagt doch nichts. Es ist so oder so mein Baby.«

»Oh, das besagt schon was. Für all die Leute hier in der Gegend. Was glaubst du denn, was sie davon halten? Und dein Daddy – deinen Daddy würde es umbringen.«

Jemand zog an der Tür der Telefonzelle. Molly drehte sich um und sah einen Mann auf seine Uhr zeigen. Er gestikulierte, sie solle die Zelle verlassen.

»Mama«, sagte sie. »Ich möchte nach Hause.«

»Das kannst du nicht. Nicht in deinem Zustand.«

»Romy sagt, ich soll es wegmachen lassen, ich soll mein Baby umbringen. Er schickt mich heute zu einem Arzt, und ich weiß nicht, was ich tun soll. Mama, ich brauche deinen Rat. Sag mir, was ich tun soll …«

Ihre Mutter ließ einen müden Seufzer hören. Ruhig sagte sie dann: »Vielleicht wäre es das beste.«

»Was?«

»Wenn du es wegmachen ließest.«

Molly schüttelte bestürzt den Kopf. »Aber es ist dein

Enkelkind …«

»Das ist nicht mein Enkelkind. Nicht so, wie du es bekommen hast.«

Der Mann klopfte jetzt an die Tür und schrie, Molly solle den Telefonhörer einhängen. Sie hielt sich mit der einen Hand das Ohr zu.

»Bitte«, wimmerte Molly. »Laß mich nach Hause kommen.«

»Dein Daddy kann einfach mit so etwas nicht umgehen, das weißt du. Er kann es nicht. Nach der Schande, die du uns angetan hast. Nachdem ich dir immer wieder gesagt habe, was dich erwarten wird. Aber du hörst ja nie auf mich, Molly, hast es nie getan.«

»Ich werde euch nicht zur Last fallen. Romy und ich, wir sind fertig miteinander. Ich möchte jetzt einfach nur nach Hause.«

Der Mann polterte inzwischen gegen die Zelle und brüllte, sie solle das verdammte Telefon hergeben. Verzweifelt drückte Molly den Rücken gegen die Tür, um ihn draußen zu halten.

»Mama?« sagte sie. »Mama?«

Die Antwort kam mit einem triumphierenden Unterton. »Du hast dir dein Bett gemacht. Und jetzt leg dich hinein.«

Molly preßte den Hörer an ihr Ohr und wußte, daß ihre Mutter bereits eingehängt hatte. Aber sie konnte nicht begreifen, daß die Verbindung abgebrochen war. *Sag etwas. Sag, daß du noch da bist. Sag, daß du immer für mich da bist.*

»Hey, du *Schlampe!* Laß mich an das verdammte *Telefon!*«

Wortlos ließ sie den Hörer fallen. Er pendelte hin und her und schlug gegen die Kabinenwand. Benommen

taumelte sie hinaus und sah den Mann gar nicht, der noch immer fluchte und schimpfte. Kein Wort, das er sagte, drang in ihr Ohr. Sie ging einfach weg.

Ich kann nicht wieder nach Hause. Kann nicht nach Hause.

Jetzt nicht, nie.

Blind und taub ging sie weiter, spürte nicht, wie ihre Beine sich bewegten, ihre Füße auf den Plateausohlen umknickten. Ihr Kummer hatte alle Gefühle getötet.

Sie sah Romy nicht kommen.

Sein Fausthieb traf sie genau am Kinn und ließ sie gegen die Hauswand taumeln. Sie hielt sich an einem Fenstergitter und umklammerte die schmiedeeisernen Stäbe, um nicht hinzufallen, verstand überhaupt nicht, was mit ihr passierte, hörte nur, wie Romy sie anschrie. Der Kopf dröhnte ihr vor Schmerz.

Er packte sie am Arm und riß sie durch die Tür ins Haus. Im Flur schlug er sie noch einmal. Diesmal fiel sie der Länge nach auf die Stufen.

»Wo bist du gewesen, verdammt noch mal?« brüllte er.

»Ich hatte … ich mußte etwas erledigen …«

»Du hattest einen Termin, erinnerst du dich? Sie wollen wissen, warum du nicht da warst.«

Sie schluckte und starrte auf die Stufen. Ihm ins Gesicht zu sehen, wagte sie nicht. Sie konnte nur hoffen, daß er ihre Lüge hinnahm. »Ich habe es vergessen«, sagte sie.

»Wie bitte?«

»Ich sagte, ich habe es vergessen.«

»Was bist du doch für eine *dumme* Kuh. Heute morgen noch habe ich dir gesagt, wo du hingehen sollst.«

»Ich weiß.«

»Sie müssen dir ins Gehirn geschissen haben.«

»Ich hatte so viele andere Sachen im Kopf.«

»Also los, sie warten noch auf dich. Hau ab ins Auto.«

Sie sah zu ihm hoch. »Aber ich bin nicht darauf vorbereitet …«

»Vorbereitet?« lachte Romy. »Du mußt nichts anderes tun, als dich auf den Tisch zu legen und die Beine zu spreizen.« Er zog sie auf die Füße und stieß sie zur Tür. »Geh schon, sie haben ihre Scheißlimousine hergeschickt.«

Sie stolperte hinaus auf den Gehsteig.

Am Straßenrand wartete ein schwarzer Wagen auf sie. Durch die getönten Scheiben konnte sie kaum die Umrisse des Fahrers erkennen.

»Los, steig ein.«

»Romy, ich fühle mich nicht gut. Ich will das nicht.«

»Mach bloß kein Theater. Rein mit dir.« Er machte die Tür auf, schob sie auf den Rücksitz und warf den Wagenschlag wieder zu.

Der Wagen fuhr los.

»Hey!« sagte sie zu dem Fahrer. »Ich will hier raus!« Zwischen ihr und den Vordersitzen war eine Plexiglasscheibe. Sie schlug dagegen, wollte auf sich aufmerksam machen, aber er reagierte nicht. Sie sah den winzigen, in die Scheibe eingelassenen Lautsprecher, und plötzlich erinnerte sie sich. Der Schreck fuhr ihr in die Glieder. Sie kannte diesen Wagen. Sie war schon einmal mit ihm gefahren.

»Hallo«, sagte sie. »Kenne ich Sie?«

Der Fahrer bewegte nicht einmal den Kopf.

Sie lehnte sich in den Ledersitz zurück. Derselbe Wagen.

Derselbe Fahrer. Sie erinnerte sich an das blonde, fast silbrige Haar.

Letztes Mal, als er sie nach Dorchester gefahren hatte, hatte ein anderer Mann auf sie gewartet, einer mit einer grünen Maske.

Und da war ein Untersuchungstisch mit Gurten gewesen. Aus ihrem Schrecken wurde Panik. Sie sah nach vorn. Sie kamen an eine Kreuzung. Die letzte, bevor man auf die Schnellstraße kam. Sie starrte zur Ampel hinauf und betete: *Werd rot.*

Werd rot!

Ein anderer Wagen schnitt ihre Spur. Molly duckte sich, als der Fahrer auf die Bremse stieg. Hinter ihnen hupten gleich mehrere Autos, und der Verkehr kam quietschend zum Stehen.

Molly schob die Tür auf und sprang hinaus. Der Fahrer schrie hinter ihr her: »Komm her! Du kommst *sofort* zurück!«

Sie schoß zwischen zwei stehenden Wagen hindurch und war mit einem Satz auf dem Gehsteig. Ihre Plateausohlen klapperten auf dem Pflaster. Die verdammten Absätze brachten sie ins Straucheln. Sie fand das Gleichgewicht wieder und rannte los.

»*Hey!*«

Molly sah sich um und erkannte entsetzt, daß der blonde Mann den Wagen am Bordstein hatte stehenlassen und ihr zu Fuß nachrannte, mitten durch die hupenden Autos.

Sie lief, unbeholfen und auf klappernden Sohlen. Die Schuhe behinderten sie. Am Ende des Blocks sah sie wieder zurück. Der Fahrer kam näher. *Warum läßt er mich nicht in Ruhe?*

Sie reagierte, wie das alle Opfer ganz automatisch tun –

sie flüchtete weiter.

Sie lief nach rechts in eine enge Straße und kämpfte sich den unebenen, gepflasterten Gehsteig zum Beacon Hill hoch. Nach einem Block bergauf war sie außer Atem. Die Beine taten ihr weh – diese verdammten Schuhe. Sie sah sich um. Der Fahrer verfolgte sie.

Erneute Panik trieb Molly schneller voran. Sie bog nach links um die Ecke, dann wieder nach rechts, verlor sich tiefer in das Gewirr der kleinen Gassen am Beacon Hill. Sie blieb nicht mehr stehen, um nach hinten zu sehen. Sie wußte, er war da. Ihre Füße waren von den Schuhen schon wund und bekamen Blasen. *Ich kann nicht mehr. Gleich holt er mich ein.* Hinter der nächsten Ecke sah sie ein wartendes Taxi am Straßenrand. Mit einem Sprung war sie da und riß die Tür auf. Überrascht sah sich der Fahrer nach Molly um, wie sie sich in den Rücksitz fallen ließ und die Tür mit Schwung zuzog.

»Hey! Ich bin nicht frei«, rief er.

»Fahren Sie einfach. *Fahren Sie!*«

»Ich warte auf mein Fahrgeld. Steigen Sie aus.«

»Jemand ist hinter mir her. Bitte, können Sie nicht einmal um den Block fahren?«

»Ich fahre nirgends hin. Steigen Sie aus, oder ich hole über Funk die Polizei, hier, mit dem Funkgerät.«

Vorsichtig hob Molly den Kopf und spähte aus dem Fenster. Ihr Verfolger stand nur wenige Meter entfernt und sah die Straße hinauf und hinunter.

Im selben Augenblick ließ sie sich auf den Boden rutschen.

»Das ist er«, flüsterte sie.

»Das interessiert mich einen Dreck. Ich rufe die Polizei.«

»Okay. Tun Sie das! Das erstemal in meinem Leben, daß ich wirklich so einen Scheißcop brauche.«

Sie hörte, wie er nach seinem Funktelefon griff und dann »Scheiße!« murmelte und es wieder in die Halterung zurücksteckte.

»Rufen Sie jetzt die Cops oder nicht?«

»Ich habe keine Lust, mit den Cops zu reden. Warum steigen Sie nicht einfach aus, wie ich es Ihnen sage?«

»Und warum können Sie nicht einfach mal um den Block fahren?«

»Okay, okay.« Mit einem resignierten Brummen löste er die Handbremse und fuhr los. »Also, wer ist der Typ?«

»Er wollte mich irgendwohin fahren, wohin ich nicht wollte. Also bin ich ausgestiegen.«

»Wohin wollte er Sie fahren?«

»Ich weiß nicht.«

»Wissen Sie was? Ich will gar nichts mehr davon wissen. Ich will von Ihrem beschissenen Leben nichts wissen. Ich will nur, daß Sie aus meinem Taxi verschwinden.« Er fuhr an den Gehsteig und bremste. »*Raus* jetzt.«

»Ist der Typ irgendwo zu sehen?«

»Wir sind auf der Cambridge Street. Ich bin ein paar Blocks weitergefahren. Er ist weit da hinten.«

Sie hob den Kopf und sah schnell hinaus. Es waren viele Leute auf der Straße, doch von ihrem Verfolger sah sie nichts. »Später mal bezahle ich es Ihnen vielleicht«, sagte sie und stieg aus dem Taxi.

»Vielleicht fliege ich mal zum Mond.«

Schnell ging sie die Cambridge hinunter, dann weiter auf der Sudbury und hielt erst an, als sie tief im Straßengewirr

des North End untergetaucht war.

Vor einem Friedhof fand sie eine Parkbank. Copp's Burying Ground stand auf einem Schild. Sie setzte sich und zog die Schuhe aus. Die Blasen waren inzwischen geplatzt, die Zehen rotgescheuert. Um auch nur noch einen Block weiterzugehen, war sie jetzt zu müde. Also saß sie einfach mit nackten Füßen da und sah den Touristen zu, die mit ihren Freedom-Trail-Broschüren in den Händen den milden Oktobernachmittag genossen.

Zurück in mein Zimmer kann ich nicht mehr. Auch an meine Sachen komme ich nicht mehr heran. Wenn Romy mich sieht, bringt er mich um.

Es war fast vier, und sie hatte Hunger. Außer einem Grapefruitsaft und zwei Erdbeer-Doughnuts zum Frühstück hatte sie noch nichts im Magen. Der köstliche Geruch, der aus einem italienischen Restaurant zu ihr herüberwehte, machte sie ganz nervös. Doch in ihrer Geldbörse waren nur noch zwei Dollar.

In ihrem Zimmer hatte sie noch mehr Geld versteckt. Irgendwie mußte sie in ihr Zimmer kommen, ohne daß Romy sie sah.

Sie zog die Schuhe wieder an und wimmerte. Dann humpelte sie ein Stück weiter zu einem Münztelefon. *Bitte, tu das für mich, Sophie,* dachte sie. *Nur dies eine Mal sei nett zu mir.*

Sophie meldete sich mit leiser und vorsichtiger Stimme. »Ja?«

»Ich bin's. Kannst du für mich in mein Zimmer gehen …«

»Kommt nicht in Frage. Romy tobt hier herum wie ein Wilder.«

»Ich brauche mein Geld. Bitte, hol es mir, und dann bin

ich weg. Du siehst mich nicht wieder.«

»Ich gehe nicht einmal in die Nähe deines Zimmers. Im Moment ist Romy drin und nimmt alles auseinander. Da bleibt ohnehin nichts übrig.«

Molly sank gegen die Wand der Kabine.

»Hör mal, bleib einfach weg. Komm nicht mehr her.«

»Aber ich weiß nicht, wohin!« Molly mußte plötzlich schluchzen. Verzweifelt sackte sie zusammen, die Haare fielen ihr in die Augen, und Tränen rannen ihr über die Wangen. »Ich weiß niemanden, zu dem ich gehen könnte …«

Schweigen am anderen Ende. Dann sagte Sophie: »Hey, Miss Ohne-Titten, hör mir zu. Ich glaube, ich kenne wen, wo dir vielleicht geholfen wird. Nur für ein paar Nächte. Dann mußt du wieder allein zurechtkommen. Hey, hörst du mich?«

Molly holte tief Luft. »Ja.«

»Es ist drüben in der Charter Street. An der Ecke gibt es eine Bäckerei mit einer Pension nebenan. Das Mädchen hat da ein Zimmer im ersten Stock.«

»Wer?«

»Frag einfach nach Annie.«

»Du bist eines von Romys Mädchen, nicht?«

Die Frau sah sie durch die Türritze über die Kette hinweg an. Molly konnte ihr Gesicht nur zur Hälfte sehen – hellrote Locken, ein blaues, müde blickendes Auge mit einem dunklen Ring.

»Sophie hat mir gesagt, ich soll mich an dich wenden«, sagte Molly. »Sie sagte, du hast vielleicht Platz für mich …«

»Sophie hätte erst einmal mich fragen sollen.«

»Bitte … könnte ich hier nicht schlafen … nur heute nacht?«

Molly zitterte, schloß die Arme um ihre Schultern und sah zurück in den dunklen Flur. »Ich weiß sonst nicht, wohin. Ich bin auch ganz ruhig. Du wirst mich nicht einmal bemerken.«

»Was hast du gemacht, daß Romy so sauer auf dich ist?«

»Nichts.«

Die Frau wollte die Tür zumachen.

»Warte!« schluchzte Molly. »Okay, okay. Ich glaube, ich habe ihn stinksauer gemacht. Ich wollte nicht noch mal zu dem Doktor …«

Langsam ging die Tür ein Stück weiter auf. Der Blick der rothaarigen Frau ging an Mollys Figur hinab bis zum Bauch. Sie sagte nichts.

»Ich bin so erschöpft«, flüsterte Molly. »Kann ich nicht einfach auf dem Boden schlafen? Nur eine Nacht.«

Die Tür ging zu.

Molly wimmerte verzweifelt. Dann hörte sie die Kette rasseln, und die Tür schwang auf. Die Frau stand als Ganze vor ihr. Unter dem blümchengemusterten Kleid wölbte sich ein runder Bauch. »Komm rein«, sagte sie.

Molly betrat das Apartment. Sofort schloß die Frau die Tür wieder und befestigte die Kette.

Einen Moment lang sahen sie einander an. Dann wanderte Mollys Blick zum Bauch der Frau.

Sie sah, wie Molly ihn anstarrte, und zuckte mit den Schultern.

»Das ist kein Fett. Das ist ein Baby.«

Molly nickte und legte die Hände auf ihren sanft

gerundeten Bauch. »Ich habe auch eines.«

»Zwanzig Jahre habe ich mich um alte Menschen gekümmert. Habe in New Jersey in Seniorenheimen gearbeitet. Ich weiß also, wie man sie bewahrt und schützt.« Die Frau zeigte auf ihren Lebenslauf und ihre Bewerbungsunterlagen, die vor Toby auf dem Küchentisch ausgebreitet lagen.

»Ja, das sehe ich«, sagte Toby und überflog sie. Mrs. Ida Bogart.

Aus den Blättern stieg ihr der Geruch von Zigarettenqualm entgegen. Die ganze Frau verströmte ihn. Er steckte in ihren schlabbrigen Kleidern. Der Gestank machte sich bereits in der Küche breit. *Warum befasse ich mich überhaupt mit dieser Kandidatin?* fragte Toby sich. *Ich will diese Frau nicht in meinem Haus haben. Sie soll meiner Mutter nicht nahe kommen.*

Sie legte die Blätter wieder auf den Tisch zurück und zwang sich zu einem Lächeln für Ida Bogart. »Ich lege Ihre Sachen zu meinen Unterlagen, bis ich mich entschieden habe.«

»Sie brauchen sofort jemanden, nicht? So stand es in der Anzeige.«

»Ich erwarte noch einige Bewerber.«

»Darf ich Sie fragen, ob es viele sind?«

»Einige.«

»Nicht viele Menschen sind bereit, nachts zu arbeiten. Ich hatte damit nie Probleme.«

Toby stand auf, ein deutliches Signal, daß das Vorstellungsgespräch beendet war. Sie begleitete die Frau zur Tür. »Ich ziehe Ihren Namen in Erwägung. Danke, daß Sie gekommen sind, Mrs. Bogart.« Sie schob die Frau

praktisch hinaus und schloß die Tür hinter ihr. Dann lehnte sie sich mit dem Rücken dagegen, als wolle sie ihr Haus gegen weitere Mrs. Bogarts verbarrikadieren. *Noch sechs Tage,* dachte sie. *Wie soll ich jemanden in sechs Tagen finden?* In der Küche klingelte das Telefon.

Ihre Schwester war am Apparat. »Wie kommst du denn mit den Vorstellungsgesprächen voran?« wollte Vickie wissen.

»Überhaupt nicht.«

»Ich dachte, es hätten sich einige auf die Anzeige gemeldet.«

»Eine Kettenraucherin, zwei, die kaum ein Wort Englisch können, und eine, bei der ich gleich meine hochprozentigen Sachen weggeschlossen habe. Vickie, es geht so nicht. Ich kann Mom nicht mit Leuten wie diesen allein lassen. Du wirst sie nachts zu dir nehmen müssen, bis wir jemanden gefunden haben.«

»Sie wandert nachts herum, Toby. Sie könnte den Herd aufdrehen, während wir schlafen. Ich muß an meine Kinder denken.«

»Sie dreht nie den Herd auf. Und gewöhnlich schläft sie die Nacht durch.«

»Was ist mit einer Agentur für Teilzeitkräfte?«

»Das wäre nur eine Lösung für den Augenblick. Ich kann hier nicht dauernd neue Gesichter auftauchen lassen. Das würde Mom durcheinanderbringen.«

»Zumindest wäre es erst mal eine Lösung. Es läuft darauf hinaus: entweder das oder ein Pflegeheim.«

»Auf keinen Fall. Kein Pflegeheim.«

Vickie seufzte. »Es war nur ein Vorschlag. Ich denke dabei auch an dich. Ich wünschte, ich könnte mehr tun …«

Aber da gibt es nichts, dachte Toby. Vickie hatte bereits

zwei Kinder, die sie voll mit Beschlag belegten. Ihrer Familie Ellen noch zusätzlich aufzudrängen, würde die schon überbeanspruchte Vickie noch mehr belasten. Toby trat ans Küchenfenster und sah hinaus in den Garten. Ihre Mutter stand am Geräteschuppen mit einer Harke in der Hand. Ellen schien sich nicht zu erinnern, was man mit einer Harke machte, und kratzte mit ihr über das Wegpflaster.

»Mit wie vielen Bewerbern sprichst du noch?« fragte Vickie.

»Mit zwei.«

»Sehen die Unterlagen ordentlich aus?«

»Gut. Aber auf dem Papier sehen sie *alle* gut aus. Erst wenn du ihnen gegenübersitzt, riechst du ihre Schnapsfahnen.«

»Ach, so schlimm kann es doch nicht sein, Toby. Du siehst das Ganze zu negativ.«

»Dann komm *du* und sprich mit ihnen. Der nächste muß jede Minute hier sein …« In dem Augenblick läutete es an der Tür.

»Das muß er sein.«

»Ich komme sofort.«

Toby hängte ein und ging zur Haustür.

Auf der Vorderveranda stand ein älterer Herr mit grauem, abgespanntem Gesicht und nach vorn hängenden Schultern. »Ich komme wegen des Jobs«, bekam er gerade noch heraus, bevor ihn ein Hustenanfall schüttelte.

Toby bat ihn eilig herein und ließ ihn auf dem Sofa Platz nehmen. Sie brachte ihm ein Glas Wasser, während er trocken hustete, sich räusperte, erneut hustete. Nur eine bereits überstandene Erkältung, sagte er, von weiteren Stößen unterbrochen.

Das Schlimmste sei überstanden, nur diese Bronchitis hänge ihm noch an. Seine Fähigkeit für den Job beeinträchtige das nicht, nein, keinesfalls. Er habe gearbeitet, da sei er noch viel kränker gewesen als jetzt, sein ganzes Leben habe er gearbeitet, seit seinem sechzehnten Lebensjahr.

Toby hörte ihm zu, mehr aus Mitleid als aus Interesse, und schaute in den Lebenslauf. Wallace Dugan, einundsechzig Jahre alt. Sie wußte, daß sie ihn nicht anstellen würde, hatte es vom ersten Augenblick an gewußt, aber sie brachte es nicht übers Herz, ihn zu unterbrechen. Sie saß passiv und schweigend da und hörte ihm zu, wie er bis an diesen traurigen Punkt in seinem Leben gelangt sei. Wie dringend er den Job brauche. Wie hart es für einen Mann in seinem Alter sei.

Er saß noch auf dem Sofa, als Vickie eintraf. Sie trat ins Wohnzimmer, sah den Mann und blieb stehen.

»Das ist meine Schwester«, sagte Toby. »Und das ist Wallace Dugan. Er bewirbt sich um den Job.«

Wallace stand auf und schüttelte Vickie die Hand, sank aber schnell wieder mit einem Hustenanfall auf das Sofa zurück.

»Toby, kann ich dich eine Minute sprechen?« sagte Vickie, drehte sich um und ging in die Küche.

Toby folgte und machte die Tür hinter sich zu.

»Was ist los mit dem Mann?« flüsterte Vickie. »Er sieht aus, als hätte er Krebs. Oder Tb.«

»Eine Bronchitis, sagt er.«

»Du denkst doch nicht daran, ihn einzustellen, oder?«

»Bis jetzt ist er der beste Bewerber.«

»Du machst Witze. Bitte, sag mir, daß du Witze machst.«

Toby seufzte. »Leider nein. Du hast die anderen nicht gesehen.«

»Die sollen noch *schlimmer* gewesen sein als er?«

»Zumindest scheint er ein netter Mensch zu sein.«

»Ja, sicher. Und wenn er umkippt, macht Mom bei ihm Erste Hilfe.«

»Vickie, ich habe nicht vor, ihn einzustellen.«

»Warum schicken wir ihn dann nicht wieder weg, bevor er in deinem Wohnzimmer abkratzt?«

Es läutete an der Tür.

»Mein Gott«, sagte Toby und schoß aus der Küche. Sie warf Wallace Dugan im Vorbeigehen einen entschuldigenden Blick zu, aber der hielt den Kopf über ein Taschentuch gebeugt und hustete wieder. Sie öffnete die Haustür.

Eine Frau, nein, eine Elfe, lächelte ihr entgegen, Mitte Dreißig, kurze Haare, im Princess-Di-Look. Bluse und Hose waren frisch gebügelt. »Dr. Harper? Es tut mir leid, wenn ich zu früh bin. Ich wollte sicher sein, daß ich Ihr Haus auch rechtzeitig finde.« Sie streckte die Hand aus. »Mein Name ist Jane Nolan.«

»Treten Sie ein. Ich spreche gerade noch mit einem anderen Bewerber, aber …«

»Ich kann mich ja mit ihr unterhalten«, mischte Vickie sich ein und kam dazu, um Jane die Hand zu schütteln. »Ich bin Dr. Harpers Schwester. Setzen wir uns doch in die Küche.« Vickie sah Toby an. »Inzwischen kannst du das Gespräch mit Mr. Dugan abschließen.« Flüsternd fügte sie hinzu: »Sieh nur zu, daß du ihn *los* wirst.«

Wallace kannte das Urteil bereits, das auf ihn wartete. Als Toby ins Wohnzimmer zurückkam, saß er mit dem niedergeschlagenen Blick des Verlierers am Kaffeetisch.

Sein Lebenslauf lag vor ihm, drei Seiten Chronik seines Arbeitslebens. Eine Chronik, die jetzt wohl sicher an ihrem Ende war.

Sie redeten noch ein paar Worte, eher aus Höflichkeit. Notwendig war es nicht mehr. Sie würden sich nicht wiedersehen.

Das wußten sie beide. Als er schließlich ihr Haus verließ, schloß Toby mit einem Gefühl der Erleichterung die Tür hinter ihm. Traurig für ihn, daß er nicht der Richtige gewesen war.

Sie ging in die Küche.

Vickie saß allein am Tisch und sah zur Hintertür. »Schau«, sagte sie.

Im Garten stapfte Ellen über den gepflasterten Weg. Neben ihr ging Jane Nolan und nickte, wenn Ellen ihr eine Pflanze, dann eine Blume zeigte. Jane wirkte wie ein kleiner, flinker Vogel, der jeder Bewegung Ellens aufmerksam folgte. Ellen blieb stehen und runzelte die Stirn über etwas zu ihren Füßen. Sie bückte sich und hob es auf – eine Gartenkralle. Und jetzt drehte sie sie in ihren Händen, als suche sie nach dem Zweck dieses Geräts.

»Und was haben Sie da gefunden?« fragte Jane.

Ellen hielt die Kralle hoch. »Das hier? Eine Bürste.« Im selben Augenblick schien Ellen zu wissen, daß das der falsche Begriff war, und sie schüttelte den Kopf. »Nein, das ist keine Bürste. Es ist – also – es ist …«

»Für die Blumen, nicht wahr?« half ihr Jane auf die Sprünge.

»Eine Gartenkralle, um die Erde um die Blumen zu lockern.«

»Ja.« Ellen strahlte. »Eine Kralle.«

»Bringen wir sie dahin, wo sie nicht verlorengeht. Und

dann tritt man auch nicht aus Versehen darauf.« Jane nahm die Gartenkralle und legte sie in die Schubkarre. Im Aufblicken sah sie Toby, lächelte und winkte. Dann nahm sie Ellen am Arm, und beide gingen den Weg weiter und verschwanden um die Hausecke.

Toby hatte das Gefühl, als falle ihr eine unsichtbare Last von der Schulter. Sie sah ihre Schwester an. »Was meinst du?«

»Ihre Unterlagen sehen gut aus. Sie hat drei hervorragende Zeugnisse von drei Pflegeheimen. Wir müssen sie nach Stunden und nicht pauschal bezahlen, weil sie auf Honorarbasis arbeitet. Aber ich würde sagen, das wäre es wert.«

»Mom scheint sie zu mögen. Das ist das Wichtigste.«

Vickie seufzte erleichtert. Mission erledigt. Vickie, die Tüchtige. »Na also«, sagte sie. »War ja gar nicht so schwer.«

Ein neuer Tag. Ein neuer Dienst. Eine neue Leiche.

Daniel Dvorak trat vom Seziertisch zurück und streifte die Handschuhe ab. »Wir sind soweit, Roy. Einstichwunde im linken oberen Quadranten, Milzriß mit massiver Blutung. Eindeutig durch Fremdeinwirkung. Sonst keine Besonderheiten.«

Er warf die Handschuhe in den Abfallbehälter für kontaminierte Arbeitsmittel und sah Detective Sheehan an.

Sheehan stand noch am Tisch, aber sein Blick war nicht auf den ausgeweideten Leichnam gerichtet. Nein, Sheehan starrte Dvoraks Assistent Lisa mit Glotzaugen an. Wirklich romantisch.

Romeo und Julia treffen sich über einer Leiche.

Dvorak schüttelte den Kopf, ging zum Becken und

wusch sich die Hände. Im Spiegel beobachtete er den Fortgang dieser romantischen Begegnung. Detective Sheehan streckte sich ein wenig und zog den Bauch ein. Lisa lachte und warf ihre blonden Strähnen zurück. Auch in einem Leichenschauhaus verlangt die Natur ihre Rechte.

Sogar dann, wenn der eine von beiden ein verheirateter Cop ist, mittleren Alters und übergewichtig.

Wenn Sheehan den Verliebten spielen und in einem Paar blauer Augen versinken will, geht mich das nichts an, dachte Dvorak und trocknete sich in Ruhe die Hände ab. Aber warnen sollte ich ihn schon, daß er nicht der erste Cop wäre, dessen Hormone hier unten ein wenig verrückt spielen. Autopsien waren neuerdings überraschend beliebt, und das lag keineswegs an den Leichen.

»Ich bin in meinem Büro«, sagte Dvorak und verließ den Raum.

Zwanzig Minuten später klopfte Sheehan bei Dvorak an und trat mit einem schafsglücklichen Lächeln auf dem Gesicht ein.

Das Gesicht eines Mannes, der sich albern benommen hatte, das genau wußte und auch, daß alle anderen es wußten, der sich aber überhaupt nicht darum scherte.

Auch Dvorak beschloß, sich nicht weiter darum zu kümmern.

Er ging an seinen Aktenschrank, zog einen Ordner heraus und gab ihn Sheehan. »Das ist der endgültige toxikologische Befund, den Sie haben wollten. Brauchen Sie sonst noch etwas?«

»Äh, ja. Die vorläufige Todesursache bei diesem Baby.«

»Stimmt mit der ersten Diagnose überein: plötzlicher Kindstod.«

Sheehan zog eine Zigarette aus der Schachtel und zündete sie an. »Das hatte ich mir gedacht.«

»Könnten Sie die wohl ausmachen?«

»Bitte?«

»In diesem Haus herrscht Rauchverbot.«

»In Ihrem Büro auch?«

»Der Geruch setzt sich überall fest.«

Sheehan lachte. »Bei Ihrer Arbeit, Doc, können Sie sich über Gerüchte nicht gerade beklagen.« Er drückte die Zigarette in dem Aschenbecher aus, den Dvorak ihm hinschob. »Wissen Sie, diese Lisa ist ein nettes Mädchen.«

Dvorak sagte nichts. Schweigen war jetzt bestimmt die sicherere Methode.

»Hat sie einen Freund?« fragte Sheehan.

»Das würde sie mir nicht sagen.«

»Sie meinen, Sie haben sie nie gefragt?«

»Nie.«

»Nicht einmal aus Neugier?«

»Ich bin auf vieles neugierig. Aber das gehört nicht dazu.«

Dvorak machte eine Pause. »Übrigens, wie geht es Ihrer Frau und den Kindern?«

Erneute Pause. »Gut.«

»Läuft also alles gut daheim?«

»Ja. Natürlich.«

Dvorak nickte schwer mit dem Kopf. »Dann sind Sie ein glücklicher Mann.«

Sheehan wurde rot und sah auf den toxikologischen Bericht hinunter. Cops sehen zu viele Tote, dachte Dvorak, und deswegen rennen sie herum und grapschen

nach allem im Leben, was sie kriegen können. Und jetzt war eben Sheehan ins Schleudern geraten, eigentlich ein gewitzter Kerl und im Grunde anständig. Doch nun mußte er mit den ersten Vorboten des Älterwerdens klarkommen. Er brauchte ja nur in den Spiegel zu schauen.

In dem Moment kam passenderweise Lisa ins Büro, zwei Tabletts mit Mikroskop-Objektträgern in den Händen. Sie schenkte Sheehan ein Lächeln und war sprachlos, als er einfach wegsah.

»Was ist auf den Objektträgern?«

»Oberes Tablett Leber- und Lungenschnitte von Joseph Odette. Unteres Tablett Gehirnschnitte von Parmenter.« Lisa warf Sheehan noch einen verstohlenen Blick zu, besann sich aber dann wieder ihrer Würde. In geschäftsmäßigem Ton fuhr sie fort: »Sie wollten ja nur PAS-, H- und E-Färbungen, nicht?«

»Haben Sie kein Kongorot genommen?«

»Doch, das ist auch drin. Nur für alle Fälle.« Sie drehte sich um und stolzierte davon.

Wenige Augenblicke später machte sich auch Sheehan auf den Weg, ein vorläufig wieder geläuterter Romeo.

Dvorak ging mit dem histologischen Untersuchungsmaterial ins Labor und legte die Schnitte unter das Mikroskop. Als erstes war Joey Odettes Lunge an der Reihe. Raucher, dachte er und sah sich prüfend die Lungenbläschen an. Kein Wunder, hatte er doch schon bei der Autopsie das ausgeprägte Lungenemphysem bemerkt. Er sah sich noch einige Lungenschnitte an und ging dann zur Leber über. Zirrhose und allgemeine Verfettung. Auch noch ein Trinker. Hätte sich Joey Odette nicht eine Kugel in den Kopf geschossen, dann hätten ihn am Ende seine Leber oder seine Lunge schon erledigt. Es gab schließlich viele Wege, sich selber umzubringen.

Er diktierte seine Befunde, stellte dann die Odette-Schnitte zur Seite und zog das nächste Tablett ans Mikroskop.

Der erste Schnitt von Angus Parmenters Gehirn erschien unter seinem Auge. Die mikroskopische Untersuchung von Gehirnschnitten gehörte bei einer Autopsie zur Routine. Dieser Schnitt zeigte eine Probe von der Großhirnrinde, durch das Schiff-Reagens zum Nachweis von Aldehyden violettrot gefärbt. Er stellte es so scharf ein wie möglich. Ganze Sekunden starrte er durch das Mikroskop und bemühte sich zu verstehen, was er da sah.

Ein *Artefakt,* dachte er, eine künstlich hervorgerufene Veränderung. Da mußte das Problem liegen. Eine Distorsion des Gewebes, verursacht vom Fixierbad oder den Farbstoffen.

Er zog den Objektträger heraus und schob einen anderen unter das Objekt. Wieder stellte er scharf ein.

Wieder total zerstörtes Gewebe. Statt eines einheitlichen Feldes von neuronalem Gewebe, hier und da unterbrochen vom roten Tüpfelchen eines Zellkerns, war das hier ein einziger rot-weißer Schaum. Überall Vakuole, als hätten mikroskopisch kleine Motten Löcher in das Gehirn gefressen.

Langsam hob er den Kopf und betrachtete seine Finger – den, den er mit dem Skalpell verletzt hatte. Die Wunde war inzwischen verheilt, aber die dünne Linie auf der Haut war noch erkennbar, die Wunde gerade erst geschlossen. *Als das passierte, war ich gerade am Gehirn. Und ungeschützt.*

Für eine genaue Diagnose mußten jetzt ein Neuropathologe hinzugezogen, die Untersuchungen mit dem Elektronenmikroskop verfeinert, die klinischen Daten abgeglichen werden.

Für die Vorbereitungen zu seiner eigenen Beerdigung war es nämlich noch zu früh.

Seine Hände waren schweißfeucht. Er klappte das Mikroskop hoch und atmete tief durch. Dann griff er zum Telefon.

Seine Sekretärin brauchte nur wenige Sekunden, dann hatte sie die Nummer von Toby Harper in Newton gewählt. Sechsmal ließ sie es läuten, bis sich eine ärgerliche Stimme meldete. »Hallo?«

»Dr. Harper? Hier ist Dan Dvorak von der Rechtsmedizin. Können wir kurz miteinander reden?«

»Die ganze Woche habe ich versucht, Sie zu erreichen.«

»Ich weiß«, gestand er. Eine glaubwürdige Entschuldigung fiel ihm nicht ein.

»Haben Sie inzwischen eine Diagnose im Fall Parmenter?« fragte sie.

»Deswegen rufe ich an. Ich brauche einige zusätzliche Informationen von Ihnen.«

»Sie haben doch seinen Krankenbericht, oder?«

»Ja, aber ich möchte mit Ihnen über die Dinge reden, die Sie seinerzeit in der Notaufnahme festgestellt haben. Ich bin noch bei der histologischen Auswertung. Was ich zusätzlich brauche, ist ein besseres klinisches Bild seines Zustands.«

Im Hintergrund hörte er so etwas wie Wasser aus einem Hahn laufen, und dann rief Toby: »Nein, dreh ab! Dreh ab, das Wasser ist schon überall auf dem Fußboden.« Der Hörer klapperte auf den Tisch, dann waren Schritte zu hören. Schließlich war sie wieder am Apparat. »Hören Sie, im Moment sieht es schlecht aus. Können wir uns nicht treffen und es miteinander besprechen?«

Er zögerte. »Das ist wohl die bessere Idee. Heute

nachmittag?«

»Gut, heute abend habe ich frei. Aber ich muß erst sehen, daß ich einen Pfleger finde. Wann sind Sie mit Ihrer Arbeit fertig?«

»Ich bleibe immer so lange wie nötig.«

»Okay, ich versuche, um sechs bei Ihnen zu sein. Wo ist das noch?«

»720 Albany Street, gegenüber dem City Hospital. Das ist schon am Ende der Dienstzeit, und die Türen werden verschlossen sein. Parken Sie hinter dem Gebäude.«

»Ich weiß noch immer nicht, was da auf mich zukommt, Dr. Dvorak.«

»Das werden Sie schon sehen«, sagte er. »Wenn Sie sich erst einmal die Schnitte angeschaut haben.«

10

Es war fast halb sieben, als Toby den Parkplatz hinter dem zweigeschossigen Backsteingebäude Nr. 720 an der Albany Street erreichte. Sie fuhr an drei gleich aussehenden Vans, jeder mit der Aufschrift *Commonwealth of Massachusetts, Chief Medical Examiner* auf der Seite, vorbei und stellte ihren Wagen in der Nähe des Hintereingangs ab. Es hatte schon den ganzen Tag nach Regen ausgesehen, und nun fing es an. Die Tropfen glitzerten in der Dämmerung. Jetzt, im späten Oktober, setzte die Dunkelheit früh ein, und Toby vermißte bereits wieder die langen, dämmrigen Sommerabende. Das Haus wirkte wie ein dunkles Verlies, umgeben von einer roten Ziegelmauer.

Sie stieg aus und ging mit eingezogenem Kopf über den Platz.

Sie stand gerade vor der Tür, da ging sie auch schon auf. Überrascht hob sie den Kopf.

Vor ihr im Licht des Ganges stand die Silhouette eines hochgewachsenen Mannes. »Dr. Harper?«

»Ja.«

»Ich bin Dan Dvorak. Gewöhnlich schließen sie die Türen um sechs, also habe ich auf Sie gewartet. Kommen Sie herein.«

Sie trat ein und wischte sich die Regentropfen vom Gesicht, blinzelte und sah Dr. Dvorak an. Nach der Stimme am Telefon hatte sie ihn sich irgendwie anders vorgestellt. Doch diese Gestalt hier war durchaus eindrucksvoll, und das versöhnte sie. Er hatte das Alter, das sie erwartet hatte, Mitte Vierzig, schwarzes Haar,

silbergrau meliert, und ein wenig zerzaust, als wäre er nervös mit den Fingern hindurchgefahren. Seine Augen waren dunkelblau und sahen sie aus tiefen Höhlen an. Er begrüßte sie zwar mit einem Lächeln auf den Lippen, doch es wirkte irgendwie gezwungen. Es zuckte nur einmal kurz auf, durchaus freundlich, wich aber gleich wieder einem Gesichtsausdruck, den sie nicht recht einordnen konnte. Vielleicht ein Anflug von ängstlicher Besorgnis.

»Fast alle sind schon in den Feierabend verschwunden«, sagte er. »Und deswegen ist es hier jetzt tatsächlich so ruhig wie in einem Leichenschauhaus.«

»Ich habe mich bemüht, so schnell wie möglich herzukommen. Aber wegen des Pflegers ging es nicht eher.«

»Dann haben Sie also Kinder?«

»Nein, den Pfleger brauche ich für meine Mutter. Ich kann sie nicht mehr allein lassen.«

Sie gingen die Treppe hinauf, Dvorak mit um seine langen Beine wehendem Kittel ein Stückchen voran. »Tut mir leid, daß ich Sie so kurzfristig sprechen muß.«

»Erst haben Sie alle meine Anrufe abwimmeln lassen, und dann sollte es plötzlich gleich sein. Warum?«

»Ich brauche Ihre Meinung aus klinischer Sicht.«

»Ich bin keine Pathologin. *Sie* haben die Autopsie durchgeführt.«

»Aber Sie haben ihn untersucht, als er noch lebte.«

Er stieß die Tür zum ersten Stock auf und ging mit so nervöser Energie voraus, daß Toby Mühe hatte, Schritt zu halten.

»Man hat seinerzeit einen Neurologen hinzugezogen«, sagte sie. »Haben Sie nicht mit ihm gesprochen?«

»Er hat mit seinen Untersuchungen erst begonnen, als

der Patient bereits komatös war. Da gab es nur noch wenige feststellbare Symptome, bei denen man ansetzen konnte. Außer dem Koma selbst.«

»Was ist mit Wallenberg? Er war der behandelnde Arzt.«

»Wallenberg bleibt dabei, daß es ein Schlaganfall war.«

»Und? War es einer?«

»Nein.« Er öffnete eine Tür und knipste das Licht an. Sie betraten ein zweckmäßig möbliertes Büro: Metallschreibtisch, Metallstühle, Metallaktenschrank. Das Büro eines durch und durch organisierten Menschen, dachte Toby und musterte die ordentlich gestapelten Papiere und aufgereihten Fachbücher in den Regalen. Die einzige persönliche Note brachten ein offensichtlich vernachlässigter Farn im Blumentopf auf dem Aktenschrank und ein Foto auf dem Schreibtisch herein. Ein Junge im Teenageralter mit strähnigen Haaren, der in die Sonne blinzelte und eine Forelle als Trophäe in die Kamera hielt. Er war Dvorak wie aus dem Gesicht geschnitten. Sie setzte sich vor dem Schreibtisch in den Besuchersessel.

»Möchten Sie einen Kaffee?« fragte er.

»Lieber würde ich von Ihnen was hören. Was hat denn nun die Autopsie genau ergeben?«

»Der erste Durchgang hat gar nichts gebracht.«

»Keinen Hinweis auf einen Schlaganfall?«

»Weder eine Thrombose noch eine Blutung.«

»Und das Herz? Die Herzkranzgefäße?«

»Total frei. Ich habe noch nie bei einem Mann in seinem Alter eine sauberere Kranzarterie gesehen. Kein Hinweis auf einen Infarkt, weder einen frischen noch einen überstandenen. Es war kein Herztod.« Er setzte sich hinter

den Schreibtisch und sah sie durchdringend an, daß sie sich zwingen mußte, dem Blick nicht auszuweichen.

»Toxikologischer Befund?«

»Das Ganze ist erst eine Woche her. Nach dem ersten Raster: Diazepam und Dilatin. Beides wurde im Hospital zur Behandlung seiner Anfälle verabreicht.« Er beugte sich vor.

»Warum haben Sie auf einer Autopsie bestanden?«

»Das sagte ich Ihnen bereits. Er war damals der zweite Patient mit den gleichen Symptomen. Und da wollte ich eine genaue Diagnose haben.«

»Sagen Sie mir noch einmal, was das für Symptome waren. Alle, an die Sie sich erinnern.«

Es fiel ihr schwer, sich unter dem intensiv auf sie gerichteten Blick zu konzentrieren. Sie lehnte sich zurück, fixierte den Stapel Papiere auf seinem Schreibtisch und räusperte sich. »Akute Zustände von Verwirrtheit«, sagte sie. »Und zwar bezüglich Ort wie Zeit; beide wurden völlig desorientiert bei uns eingeliefert.«

»Erzählen Sie mir zuerst von Mr. Parmenter.«

Sie nickte. »Die Ambulanz brachte ihn zu uns, nachdem seine Tochter ihn zu Hause vorgefunden hatte, wie er durch seine Wohnung taumelte. Er erkannte weder sie noch seine Enkelinnen. Soweit ich es verstanden habe, hatte er visuelle Halluzinationen. Er dachte, er könne fliegen. Bei der Untersuchung habe ich keine Hinweise auf ein Trauma gefunden. Die einzige neurologische Anomalie zeigte der Finger-Nasen-Test. Zuerst dachte ich an einen Hirnschlag. Aber da gab es eben noch andere, für mich unerklärliche Symptome.«

»Als da wären?«

»Er hatte anscheinend Sehstörungen und konnte zum

Beispiel nicht richtig abschätzen, wie weit entfernt ich von ihm stand.«

Sie runzelte die Stirn. »Ach, das erklärt auch die Zwerge.«

»Wie bitte?«

»Er beschwerte sich über die Zwerge in seinem Haus. Er meinte wohl seine Enkelinnen. Sie sind um die zehn.«

»Okay, er hatte also Sehstörungen und zerebelläre Symptome.«

»Und dann hatte er diese Anfälle.«

»Ja, die erwähnen Sie in Ihrem Notaufnahmeprotokoll.« Er griff nach einem Ordner auf seinem Schreibtisch und klappte ihn auf. Er enthielt die Kopien des Krankenberichts aus dem Springer Hospital. »Sie stellten einen fokal bedingten Anfall der oberen Extremitäten rechts fest.«

»Die Anfälle traten unregelmäßig während seines ganzen Krankenhausaufenthalts auf, trotz der Verabreichung von Antikonvulsiva. Das weiß ich von den Schwestern.«

Er blätterte im Bericht. »Wallenberg erwähnt sie kaum. Aber hier sehe ich, daß Dilantin verordnet wurde, von ihm abgezeichnet.« Er sah sie an. »Offensichtlich stimmt, was Sie über die Anfälle sagen.«

Warum sollte es auch nicht? dachte sie und ärgerte sich plötzlich. Jetzt war sie es, die sich vorbeugte. »Warum sagen Sie mir nicht einfach, auf welche Diagnose Sie abzielen?«

»Ich möchte Sie nicht beeinflussen, was Ihre Erinnerung an diesen Fall angeht. Ich benötige Ihre unvoreingenommene Schilderung der Abläufe.«

»Je direkter Sie mich fragen, desto mehr Zeit sparen wir

uns beide.«

»Sind Sie unter Zeitdruck?«

»Das ist heute mein freier Abend, Dr. Dvorak. Ich könnte jetzt daheim sein und andere Dinge erledigen.«

Er sah sie einen Augenblick lang schweigend an. Dann lehnte er sich zurück und gab einen tiefen Seufzer von sich. »Na gut, es tut mir leid, daß ich Ihnen so ausweiche, aber diese Geschichte macht mir ein bißchen zu schaffen.«

»Warum?«

»Ich glaube, wir haben es mit einer Infektion zu tun.«

»Bakteriell oder viral?«

»Weder noch.«

Sie sah ihn mit gerunzelter Stirn an. »Was dann? Handelt es sich um Parasiten?«

Er stand auf. »Gehen wir ins Labor. Ich zeige Ihnen die Schnitte.«

Sie fuhren mit dem Aufzug in den Keller und traten in einen leeren Gang hinaus. Es war jetzt nach sieben. Sie wußte, jemand mußte im Leichenschauhaus Dienst haben, aber jetzt, während sie mit Dr. Dvorak durch den stillen Flur ging, kam es ihr vor, als wären sie beide vollkommen allein in dem Gebäude. Er ging vor ihr in das Labor und schaltete die Beleuchtung ein.

Das harte Neonlicht wurde von den spiegelnden Kachelwänden zurückgeworfen. Im Raum befanden sich ein Kühlschrank, an der Wand ein Waschbecken aus Edelstahl, ein Tisch mit dem Material für quantitative Analysen und daneben ein Computer-Terminal. In einem Regal standen Behälter mit menschlichen Organen im Formalinbad. Der Geruch von Formalin hing in der Luft.

Er trat an ein Mikroskop und schaltete die Beleuchtung ein. Es war ein Mikroskop für Lehrzwecke, durch das man

die Proben zu zweit begutachten konnte. Er schob einen Objektträger unter das Objektiv, setzte sich und stellte es scharf ein. »Sehen Sie mal.«

Sie zog einen Stuhl heran, beugte sich nah zu ihm und schaute durch ihr Okular. Sie sah etwas, das aussah wie weiße Bläschen in einem violettroten See.

»Es ist lange her, daß ich im Histologiekurs gesessen habe«, gestand sie. »Geben Sie mir einen Hinweis.«

»Okay. Können Sie das Gewebe identifizieren, das wir hier vor uns haben?«

Sie wurde vor Verlegenheit rot. Wenn sie die Antwort jetzt doch nur aus dem Ärmel schütteln könnte. Statt dessen wurde ihr schmerzlich bewußt, daß sie keine Ahnung hatte. Auch das Schweigen, das sich zwischen ihnen ausbreitete, empfand sie jetzt als schmerzhaft. Mit den Augen über dem Okular sagte sie: »Ich gebe es nicht gerne zu, aber ich kann es nicht bestimmen.«

»Das sagt nichts über die Qualität Ihrer Ausbildung, Dr. Harper. Was Sie da sehen, ist ein so anomales Gewebe, daß es tatsächlich nur schwer zuzuordnen ist. Was wir hier sehen, ist ein Schnitt von Angus Parmenters Großhirnrinde in PAS-Färbung. Das Neuropilem ist pinkfarben, das Rote sind die Zellen.«

»Und was bedeuten all die Vakuole?«

»Genau das habe ich mich auch gefragt. In einer normalen Rinde gibt es diese winzigen Löcher nicht.«

»Eigentümlich. Sieht aus wie mein pinkfarbener Küchenschwamm.«

Er gab keine Antwort. Irritiert schaute sie hoch und stellte fest, daß er sie ansah. »Dr. Dvorak?«

»Stimmt genau«, murmelte er.

»Was?«

»Genauso sieht es aus. *Ein pinkfarbener Schwamm.*« Er lehnte sich zurück und rieb sich die Augen. Im scharfen Laborlicht sah sie die Müdigkeitsfalten in seinem Gesicht und den dunklen Bartschatten. »Ich glaube, wir haben es mit einer schwammförmigen Enzephalopathie zu tun«, sagte er.

»Sie denken an etwas wie die Creutzfeldt-Jakob-Krankheit?«

Er nickte. »Es würde für die pathologischen Veränderungen sprechen, die der Schnitt zeigt. Und auch das klinische Bild.

Den geistigen Abbau. Die Sehstörungen. Die myoklonischen Zuckungen.«

»Es waren also keine fokal bedingten Anfälle?«

»Nein. Ich glaube, was Sie beobachtet haben, war ein Reflex-Myoklonus. Wiederholte krampfartige Zuckungen von großer Heftigkeit, ausgelöst von einem lauten Geräusch. Den bekommt man mit Dilantin nicht unter Kontrolle.«

»Kommt Creutzfeldt-Jakob nicht äußerst selten vor?«

»Eins zu einer Million. Trifft hin und wieder ältere Menschen.«

»Aber es gibt auch Fallhäufungen. Letztes Jahr zum Beispiel, in England …«

»Sie denken an den Rinderwahnsinn. Der scheint eine Abart von Creutzfeld-Jakob zu sein. Vielleicht ist es auch genau dieselbe Krankheit, da ist man sich nicht ganz sicher. Die in England befallenen Opfer haben sich durch den Verzehr von Rindfleisch infiziert. Die Tiere wiesen diese schwammförmige Veränderung des Gehirns auf. Das war aber ein seltener Ausreißer, der bisher nicht wieder aufgetreten ist.«

Sie sah erneut ins Mikroskop und sagte leise: »Wäre es möglich, daß wir *hier* nun eine Häufung feststellen müssen? Angus Parmenter war nicht der erste Patient, den ich mit diesen Symptomen beobachtet habe. Der andere war Harry Slotkin. Er wurde ein paar Wochen vor Parmenter bei uns eingeliefert und vermittelte den gleichen Eindruck. Verwirrtheit, Sehstörungen.«

»Das sind unspezifische Symptome. Um sicherzugehen, müßte auch hier eine Autopsie vorgenommen werden.«

»Das ist bei Mr. Slotkin nicht möglich. Er wird immer noch vermißt.«

»Dann gibt es keine Möglichkeit für eine Diagnose.«

»Die beiden wohnten im selben Wohnkomplex. Sie könnten vom gleichen Erreger befallen worden sein.«

»Man holt sich Creutzfeldt-Jakob nicht so wie einen gewöhnlichen Schnupfen. Die Krankheit wird von einer Prion übertragen. Einem abnormalen Zelleiweiß. Es muß direkt ins Gewebe dringen können. Durch eine Hornhautransplantation beispielsweise.«

»Die Leute in England wurden durch den Verzehr von Rindfleisch infiziert. Könnte das nicht auch hier passiert sein? Sie könnten sich eine Mahlzeit geteilt haben …«

»Die amerikanischen Bestände sind sauber. Wir haben keinen Rinderwahnsinn.«

»Wie sicher wissen wir das?« Sie war inzwischen neugierig geworden und verfolgte diesen neuen Gedanken mit Eifer. Sie dachte an den Abend damals in der Notaufnahme, als man Harry hereingebracht hatte. Erinnerte sich an die Metallschale, die mit einem Knall auf den Boden gefallen war, und an das Geräusch beim Scheuern von Harrys Bein gegen die Rollbahre.

»Es waren zwei Männer aus demselben Wohnkomplex.

Sie hatten die gleichen Symptome.«

»Verwirrtheit ist nicht spezifisch genug.«

»Harry Slotkin hatte etwas, was ich für fokal bedingte Anfälle *gehalten* habe. Jetzt sehe ich, daß es ein durch externe Stimulation ausgelöster Myoklonus gewesen sein könnte.«

»Für eine Autopsie brauche ich eine Leiche. Ohne Gehirngewebe von Harry Slotkin kann ich keine Diagnose stellen.«

»Und wie sicher sind Sie bei der Diagnose von Angus Parmenter?«

»Ich habe die Schnitte zur Bestätigung an einen Neuropathologen weitergegeben. Er wird sie sich unter dem Elektronenmikroskop ansehen. Mit dem Resultat können wir in ein paar Tagen rechnen.« Ruhig fügte er hinzu: »Ich hoffe bloß, daß ich falsch liege.«

Sie studierte seinen Gesichtsausdruck und sah darin mehr als bloße Erschöpfung. Es war Angst.

»Ich habe mich geschnitten«, sagte er. »Während der Sektion. Als ich gerade sein Gehirn herausholte.« Er schüttelte den Kopf und gab ein befremdliches Lachen voller Ironie von sich.

»Ich habe tausend Schädel geöffnet. Habe an Leichen gearbeitet, die HIV-infiziert waren, Hepatitis hatten, sogar Tollwut.

Und nie habe ich mich dabei geschnitten. Dann bekomme ich diesen Angus Parmenter auf den Tisch, und alles sieht ganz nach einer natürlichen Todesursache aus. Krankenhausaufenthalt von einer Woche, keine Anzeichen einer Infektion. Und was mache ich? Schneide mir in den Finger. Während ich mich an diesem verdammten *Gehirn* zu schaffen mache.«

»Die Diagnose ist noch nicht bestätigt. Es könnte ein Artefakt sein. Vielleicht waren die Schnitte auch nicht ordentlich präpariert.«

»Darauf kann ich nur hoffen.« Er starrte auf das Mikroskop, als wäre es sein Todfeind. »Ich hielt gerade das Gehirn mit meinen Händen umfaßt. Einen schlechteren Moment, mich zu schneiden, konnte ich mir gar nicht wählen.«

»Es bedeutet nicht, daß Sie sich dabei infiziert haben. Die Gefahr, daß Sie jetzt tatsächlich auch erkranken, ist extrem gering.«

»Aber sie existiert. Die Gefahr ist noch vorhanden.« Er sah sie an, und sie konnte nicht widersprechen. Auch fand sie keine beruhigenden Worte, die ohnehin falsch gewesen wären.

Schweigen war jetzt das Ehrlichste.

Er schaltete die Mikroskopbeleuchtung aus. »Creutzfeldt-Jakob hat eine lange Inkubationszeit. Es wird ein Jahr dauern, bis ich es weiß. Vielleicht sogar fünf Jahre. Ich werde dasitzen, mich beobachten, auf die ersten Anzeichen warten. Wenigstens ist es ein relativ schmerzloser Tod. Es fängt an mit einer Demenz. Sehstörungen, vielleicht Halluzinationen. Dann schreitet man fort bis ins Delirium, und am Ende fällt man in ein Koma …« Er zuckte müde mit den Schultern. »Ich glaube, es ist besser, als an Krebs zu sterben.«

»Es tut mir leid«, murmelte sie. »Und ich bin daran schuld …«

»Wieso?«

»Ich habe auf einer Autopsie bestanden. Damit habe ich Sie in diese gefährliche Lage gebracht.«

»Dafür bin ich selbst verantwortlich. Wir beide,

Dr. Harper, haben unsere Verantwortung. Die bringt unser Job so mit sich.

Sie arbeiten in der Notaufnahme, jemand kommt herein und hustet Sie an, und Sie bekommen Tb. Oder Sie stechen sich mit einer Nadel und fangen sich eine Hepatitis ein oder Aids.« Er nahm den Objektträger und legte ihn auf das Tablett. Dann zog er den Plastikschutz über das Mikroskop. »In jedem Job lauern Gefahren. Es kann schon gefährlich werden, wenn man morgens nur aufsteht. Zur Arbeit fährt, zum Briefkasten geht. In ein Flugzeug steigt.« Er sah sie an. »Daß wir sterblich sind, ist ja alles andere als überraschend. Die Überraschung liegt darin, wie und wann wir sterben.«

»Im derzeitigen Stadium könnte es die Möglichkeit geben, die Infektion noch zu stoppen. Vielleicht mit einer Gabe Immunoglobulin …«

»Das bringt nichts. Ich habe es schon nachgeschlagen.«

»Haben Sie mit Ihrem Arzt darüber gesprochen?«

»Bisher habe ich es noch niemandem gegenüber erwähnt.«

»Nicht einmal gegenüber Ihrer Familie?«

»Es gibt nur meinen Sohn Patrick, und der ist erst vierzehn. In dem Alter hat er genug andere Dinge, über die er sich Sorgen macht.«

Sie dachte an das Foto auf dem Schreibtisch, die strähnigen Haare, die Riesenforelle. Dvorak hatte recht: Ein vierzehnjähriger Junge war zu jung, um mit der Sterblichkeit seiner Eltern konfrontiert zu werden.

»Was haben Sie also vor?« fragte sie.

»Mich vergewissern, daß meine Lebensversicherungsprämie auch bezahlt ist. Und das Beste hoffen.« Er stand auf und ging zum Lichtschalter.

»Mehr kann ich nicht tun.«

Robbie Brace kam im Red-Sox-T-Shirt und schäbiger Trainingshose an die Tür. »Dr. Harper«, sagte er. »Das ging aber schnell.«

»Danke, daß Sie sich mit mir treffen.«

»Na, Sie überfallen uns ja nicht gerade in unser heiligsten Stunde. Der im Bett nämlich, wissen Sie? Statt dessen ist noch großes Feilschen und Jammern angesagt.«

Toby trat ins Haus. Weiter oben heulte ein Kind. Nicht im weinerlichen Ton, sondern wütend, begleitet von stampfenden Füßen und dem Scheppern von etwas, das auf den Boden geschleudert wurde.

»Drei Jahre alt sind wir jetzt und lernen gerade, was Durchsetzungsvermögen ist«, erklärte Brace. »Ist das nicht schön – Kinder zu haben?« Er ließ die Haustür angelehnt und bat sie ins Wohnzimmer. Wieder war sie von seiner Größe beeindruckt und von seinen Armen, die so muskelbepackt waren, daß er sie nicht einmal gerade herunterhängen lassen konnte. Sie nahm auf einer Couch, er in einem durchgesessenen Lehnstuhl Platz.

Oben ging das Geschrei weiter, wurde heiserer, hin und wieder von lautem Schluchzen unterbrochen. Dazwischen hörte man eine weibliche Stimme, ruhig, aber bestimmt.

»Ein Kampf der Titanen«, sagte Brace mit einem Blick nach oben. »Meine Frau hält so etwas viel besser durch als ich. Ich rolle mich immer einfach zur Seite und stelle mich tot.« Er sah Toby an, und das Lächeln verschwand von seinem Gesicht.

»Also, was ist nun mit Angus Parmenter?«

»Ich komme gerade aus der Rechtsmedizin. Sie haben eine vorläufige Diagnose: Creutzfeldt-Jakob.«

Brace schüttelte verwundert den Kopf. »Sind Sie sicher?«

»Die Bestätigung durch einen Neuropathologen steht noch aus. Aber die Symptome weisen sehr in diese Richtung. Nicht nur bei Parmenter. Auch bei Harry Slotkin.«

»Zwei Fälle von Creutzfeldt-Jakob? Das ist, wie wenn zweimal der Blitz an derselben Stelle eingeschlagen wäre. Wie läßt sich das untermauern?«

»Okay, bei Harry können wir das nicht, weil es keine Leiche gibt. Aber was ist, wenn zwei Bewohner von Brant Hill tatsächlich Creutzfeldt-Jakob hatten? Da fragt man sich doch, ob es dort einen generellen Infektionsherd gibt.« Sie beugte sich vor. »Sie sagten, Harrys Patientenunterlagen wiesen ihn als völlig gesund aus.«

»Das stimmt.«

»Ist er in den letzten fünf Jahren einmal an irgend etwas operiert worden? Zum Beispiel eine Hornhaut-transplantation?«

»Ich kann mich an nichts dergleichen in seiner Akte erinnern. Aber ich kann mir schon vorstellen, daß man sich so die Creutzfeldt-Jakobsche Krankheit einfangen könnte.«

»Es gibt entsprechende Berichte.« Sie dachte nach. »Sie kann auch noch anders übertragen werden. Etwa durch die Injektion von menschlichen Wachstumshormonen.«

»Tatsächlich?«

»Sie sagten, Brant Hill betreibt Studien über die Verabreichung von Hormonen an ältere Menschen. Und Sie sagten weiter, Ihre Patienten hätten eine Zunahme der Muskulatur aufgewiesen.

Ist es möglich, daß man bei ihnen verunreinigte

Wachstumshormone gespritzt hat?«

»Wachstumshormone werden heutzutage nicht mehr aus toter Hirnmasse gewonnen. Sie werden künstlich hergestellt.«

»Könnte es sein, daß Brant Hill noch alte Vorräte benutzt? Wachstumshormone, die mit Creutzfeldt-Jakob infiziert sind?«

»Die alten Bestände sind schon lange vom Markt. Und Wallenberg macht diese Versuche schon seit Jahren, seit er am Rosslyn Institute war. Ich habe nie von Creutzfeldt-Jakob bei einem seiner Patienten gehört.«

»Das Rosslyn Institute kenne ich nicht. Worum handelt es sich dabei?«

»Es ist ein geriatrisches Forschungszentrum in Connecticut.

Wallenberg hat dort gearbeitet, bevor er nach Brant Hill kam.

Verschaffen Sie sich mal einen Überblick über die Literatur zur Geriatrie – da kommt einiges an Studien aus dem Rosslyn Institute zusammen. Und ein halbes Dutzend davon trägt den Namen von Wallenberg als Autor. Er ist so etwas wie der Hormon-Guru für die ältere Generation.«

»Das habe ich nicht gewußt.«

»Um das zu wissen, muß man in die Geriatrie eingelesen sein.«

Er stand auf, ging nach nebenan und kam mit einer Handvoll Papiere zurück, die er vor Toby auf den Kaffeetisch legte.

Obenauf lag ein fotokopierter Artikel aus dem *Journal of the American Geriatrics Society* von 1992. Als Verfasser waren drei Namen genannt, an erster Stelle Wallenberg. Der Titel lautete:

»Jenseits des Hayflick-Limits: Ausdehnung der Langlebigkeit auf der Zellularebene.«

»Das ist ein Beitrag zur Grundlagenforschung«, sagte Brace.

»Man setzt bei der maximalen Lebensdauer einer Zelle – dem sogenannten Hayflick-Limit – an und versucht, sie durch hormonelle Beeinflussung zu verlängern. Wenn man davon ausgeht, daß Altern und Tod ein zellulärer Prozeß sind, ist die Zielrichtung klar: Verlängerung des zellulären Lebens.«

»Aber ein gewisses Ausmaß von Zellsterben ist notwendig für den Erhalt der Gesundheit.«

»Sicher. Wir stoßen fortwährend tote Zellen ab, über die mukösen Membrane und die Haut. Aber die regenerieren wir wieder.

Was wir nicht regenerieren, sind die Zellen im Knochenmark, im Gehirn und anderen vitalen Organen. Die werden alt und sterben ab. Und am Ende sterben wir selbst.«

»Und mit diesen hormonellen Eingriffen?«

»Darum geht es in der Studie. Welche Hormone – oder welche Kombinationen – verlängern die Lebensspanne? Darüber forscht Wallenberg seit 1990. Und er hat einige vielversprechende Resultate vorzuweisen.«

Sie sah zu ihm auf. »Zum Beispiel diesen Mann in dem Pflegezentrum – den, der so gut in Form war?«

Brace nickte. »Er hat wahrscheinlich die Muskulatur und die Kraft eines viel jüngeren Mannes. Leider hat der Alzheimer sein Gehirn zerstört. Dagegen helfen keine Hormone.«

»Über welche Hormone reden wir? Sie erwähnten eine Kombination.«

»Die anerkannten Forschungsergebnisse weisen auf die Chancen, die im Wachstumshormon stecken. Dehydroepiandrosteron, Melatonin und Testosteron. Ich glaube, Wallenbergs derzeit laufenden Versuche arbeiten mit verschiedenen Zusammensetzungen und Dosierungen dieser Hormongaben, vielleicht ergänzt durch ein paar andere.«

»Sicheres wissen Sie nicht?«

»Ich bin an den Versuchen nicht beteiligt. Ich kümmere mich nur um die Pflegefälle. Hören Sie, das alles ist im Moment nicht mehr als ein Stochern im Nebel. Niemand weiß, was wirklich anschlägt. Das einzige, was wir wissen, ist die Tatsache, daß unsere Hypophyse aufhört, gewisse Hormone zu produzieren, wenn wir älter werden. Vielleicht gibt es das Hormon als Quelle der ewigen Jugend, und wir haben es nur noch nicht gefunden.«

»Also spritzt Wallenberg Ersatzhormone.« Sie lachte. »Im wahrsten Sinne des Wortes als Schüsse im Dunkeln.«

»Vielleicht kommt ja etwas dabei heraus. Soviel ich sehe, schwirren auf dem Golfplatz von Brant Hill ein paar ganz flotte Achtzigjährige herum.«

»Lauter wohlhabende, trainingswütige und sorglos dahinlebende.«

»Na ja, wer weiß … Es mag ja sein, daß die beste Vorsorge für ein langes Leben ein gesundes Bankkonto ist.«

Toby blätterte den Artikel durch und legte ihn auf den Kaffeetisch zurück. Noch einmal machte sie sich das Erscheinungsdatum bewußt. »Seit neunzehnhundertneunzig spritzt er diese Hormone und hat noch keinen einzigen Fall von Creutzfeldt-Jakob registriert?«

»Die Versuchsreihe am Rosslyn ist über vier Jahre

gelaufen. Dann ist er nach Brant Hill gekommen und hat seine Studien hier wieder aufgenommen.«

»Warum hat er Rosslyn verlassen?«

Brace lachte. »Warum wohl?«

»Geld.«

»Hey, aus dem Grund bin auch ich nach Brant Hill gegangen. Ordentlicher Gehaltsscheck, kein Ärger mit den Versicherungen. Und Patienten, die wirklich auf meinen Rat hören.« Er sah sie an. »In Wallenbergs Fall sagt man, es waren noch andere Dinge im Spiel. Bei der letzten Geriatrie-Konferenz, die ich besuchte, machten einige Gerüchte die Runde. Über Wallenberg und ein weibliches Mitglied des Mitarbeiterstabs am Rosslyn.«

»Ja, wenn es nicht ums Geld geht, dann ist es der Sex.«

»Was denn sonst?«

Sie dachte an Carl Wallenberg im Smoking, diesen jungen Löwen mit seinen bernsteinfarbenen Augen, und konnte sich schon vorstellen, daß er auch ein Objekt weiblicher Begierde war. »Er hatte also eine Affäre mit einer Mitarbeiterin«, sagte sie. »Das ist ja nichts besonders Aufregendes.«

»Ist es schon, wenn gleich drei Personen in die Geschichte verwickelt sind.«

»Wallenberg, die Frau, und wer noch?«

»Ein anderer Arzt am Rosslyn, ein Mann. Soviel ich mitbekommen habe, war diese Dreiecksgeschichte für alle eine ziemlich zermürbende Angelegenheit, und alle drei haben dann auch gekündigt. Wallenberg ging nach Brant Hill und forschte hier weiter. Jedenfalls sind es jetzt volle sechs Jahre, daß er seine Hormone verabreicht, und zwar ohne katastrophale Nebenwirkungen.«

»Und ohne einen Fall von Creutzfeldt-Jakob.«

»Nirgends wird einer erwähnt. Nächste Frage, Dr. Harper.«

»Okay, wie könnten sich die beiden Männer sonst noch infiziert haben? Durch einen chirurgischen Eingriff, beispielsweise. Ein kleinerer genügt schon, etwa eine Hornhautverpflanzung. Die Operation könnten Sie bei der Durchsicht Ihrer Krankengeschichten übersehen haben.«

Brace seufzte hörbar. »Wieso hängen Sie sich eigentlich so in die Sache hinein? Mir sterben meine Patienten ständig weg, ohne daß mich das derart mitnehmen könnte.«

Jetzt seufzte auch sie und ließ sich in das Sofa zurückfallen.

»Ich weiß, es ändert im Grunde nichts. Ich weiß, daß Harry Slotkin vermutlich tot ist. Aber wenn er tatsächlich Creutzfeldt-Jakob hatte, als ich ihn untersuchte, dann lag er zu dem Zeitpunkt bereits so gut wie im Sterben. Und nichts von dem, was ich unternommen habe, hätte ihn retten können.« Sie sah Brace an. »Vielleicht bin ich dann gar nicht so verantwortlich für seinen Tod.«

»Es ist also das Schuldbewußtsein, nicht?«

Sie nickte. »Und ein gutes Stück Selbsterhaltungstrieb. Der von Harrys Sohn beauftragte Anwalt betreibt bereits meine Entlassung aus dem Stab der Notaufnahme. Ich glaube nicht, daß ich überhaupt eine Einschaltung der Gerichte verhindern kann. Doch wenn ich beweisen könnte, daß Harry schon an einer tödlichen Krankheit litt, als man ihn einlieferte …«

»Dann würde das Gericht den Fall als nicht so schwerwiegend ansehen.«

Sie nickte. Und schämte sich zugleich. *Ihr Dad lag bereits im Sterben, Mr. Slotkin. Was wollen Sie also?*

»Wir wissen nicht, ob Harry tot ist«, sagte Brace.

»Er ist jetzt seit einem Monat vermißt. Was könnte denn sonst mit ihm sein? Die Frage ist doch nur noch, ob und wann man seine Leiche findet.«

Das Geschrei oben im ersten Stock war verstummt. Die Schlacht hatte einen Sieger. Die Stille unterstrich aber den unangenehmen Aspekt, den ihre Unterhaltung genommen hatte.

Die Treppe knarrte, und eine Frau trat ins Zimmer. Das zartweiße Gesicht unter dem roten Haarschopf wirkte im Licht des Wohnzimmers wie durchsichtig.

»Meine Frau Greta«, sagte Brace. »Und das ist Dr. Toby Harper. Toby ist nur schnell wegen einiger dienstlicher Fragen vorbeigekommen.«

»Dieses ganze Geschrei tut mir leid«, sagte Greta. »Unser tägliches Brot. Sag mir doch noch einmal, Robbie: Warum *haben* wir eigentlich Kinder?«

»Um unsere tollen Erbanlagen weiterzugeben. Das Dumme ist nur, Liebes, sie haben *dein* Temperament geerbt.«

Greta setzte sich zu ihrem Mann auf die Armlehne. »Zielstrebigkeit ist das. Nicht Temperament.«

»Ja, gut, wie immer du es auch nennen magst. Jedenfalls tut es in den Ohren weh.« Er tätschelte seiner Frau das Knie. »Toby ist Ärztin in der Notaufnahme in Springer Hospital. Sie war es, die mir mein Gesicht zusammengenäht hat.«

»Ach.« Greta nickte beifällig. »Das haben Sie sehr gut hingekriegt. Man wird die Narbe kaum sehen.« Plötzlich blickte sie mit einem Stirnrunzeln auf den Kaffeetisch. »Robbie, ich hoffe, du hast unserem Gast etwas zu trinken angeboten. Soll ich einen Tee aufsetzen?«

»Nein, Liebes, ist schon gut«, sagte Robbie. »Hier sind wir so gut wie fertig.«

Das ist wohl der Hinweis, daß ich gehen soll, dachte Toby und stand zögernd auf.

Auch Robbie stand auf. Er gab seiner Frau einen schnellen Kuß und sagte: »Ich brauche nicht lange. Ich fahre nur schnell hinüber.« Dann wandte er sich zu Toby um, die ihn überrascht ansah. »Sie möchten doch diese Krankengeschichten sehen, nicht?« fragte er.

»Ja, natürlich.«

»Dann sehen wir uns drüben in Brant Hill.«

11

»Ich wußte, daß Sie mich damit nicht in Ruhe lassen würden«, sagte Robbie, als er ihr die Tür zur Brant Hill Clinic aufschloß.

»*Prüfen Sie dies nach, prüfen Sie das.* Meine Güte, mir wurde klar, daß ich Sie die verdammten Unterlagen besser selbst durchsehen lassen sollte, damit Sie nicht glauben, ich enthalte Ihnen etwas vor.« Sie gingen hinein, und die Tür fiel hinter ihnen zu.

Das Echo schallte durch den leeren Eingangsbereich. Er ging nach rechts und schloß eine Tür mit dem Schild *Registratur* auf.

Toby schaltete das Licht ein und stand überrascht vor sechs Reihen von Aktenschränken. »Alphabetisch?« fragte sie.

»Ja. Buchstabe A ist hier, da drüben ist Z. Ich suche Slotkins Krankengeschichte heraus, Sie Parmenters.«

Toby ging zu den P's. »Ich kann gar nicht fassen, wie viele Unterlagen Sie haben. Hat Brant Hill denn so viele Patienten?«

»Nein, das hier ist das Zentralregister für alle Orcurt-Health's-Pflegeeinrichtungen.«

»Heißt so der Konzern?«

»Ja, und wir sind sein Flaggschiff.«

»Wieviel Einrichtungen betreibt er denn?«

»Ein Dutzend, glaube ich. Wir hängen alle verwaltungsmäßig zusammen und überweisen uns die Patienten gegenseitig.«

Toby stand vor dem Schrank für den Buchstaben P und

ging die Akten durch. »Ich finde Parmenter nicht«, sagte sie.

»Also, Slotkins habe ich hier.«

»Na gut, und wo ist Parmenter?«

Brace kam in ihren Gang. »Ach, das habe ich vergessen. Er ist ja verstorben, und darum hat man die Akte wahrscheinlich bei den ›inaktiven‹ Mitgliedern eingeordnet.« Er ging zu einer Reihe Schränke am Ende des Raums. Einen Augenblick später schob er die Lade wieder zu. »Muß aussortiert worden sein. Ich finde sie nicht. Wie wäre es, wenn Sie sich erst einmal Harrys Unterlagen ansehen? Sehen Sie sie durch, bis Sie zufrieden sind und wissen, daß ich nichts übersehen habe.«

Sie setzte sich an einen leeren Schreibtisch und klappte Harry Slotkins Akte auf. Sie war nicht chronologisch geführt, sondern nach Fällen geordnet. Auf dem ersten Blatt waren die aktuellen zusammengestellt. Dort stand nichts Ungewöhnliches.

Gutartige Erweiterung der Prostata. Chronische Rückenschmerzen. Leichte Hörschwäche als Folge einer Otosklerose, lauter Dinge, die das Alter so mit sich brachte.

Sie nahm sich die frühere Krankengeschichte vor. Auch hier nur das Übliche:

Blinddarmentfernung mit fünfunddreißig.

Transurethrale Resektion der Prostata mit achtundsechzig.

Staroperation mit siebzig. Harry Slotkin war im großen und ganzen ein gesunder Mann gewesen.

Sie ging zu den Protokollen seiner Klinikbesuche über und zu den Anmerkungen der behandelnden Ärzte. Meistens waren es Routineuntersuchungen, abgezeichnet von Dr. Wallenberg, hin und wieder von einem

hinzugezogenen Facharzt, Dr. Bartell, einem Urologen. Toby blätterte weiter zurück und blieb an einer zwei Jahre alten Eintragung hängen. Der Name des Arztes war kaum zu entziffern.

»Wer hat das hier geschrieben?« fragte sie. »Die Unterschrift beginnt mit einem Y oder so.«

Brace blinzelte. Die Handschrift war tatsächlich unleserlich.

»Ich komme nicht drauf.«

»Der Name kommt Ihnen nicht bekannt vor?«

Er schüttelte den Kopf. »Manchmal werden Spezialisten von außerhalb hinzugezogen. Worum geht es denn da?«

»Ich glaube, es heißt ›verkrümmte Nasenscheidewand‹. Muß ein HNO-Arzt gewesen sein.«

»Es gibt hier in Newton einen HNO-Facharzt namens Greeley. Die Unterschrift dürfte also wohl mit einem G beginnen statt einem Y.«

Sie kannte den Namen. Greeley wurde auch hin und wieder ins Springer gerufen.

Als nächstes waren die Laborberichte an der Reihe. Ein Computerausdruck zeigte Harrys neuestes Blutbild sowie die übrigen Laborwerte. Alle bewegten sich im normalen Rahmen.

»Ziemlich gute Hämoglobinwerte für einen Kerl in seinem Alter«, stellte sie fest. »Um fünfzehn besser als meine eigenen.«

Sie blätterte weiter und runzelte die Stirn bei einem Briefkopf: *Newton Diagnostics.* »Mein Lieber, ihr haltet auch nichts von Kostenbegrenzung, was? Sehen Sie sich all diese Laborwerte an. Radio-Immunoassay des Schilddrüsen-, des Wachstumshormons, des Prolaktins, des Melatonins, des adrenocorticotropen Hormons. So

geht das die ganze Liste herunter.« Sie blätterte um. »Und weiter. Die Auswertung wurde vor einem Jahr gemacht und noch einmal vor drei Monaten. Ein Labor in Newton scheffelt damit ganz schön Geld.«

»Die Auswertungen ordnet Dr. Wallenberg bei all seinen Patienten an, die er mit Hormoninjektionen behandelt.«

»Aber die Versuche mit den Hormongaben sind hier sonst nirgends erwähnt.«

Brace blieb einen Augenblick stumm. »Merkwürdig, nicht? All diese Tests anzuordnen, ohne daß Harry überhaupt an der Versuchsreihe teilgenommen hat.«

»Vielleicht stopft Brant Hill den Newton Diagnostics systematisch die Taschen. Die endokrinologischen Untersuchungen bei diesem einen Patienten belaufen sich auf ein paar tausend Dollar Honorar.«

»Hat Dr. Wallenberg sie bestellt?«

»Das geht aus dem Laborbericht nicht hervor.«

»Schauen Sie sich mal die Auftragsblätter an, und vergleichen Sie die Daten.«

Sie schlug den Abschnitt »Ärztliche Aufträge« auf. Die einzelnen Belege waren handgeschriebene Durchschriften, jede datiert und signiert.

»Okay, die erste endokrinologische Untersuchungsreihe hat Wallenberg angeordnet. Die zweite ist von dem Kerl mit der Klaue unterschrieben. Dr. Greeley – wenn er es denn ist.«

»Wieso sollte ein HNO-Spezialist eine endokrinologische Untersuchung anordnen?«

Sie überflog die restlichen Aufträge. »Hier taucht die Unterschrift noch einmal auf: Das war vor fast zwei Jahren. Da hat er eine präoperative Valiumgabe verordnet und ihn per Ambulanz ins ›Howarth Surgical Associates‹

in Wellesley überführen lassen.«

»Präoperativ? Wozu?«

»Ich könnte mir denken, wegen der schiefen Nasenscheidewand. Das lese ich jedenfalls daraus.« Sie seufzte und schloß die Akte. »Hat nicht viel gebracht, oder?«

»Dann können wir also wieder von hier verschwinden? Greta wird inzwischen schon sauer auf mich sein.«

Reuevoll gab sie ihm die Akte zurück. »Tut mir leid, daß ich Sie am Abend hier herausgeschleppt habe.«

»Schon gut. Ich kann gar nicht glauben, daß ich damit einverstanden war. Aber in Parmenters Akte müssen Sie doch auch noch hineinschauen, oder?«

»Wenn Sie sie doch nur für mich fänden.«

Er steckte Harry Slotkins Akte in die Lade zurück und schob sie mit einem Knall zu. »Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, Harper, ganz oben auf meiner Prioritätenliste steht das nicht.«

Im Wohnzimmer brannte Licht. Als Toby in die Einfahrt bog und neben Jane Nolans Saab anhielt, sah sie das warme Licht durch die Vorhänge scheinen und dahinter die Silhouette einer Frau am Fenster. Die wachsame Gestalt nach draußen in die Dunkelheit spähen zu sehen war ein beruhigender Anblick. Sah sie doch so, daß jemand daheim war und nach dem Rechten schaute.

Toby schloß die Haustür auf und trat ins Wohnzimmer. »Da bin ich wieder.«

Jane Noland hatte sich vom Fenster abgewandt und sammelte ihre Zeitschriften ein. Auf dem Sofa lag aufgeschlagen eine Ausgabe des *National Enquirer* mit der Artikelüberschrift »Schockierende Anzeichen psychischer Leiden«. Schnell hob Jane das Heft vom Sitz

hoch und lächelte Toby verlegen an.

»Meine intellektuelle Anregung für heute abend. Ich weiß, ich sollte mir eine ernsthaftere Lektüre suchen. Aber, ehrlich gesagt …« Sie hielt ihr das Magazin hin. »Ich kann einfach nicht widerstehen, wenn Daniel Day-Lewis auf dem Titelblatt ist.«

»Mir geht es genauso«, gestand Toby. Beide lachten über ihr Eingeständnis, daß manche Fragen wohl alle Frauen reizen.

»Wie war der Abend?« wollte Toby wissen.

»Alles bestens.« Jane beugte sich über das Sofa und strich die Kissen glatt. »Um sieben haben wir zu Abend gegessen. Sie hat alles weggeputzt. Dann habe ich ihr ein Schaumbad eingelassen. Aber das hätte ich besser nicht tun sollen«, fügte sie reuig hinzu.

»Wieso? Was ist passiert?«

»Sie fühlte sich so wohl, daß sie gar nicht mehr herauswollte. Ich mußte erst einmal das Wasser aus der Wanne ablassen.«

»Ich glaube, ich habe meiner Mutter noch nie ein Schaumbad gemacht.«

»Ach, es ist wirklich lustig, ihr dabei zuzuschauen. Sie türmt sich den Schaum auf den Kopf, bläst ihn überall hin. Sie hätten sich den Fußboden ansehen müssen. Es war, wie wenn man einem Kind beim Spielen zuschaut. Und in gewisser Weise ist sie das ja auch.«

Toby seufzte. »Und dieses Kind wird noch jeden Tag jünger.«

»Dabei ist sie ein so *nettes* Kind. Ich habe schon mit so vielen Alzheimer-Patienten zu tun gehabt, die überhaupt nicht nett waren. Die einfach je älter desto gemeiner wurden. Daß das mit Ihrer Mutter so gehen wird, glaube

ich nicht.«

»Nein, bestimmt nicht.« Toby lächelte. »Das war sie nie.«

Jane suchte die übrigen Zeitschriften zusammen, und das Daniel-Day-Lewis-Heft verschwand in ihrem Rucksack. Auch eine Ausgabe von *Modern Bride* war dabei. Das Magazin für die Träumer, dachte Toby. Nach ihren Bewerbungsunterlagen war Jane ein Single. Mit ihren fünfunddreißig Jahren kam Jane ihr wie so viele andere Frauen, die Toby kannte, ungebunden, aber voller Hoffnung auf die Zukunft vor. Frauen, denen der Gedanke an strahlende, dunkelhaarige Leinwand-Idole so lange genügte, bis ein Mann aus Fleisch und Blut in ihr Leben trat.

Wenn denn einer kommen sollte. Sie gingen zur Haustür.

»Sie meinen also, alles hat geklappt?« sagte Toby.

»O ja, Ellen und ich kommen einfach gut miteinander aus.«

Jane öffnete die Tür und blieb stehen. »Fast hätte ich es vergessen. Ihre Schwester hat angerufen. Und jemand von der Rechtsmedizin auch. Er sagte, er meldet sich wieder.«

»Dr. Dvorak? Hat er gesagt, worum es ging?«

»Nein. Ich habe ihm gesagt, Sie kämen später heim.« Sie lächelte und winkte. »Gute Nacht.«

Toby schloß die Tür, schob den Riegel vor und ging ins Schlafzimmer, um ihre Schwester anzurufen.

»Ich dachte, du hättest heute abend frei«, sagte Vickie.

»Das stimmt.«

»Ich war überrascht, als Jane sich meldete.«

»Ich hatte sie gebeten, für ein paar Stunden auf Mom aufzupassen. Weißt du, ich genieße es wirklich, einmal in sechs Monaten eine freie Nacht außer der Reihe zu haben.«

Vickie seufzte. »Jetzt bist du schon wieder sauer. Oder?«

»Nein, das bin ich nicht.«

»Bist du doch, Toby. Ich *weiß*, daß Mom dich einengt. Ich weiß, daß du das nicht fair findest. Aber was soll ich denn tun? Ich habe meine Kinder, und die machen mich völlig fertig. Ich habe einen Job, und der ganze Haushalt bleibt auch noch an mir hängen. Ich habe das Gefühl, ich kriege kaum Luft.«

»Vickie, ist das jetzt eine Art Wettbewerb zwischen uns beiden? Wer hat am meisten zu leiden?«

»Du hast ja keine Vorstellung, was es bedeutet, Kinder zu haben.«

»Nein, ich glaube, das habe ich nicht.«

Langes Schweigen. *Ich habe keine Vorstellung,* dachte Toby, *weil ich ja nie eine Chance hatte.* Aber daran konnte sie nun nicht Vickie die Schuld geben. Der eigene Ehrgeiz und die Fixierung auf ihre Karriere waren es gewesen. Vier Jahre Medizinstudium, drei Jahre Ausbildung in der Klinik. Für Liebesbeziehungen war da keine Zeit gewesen. Und dann waren Ellens Gedächtnisleistungen dramatisch zurückgegangen, und Toby hatte Schritt für Schritt die Verantwortung für ihre Mutter übernommen. Geplant war das nicht gewesen. Freiwillig hatte sie sich nicht darauf eingelassen. Es war einfach so gekommen.

Sie hatte kein Recht, zornig auf ihre Schwester zu sein.

»Hör mal, könnt ihr am Sonntag zum Abendessen kommen?« fragte Vickie.

»Ich arbeite den Abend.«

»Deine Schichtdienste kriege ich nie auf die Reihe. Geht es immer noch nach dem Schema vier Nächte Dienst, drei Nächte frei?«

»Meistens. Nächste Woche habe ich am Montag und Dienstag frei.«

»Ach, Gott. Beide Abende passen wieder bei uns nicht. Montag ist Elternabend in der Schule. Dienstag hat Hannah ihren Auftritt am Klavier.«

Toby schwieg und wartete einfach ab, bis Vickie mit ihrer üblichen Litanei, wie voll ihr Kalender sei und wie schwer es falle, die Zeitpläne von vier Familienmitgliedern unter einen Hut zu bringen, zu Ende war. Hannah und Gabe seien, wie heutzutage alle Kinder, so beschäftigt und stopften alle raren Stunden ihrer Kindheit mit Musikunterricht, Turnen, Schwimmen und Computerkursen voll. Es sei ein einziges Hierhin- und Dorthinfahren, und am Ende des Tages wisse Vickie ganz einfach nicht mehr, wo ihr der Kopf stehe.

»Ist schon gut«, unterbrach Toby sie schließlich. »Und wie wäre es mit einem anderen Tag?«

»Ich wollte aber *wirklich*, daß ihr zu uns herüberkommt.«

»Ja, ich weiß. Am zweiten Wochenende im November bin ich frei.«

»Oh, das schreibe ich mir gleich auf. Zuerst muß ich aber mal klären, ob es auch den anderen paßt. Ich rufe dich nächste Woche wieder an, okay?«

»Schön. Gute Nacht, Vickie.« Toby legte auf und fuhr sich müde mit der Hand durch die Haare. Wir haben ständig und viel zuviel zu tun. Wir finden nicht einmal die Zeit, unsere Beziehungen zu pflegen. Toby ging durch den Flur zum Zimmer ihrer Mutter und spähte hinein.

Im schwachen Licht der Nachttischlampe sah sie, daß Ellen schlief. Wie ein Kind lag sie in ihrem Bett, den Mund leicht geöffnet, das Gesicht glatt und sorgenfrei. Es gab Momente wie diesen, da konnte Toby sich Ellen als

Kind mit kindlichem Gesicht und kindlichen Ängsten vorstellen. Was war aus diesem Kind geworden? Hatte es sich zurückgezogen, als es von all den abstumpfenden Erfahrungen des Erwachsenseins überrollt wurde? Tauchte sie jetzt einfach wieder auf, am Ende ihres Lebens, während diese Erfahrungen wieder von ihr abfielen? Sie berührte die Stirn ihrer Mutter, strich die grauen Haarsträhnen zur Seite. Ellen bewegte sich, machte die Augen auf und sah Toby ein wenig verwirrt an.

»Ich bin's nur, Mom«, sagte Toby. »Schlaf weiter.«

»Ist der Herd ausgeschaltet?«

»Ja, Mom. Und die Türen sind verschlossen. Gute Nacht.« Sie gab Ellen einen Kuß und verließ das Zimmer.

Zu Bett gehen wollte sie noch nicht. Es hätte keinen Sinn, ihren Zeitrhythmus durcheinanderzubringen – in noch einmal vierundzwanzig Stunden begann wieder ihre Nachtschicht. Also goß sie sich ein Glas Brandy ein und ging damit ins Wohnzimmer. Sie schaltete die Stereoanlage ein und schob eine Mendelssohn-CD in den Player. Die Solo-Violine setzte ein, klar und traurig. Es war Ellens Lieblingskonzert und jetzt auch Tobys.

Auf dem Höhepunkt eines langen Crescendos läutete das Telefon. Sie drehte den Ton leiser und griff nach dem Hörer.

Es war Dvorak. »Tut mir leid, daß ich so spät anrufe«, sagte er.

»Das geht schon in Ordnung. Ich bin erst vor ein paar Minuten nach Hause gekommen.« Sie machte es sich auf dem Sofakissen bequem, das Glas Brandy in der Hand. »Ich hörte, Sie haben es schon früher mal versucht.«

»Ich habe mit Ihrer Haushälterin gesprochen.« Er machte eine Pause. Aus dem Hintergrund hörte sie Opernmusik. Don Giovanni. Da sitzen wir also, dachte sie,

zwei ungebundene Menschen, jeder bei sich daheim und mit der Stereoanlage als Gesellschaft. »Sie wollten die Krankengeschichten dieser Brant-Hill-Patienten checken«, sagte er. »Und ich bin neugierig, ob Sie noch etwas erfahren konnten.«

»Harry Slotkins Unterlagen habe ich mir angesehen. Es hat keine Operationen gegeben, bei denen Creutzfeldt-Jakob hätte übertragen werden können.«

»Und die Hormonspritzen?«

»Nichts dergleichen. Ich glaube nicht, daß er an den Versuchen beteiligt war. Zumindest wird es dort nirgends erwähnt …«

»Was ist mit Parmenter?«

»Seine Unterlagen sind unauffindbar. Da weiß ich also nichts von operativen Eingriffen. Vielleicht können Sie morgen Dr. Wallenberg fragen.«

Er sagte nichts dazu. Sie merkte, daß der Don Giovanni nicht weiterlief und Dvorak schweigend dasaß.

»Ich wünschte, ich könnte Ihnen mehr erzählen«, sagte sie.

»Diese Warterei auf eine ordentliche Diagnose muß für Sie etwas Schlimmes sein.«

»Ich habe schon unterhaltsamere Abende verbracht«, gab er zu. »Und ich habe entdeckt, daß Lebensversicherungspolicen eine sehr langweilige Lektüre sind.«

»O nein. Damit haben Sie doch nicht Ihren Abend gestaltet, oder?«

»Mit Hilfe einer Flasche Wein.«

Mitfühlend murmelte sie: »Nach einem schlimmen Tag empfehle ich immer Brandy. Gerade habe ich ein Glas in der Hand.«

Sie holte Luft und setzte unbekümmert hinzu: »Wissen Sie was? Ich bin die ganze Nacht lang wach. Das bin ich

immer. Kommen Sie doch einfach her und trinken ein Glas mit mir.«

Als er nicht gleich antwortete, schloß sie die Augen und dachte: *Gott, warum habe ich das gesagt? Warum höre ich mich so an, als suchte ich verzweifelt Gesellschaft?*

»Danke, aber heute abend wäre ich kein amüsanter Gesprächspartner«, sagte er. »Ein andermal vielleicht.«

»Ja, ein andermal. Gute Nacht.« Sie legte auf und dachte: *Was habe ich denn erwartet?* Daß er gleich hergefahren kommt und sie die Nacht damit verbringen, einander in die Augen zu schauen?

Sie seufzte und fing noch einmal das Mendelssohn-konzert an.

Während die Violine spielte, nippte sie an ihrem Brandy und zählte die Stunden bis zur Morgendämmerung.

12

James Bigelow war diese Beerdigungen leid. In den letzten Jahren hatte er an so vielen teilnehmen müssen, und neuerdings wurden es immer mehr, wie ein immer schneller werdender Trommelschlag, der den Gang der Zeit begleitete. Daß so viele seiner Freunde sterben würden, war andererseits wieder zu erwarten gewesen: Mit seinen sechsundsiebzig Jahren hatte er die meisten bereits überlebt. Und nun hatte es der Tod auch auf ihn abgesehen. Er konnte spüren, wie er ihm folgte, und konnte sich sehr genau ausmalen, wie sein Körper steif in dem offenen Sarg liegen würde, das Gesicht gepudert, die Haare gekämmt, eingehüllt in seinem grauen, ordentlich gebügelten und zugeknöpften Anzug. Und darum herum genau die gleiche Trauergemeinde, die still an seinem Sarg vorbeizog und ihm die letzte Ehre erwies. Tatsächlich war das im Sarg dort der alte Angus Parmenter und nicht er, Bigelow. Aber das war nur noch eine Frage der Zeit. In einem Monat oder übers Jahr würde er in diesem Bestattungsinstitut in seinem eigenen Sarg liegen. Der Tag kommt für uns alle.

Die Reihe bewegte sich weiter und mit ihr Bigelow. Vor dem Sarg hielt er an und warf einen Blick auf seinen Freund. *Nicht einmal du warst unsterblich, Angus.*

Er ging weiter und durch den Mittelgang zurück, nahm in der vierten Reihe Platz. Von dort aus sah er dieser Prozession bekannter Gesichter aus Brant Hill zu. Da war Angus' Nachbarin, Anna Valentine, die ihn unentwegt mit ihren Anrufen und ihren Kochkünsten verfolgt hatte. Da waren die Golfpartner vom Club, die Mitglieder des Weinfreundezirkels und die Musiker von der Brant-Hill-

Amateurband.

Und wo war Phil Dorr?

Bigelows Blick wanderte durch den Raum und suchte Phil. Er wußte, eigentlich mußte er hiersein. Erst vor drei Tagen hatten sie im Club ein paar gemeinsame Drinks genommen und sich leise über ihre alten Pokerfreunde Angus, Harry und Stan Mackie unterhalten. Alle drei waren jetzt tot, nur Phil und Bigelow waren noch übrig. Ein Pokerspiel nur zu zweit schien den Aufwand nicht wert, hatte Phil gesagt. Er hatte vorgehabt, Angus einen Satz Spielkarten mit in seinem Sarg zu geben, eine Art Mitbringsel für die große himmlische Pokerpartie. Ob die Familie wohl etwas dagegen hätte? hatte er sich gefragt. Ob sie es nicht unpassend finden würde bei all dem feierlichen Glanz von Samt und Seide, in die er gebettet war? Dazu hatten sie traurig gelacht und noch eine Runde Tonic Water bestellt. Ja, zum Teufel, hatte Phil gesagt, er werde es auf alle Fälle tun. Angus würde es jedenfalls gefallen.

Doch jetzt war Phil gar nicht aufgetaucht mit seinem Kartenspiel.

Anna Valentine rutschte in seine Reihe und setzte sich direkt neben ihn. Ihr Gesicht war dick gepudert. Groteskerweise betonte sie damit nur noch jedes kleine Fältchen, die doch ihr Alter eigentlich nicht verraten sollten. Wieder so eine hungrige Witwe. Er war regelrecht umzingelt von ihnen. Normalerweise hätte er vermieden, mit ihr ein Gespräch anzufangen, weil er fürchtete, sie könnte bei ihrer schlichten Denkweise falsche Schlüsse ziehen. Als ob er etwas von ihr wollte! Doch im Moment war sonst niemand in der Nähe, mit dem er hätte reden können.

Er beugte sich zu ihr und murmelte: »Wo ist denn Phil?«

Sie sah ihn an, als sei sie überrascht, daß er sie angesprochen hatte. »Bitte?«

»Phil Dorr. Er müßte eigentlich auch hiersein.«

»Ich glaube, es geht ihm nicht gut.«

»Was hat er denn?«

»Ich weiß nicht. Den Theaterbesuch vorgestern abend hat er auch schon abgesagt. Er meinte, er habe etwas mit den Augen.«

»Davon hat er mir nichts gesagt.«

»Er hat es erst letzte Woche gemerkt und wollte damit zum Arzt gehen.« Sie tat einen tiefen Seufzer und sah nach vorn zum Sarg. »Schrecklich, nicht, wie alles dahingeht? Unsere Augen, unsere Hüftgelenke, unser Gehör. Heute habe ich gemerkt, daß meine Stimme sich verändert hat. Das war mir noch gar nicht aufgefallen. Ich habe mir das Videoband von unserer Fahrt in die Faneull Hall angesehen, und ich konnte gar nicht glauben, wie alt ich mich anhöre. Dabei *fühle* ich mich nicht alt, Jimmy. Im Spiegel erkenne ich mich gar nicht mehr …« Wieder ein Seufzer. Eine Träne rollte ihr die Wange herunter und zog eine Spur durch die trockene Puderschicht. Sie wischte sie weg und hinterließ eine kreidige Schmiere.

Phil hatte etwas mit den Augen.

Bigelow dachte darüber nach, während die Trauernden am Sarg vorbeizogen, dann vor und hinter ihm Platz nahmen und zu murmeln anfingen: *Erinnerst du dich, wie Angus … Kann gar nicht glauben, daß er fort ist … Es heißt, es war so etwas wie ein Schlaganfall … Nein, davon habe ich nichts gehört* … Bigelow stand mit einem Ruck auf.

»Bleiben Sie nicht zur Trauerfeier?« fragte Anna.

»Ich – ich muß mit jemandem reden«, sagte er und quetschte sich an ihr vorbei in den Gang. Er hatte den Eindruck, sie riefe ihm etwas nach, aber er sah nicht zurück und eilte zur Tür hinaus.

Als erstes fuhr er zu dem Cottage, in dem Phil wohnte und das nur wenige Häuser von seinem entfernt lag. Die Tür war verschlossen, und niemand reagierte auf sein Läuten. Bigelow stand auf der Vorderveranda und spähte durch das Türfenster, aber außer dem Vorraum mit dem kleinem Kirschholztisch und dem Schirmständer aus Messing sah er nichts. Auf dem Boden lag ein einzelner Schuh – was ihm seltsam vorkam. Da stimmte etwas nicht. Es paßte auch gar nicht zu Phil.

Er hatte etwas mit den Augen.

Bigelow stieg wieder in seinen Wagen und fuhr die kurvige halbe Meile zur Brant-Hill-Klinik hinauf. Als er vor der Anmeldung stand, waren seine Handflächen feucht, und sein Puls ging schnell.

Die Frau bemerkte ihn gar nicht – sie war zu sehr mit Telefonieren beschäftigt.

Er klopfte ans Fenster. »Ich muß mit Dr. Wallenberg reden.«

»Ich kümmere mich sofort um Sie«, antwortete sie.

Er nahm frustriert zur Kenntnis, daß sie ihm wieder den Rücken zuwandte und etwas in ihr Keyboard tippte, während sie gleichzeitig etwas über Versicherungszuzahlungen und Vollmachtserteilungen in den Hörer sprach.

»Es ist wichtig!« sagte er. »Ich muß wissen, was mit Phil Dorr passiert ist.«

»Sir, ich telefoniere gerade.«

»Auch Phil ist jetzt krank, nicht? Er hat Probleme mit den Augen.«

»Darüber müssen Sie mit seinem Arzt reden.«

»Dann sorgen Sie dafür, daß ich Dr. Wallenberg sprechen kann.«

»Er nimmt gerade seinen Lunch ein.«

»Wann ist er denn wieder zurück? *Wann?*«

»Sie sollten sich wirklich beruhigen, Sir …«

Er streckte den Arm durch das Fenster und drückte den Unterbrecherknopf auf der Wähltastatur. »*Ich muß Dr. Wallenberg sprechen!*«

Sie stieß ihren Stuhl vom Fenster zurück, bis sie außer Reichweite war. Plötzlich kamen zwei weitere Frauen aus dem Aktenraum nebenan. Alle starrten ihn an, diesen verrückten Alten, der sich vor ihnen wichtig machte.

Eine Tür ging auf, und ein Arzt erschien. Ein großer schwarzer Mann, der sich über Bigelow beugte. Auf seinem Namensschild stand: Dr. Brace.

»Worum geht es denn, Sir?«

»Ich muß Wallenberg sprechen.«

»Er ist im Augenblick außer Haus.«

»Dann sagen *Sie* mir, was mit Phil passiert ist.«

»Mit wem?«

»Sie kennen ihn! Phil Dorr! Es heißt, er ist krank – irgendwas stimmt nicht mit seinen Augen. Ist er im Hospital?«

»Nehmen Sie doch Platz, Sir, während die Damen dort in den Unterlagen nachsehen, was …«

»Ich will mich nicht setzen! Ich will nur wissen, ob er das gleiche hat wie Angus. Und wie Stan Mackie.«

Die Eingangstür ging auf, und eine Patientin kam herein. Sie zuckte zusammen, sah Bigelows rot angelaufenes Gesicht und spürte gleich, daß etwas nicht in Ordnung war.

»Reden wir in meinem Büro weiter«, sagte Dr. Brace mit gedämpfter, sanfter Stimme. Er griff nach Bigelows Arm. »Es ist nur dort den Gang hinunter.«

Bigelow sah die kräftige Hand des Arztes mit der

überraschend weißen Innenfläche und der dicken schwarzen Lebenslinie darin. Er sah zu Dr. Brace auf. »Ich möchte ja nur Bescheid wissen«, sagte er leise.

»Was wollen Sie wissen, Sir?«

»Ob ich auch krank werde wie die anderen?«

Der Arzt schüttelte den Kopf – was keine Antwort auf die Frage war, sondern ein Ausdruck von Verwunderung. »Wieso sollten Sie krank werden?«

»Es hieß, ein Risiko gebe es nicht. Es sei eine ganz sichere Prozedur. Aber dann ist Mackie krank geworden, und nach ihm …«

»Mr. Mackie kenne ich nicht, Sir.«

Bigelow sah die Frau am Empfang an. »Sie erinnern sich doch an Stan Mackie. Sagen Sie mir, daß Sie sich an Stan erinnern.«

»Natürlich, Mr. Bigelow«, antwortete sie. »Wir waren alle so betroffen, als er starb.«

»Und jetzt ist Phil auch tot, nicht? Ich bin als letzter übrig.«

»Sir?« Jetzt meldete sich die andere Angestellte durch das Fenster. »Ich habe gerade Mr. Dorrs Krankenblatt durchgesehen. Er ist nicht krank.«

»Warum ist er dann nicht zu Angus' Beerdigungsfeier gekommen? Da hätte er doch dabeisein müssen!«

»Mr. Dorr mußte wegen eines Notfalls in seiner Familie die Stadt verlassen. Er hat darum gebeten, daß man seine Unterlagen an seinen neuen Arzt in La Jolla weiterleitet.«

»Wie bitte?«

»So steht es hier.« Sie hielt das Blatt hoch. Auf der ersten Seite war ein Zettel angeheftet. »Die Vollmacht trägt das Datum von gestern. Auf dem Zettel steht: ›Der Patient zieht wegen eines Familiennotfalls weg – er

kommt nicht zurück. Alle Unterlagen nach Brant Hill West in La Jolla, Kalifornien, weiterleiten.‹«

Bigelow trat ans Fenster und starrte auf die Vollmacht und die Unterschrift: *Dr. Carl Wallenberg.*

»Sir?« Der Arzt legte Bigelow die Hand auf die Schulter. »Sicher hören Sie schon bald von Ihrem Freund. Es sieht so aus, als hätte man ihn nach Hause gerufen.«

»Aber wie kann es sich um einen Notfall in seiner Familie handeln?« fragte Bigelow leise.

»Vielleicht ist jemand krank geworden. Oder gestorben.«

»Phil *hat* überhaupt keine Familie.«

Jetzt starrte Dr. Brace ihn an und mit ihm auch die Frauen im Büro. Er sah sie hinter dem Fenster stehen wie Zoobesucher, die in einen Zwinger schauten.

»Etwas stimmt hier nicht«, sagte Bigelow. »Sie sagen mir nicht die Wahrheit, stimmt's?«

»Reden wir darüber«, sagte der Arzt.

»Ich möchte mit Dr. Wallenberg sprechen.«

»Er ist zum Lunch. Sie können sich mit mir unterhalten, Mr …«

»Bigelow. James Bigelow.«

Dr. Brace öffnete die Tür zum Kliniktrakt. »Gehen wir doch in mein Büro, Mr. Bigelow. Sie können mir alles erzählen.«

Bigelow starrte in den langen weißen Korridor, der dorthin führte. »Nein«, sagte er und trat einen Schritt zurück. »Nein, auf gar keinen Fall …«

Dann verließ er fluchtartig das Haus.

Robbie Brace klopfte an Carl Wallenbergs Tür und betrat

sein Büro. Der Raum strahlte, genau wie der Mann, einen guten, aber großkotzigen Geschmack aus. Brace stand nicht auf modische Designermöbel, aber was Qualität war, wußte er schon.

Der massive Schreibtisch war aus einem exotischen Rotholz, das er nicht kannte. Die Bilder an der Wand waren dieses abgefahrene abstrakte Zeug, für das man gewöhnlich ein Vermögen bezahlte. Durch das Fenster hinter Wallenbergs Schreibtisch sah man die Sonne untergehen. Das hereinfallende Licht legte einen Glorienschein um Kopf und Schultern des Mannes. *Jesus Wallenberg persönlich,* dachte Brace und blieb vor dem Schreibtisch stehen.

Wallenberg blickte von seinen Papieren auf. »Ja, Robbie?« *Robbie. Nicht Dr. Brace. Damit gleich klar ist, wer hier das Sagen hat.*

»Erinnern Sie sich an einen Patienten namens Stan Mackie?«

Gegen den Lichtschein von hinten war Wallenbergs Gesichtsausdruck nicht zu erkennen. Langsam lehnte er sich in seinem Sessel zurück und entlockte dem Lederbezug ein teures Quietschen. »Wie kommen Sie auf Stan Mackie?«

»Durch einen Ihrer Patienten, James Bigelow. Kennen Sie Mr. Bigelow?«

»Ja, natürlich. Er war einer meiner ersten Patienten hier. Einer der ersten, die nach Brant Hill kamen.«

»Also, Mr. Bigelow war heute nachmittag in der Klinik. Er war sehr aufgeregt. Ich bin nicht sicher, ob ich etwas Zusammenhängendes von ihm erfahren habe. Er meinte, daß alle seine Freunde krank geworden seien, und fragte sich, ob er der nächste sei. Dabei erwähnte er Mackies Namen.«

»Das dürfte Dr. Mackie gewesen sein.«

»War er Arzt?«

Wallenberg zeigte auf einen Sessel. »Nehmen Sie doch Platz, Robbie. Es ist gar nicht so leicht, mit Ihnen zu diskutieren, wenn Sie drohend über einem stehen.«

Brace setzte sich. Sofort merkte er, daß das ein taktischer Fehler war. Er hatte seinen Höhenvorteil aufgegeben, und nun saßen sie sich direkt gegenüber, durch den Schreibtisch auf Distanz gehalten. Jetzt hatte Wallenberg alle Vorteile für sich. Den höheren Rang. Die Rasse. Und den besseren Schneider.

»Wovon hat Mr. Bigelow denn da geredet?« fragte Brace. »Er schien eine gewaltige Angst davor zu haben, daß er krank würde.«

»Ich habe nicht die leiseste Idee.«

»Er sprach von einer Prozedur, der er sich und seine Freunde unterzogen haben.«

Wallenberg schüttelte den Kopf. »Vielleicht meinte er die Hormonversuchsreihe. Die wöchentlichen Injektionen.«

»Ich weiß nicht.«

»Wenn das der Fall ist, macht er sich unnötig Sorgen. An den Versuchen gibt es nichts Umstürzendes. Das wissen Sie selbst.«

»Also haben Mr. Bigelow und seine Freunde tatsächlich Hormone gespritzt bekommen?«

»Ja. Das war einer der Gründe, warum sie nach Brant Hill gekommen sind. Wegen unserer Forschungen zur Überwindung des Alterungsprozesses.«

»Interessanter Begriff, den Sie benutzen. *Überwindung des Alterungsprozesses.* Mr. Bigelow hat von Injektionen nichts gesagt. Er nannte es eindeutig eine *Prozedur*. Es klang eher nach chirurgischen Eingriffen.«

»Nein, nein. So etwas hat es bei ihm nie gegeben. Tatsächlich erinnere ich mich nur an einen chirurgischen Eingriff, den er mal über sich ergehen lassen mußte. Und das war die notwendige Entfernung von Nasenpolypen, gutartigen, versteht sich.«

»Und was ist mit den Hormonversuchen? Hat es da *irgendwelche* gravierende Nebenwirkungen gegeben?«

»Keine.«

»Also kann Angus Parmenters Tod darauf nicht zurückgeführt werden?«

»Die endgültige Diagnose steht noch aus.«

»Es handelt sich um Creutzfeldt-Jakob. Das weiß ich von Dr. Harper.«

Wallenberg verstummte, und Brace wurde plötzlich bewußt, daß er Tobys Namen besser nicht erwähnt hätte. Gar nicht angedeutet hätte, überhaupt mir ihr in Kontakt zu stehen.

»Nun ja«, sagte Wallenberg. »Das könnte die Symptome bei dem Patienten erklären.«

»Was ist mit Mr. Bigelows Bedenken? Daß seine Freunde alle an der gleichen Krankheit litten.«

Wallenberg schüttelte den Kopf. »Wissen Sie, unseren Patienten fällt es schwer zu akzeptieren, daß sie am Ende ihrer Lebensspanne angekommen sind. Angus Parmenter war zweiundachtzig. Altern und Sterben, das trifft uns schließlich alle.«

»Wie ist Dr. Mackie gestorben?«

Wallenberg ließ sich Zeit. »Das war eine besonders aufregende Geschichte. Dr. Mackie ist im Wicklin Hospital in einem Anfall von Psychose aus dem Fenster gesprungen.«

»Mein Gott.«

»Es hat uns alle erschüttert. Er war Chirurg, und ein

besonders guter dazu. Selbst mit vierundsiebzig stand er noch im Operationssaal. Bis zum Tag seines … Unfalls hat er dort gearbeitet.«

»Hat man eine Autopsie vorgenommen?«

»Es hatte eindeutig traumatische Ursachen.«

»Ja, aber gab es nun eine Autopsie?«

»Ich weiß nicht. Er hat bis zu seinem Tod in der Chirurgie des Wicklin gelegen und ist eine Woche nach seinem Sturz gestorben.« Er sah Robbie nachdenklich an. »Ihnen scheint das alles nahezugehen.«

»Ich glaube, es ist wegen der Aufregung, in der Mr. Bigelow war. Er hat noch einen Namen erwähnt, von einem anderen Freund, der erkrankte. Ein Philip Dorr.«

»Mr. Dorr geht es gut. Er ist ins Brant Hill West nach La Jolla gezogen. Ich habe gerade die von ihm gegengezeichnete Vollmacht erhalten, seine Unterlagen dorthin zu übermitteln.« Er suchte in den Unterlagen auf seinem Schreibtisch und zog schließlich ein Blatt Papier hervor. »Hier ist das Fax aus Kalifornien.«

Brace warf einen Blick darauf und sah Philip Dorrs Unterschrift. »Dann ist er also nicht krank.«

»Vor ein paar Tagen habe ich Mr. Dorr noch in der Klinik gesehen. Eine Routineuntersuchung.«

»Und?«

Wallenberg sah ihn direkt an. »Er war bei bester Gesundheit.«

Wieder am eigenen Schreibtisch diktierte Brace seine Protokolle und füllte die Krankenblätter aus. Um halb sieben klappte er den Minikassettenrekorder zu und ließ den Blick über seinen freigearbeiteten Schreibtisch wandern. Und merkte, daß er auf einen Namen starrte, den

er hinten auf einen Laborbericht notiert hatte: *Dr. Stanley Mackie.* Der Zwischenfall am Nachmittag in der Klinik war noch nicht vergessen. Ihm gingen die anderen Namen durch den Kopf, die James Bigelow genannt hatte. *Angus Parmenter. Philipp Dorr.* Daß zwei der Männer jetzt tot waren, war von sich aus noch nichts Besonderes. Alle waren schon älter gewesen. Alle hatten statistisch gesehen bereits das Ende ihres Lebens erreicht.

Aber das Alter an sich war noch keine Todesursache. Heute hatte er die Angst in James Bigelows Augen gesehen, wirkliche Angst, und das ungute Gefühl, das dies bei ihm hinterließ, war so leicht nicht abzuschütteln.

Er nahm den Telefonhörer, rief Greta an und sagte ihr, er komme erst später, weil er noch im Wicklin Hospital vorbeimüsse. Dann nahm er seine Aktentasche und verließ sein Büro. Inzwischen waren die Gänge in der Klinik leer und nur noch an beiden Enden von einsamen Neonröhren beleuchtet. Als er unter einer hindurchging, hörte er ein leises Summen: Ein Insekt hatte sich in der Röhre verfangen. Seine Flügel flatterten gegen das milchige Glas. Er knipste das Licht am Wandschalter aus. Um ihn wurde es dunkel, doch das Summen über seinem Kopf hörte nicht auf und auch nicht das verzweifelte Flattern der Flügel. Er ging hinaus in eine feuchte, windige Nacht.

Sein Toyota stand als letztes Fahrzeug einsam auf dem Klinikparkplatz. Seine gelbe Sicherheitsbeleuchtung ließ den Wagen eher schwarz als grün erscheinen – wie den glänzenden Panzer eines Käfers. Er blieb stehen, um die Wagenschlüssel aus der Hosentasche zu fischen. Dann sah er zu den beleuchteten Fenstern der Pflegestation hinauf, den bewegungslosen Silhouetten der Patienten in ihren Zimmern und dem Flackern der Fernsehschirme, auf die kaum jemand sah. Ihn überkam plötzlich ein tiefes Gefühl

von Depression. Was er da oben hinter den Fenstern sah, war das Ende des Lebens. Ein Schattenriß seiner eigenen Zukunft.

Er rutschte auf seinen Sitz und verließ den Parkplatz, konnte aber seine depressive Stimmung nicht zurücklassen. Sie hing an ihm wie der kalte, feuchte Nebel auf seiner Haut. *Ich hätte Kinderarzt werden sollen,* dachte er. Babys. Den Anfang von Leben, das Heranwachsen, nicht den Verfall allen Fleisches begleiten. Aber während seines Studiums hatte man ihn wissen lassen, daß die Zukunft der Medizin in der Geriatrie liege – wenn die Babyboomer-Generation ergraue, en masse in die Senilität verfalle und dabei nach medizinischer Betreuung rufe. Neunzig Prozent der Aufwendungen für die Gesundheit eines Menschen flossen in die Erhaltung des letzten Lebensjahres. Dorthin flossen die Dollars, und dort könnten sich die Ärzte ihren Lebensunterhalt verdienen.

Robbie Brace, ein praktisch denkender Mensch, hatte sich auf dieses praktische Feld geworfen.

Doch wie ihn das deprimierte.

Auf der Fahrt zum Wicklin Hospital stellte er sich vor, was aus seinem Leben geworden wäre, wenn er sich der Pädiatrie gewidmet hätte. Er dachte an seine Tochter und erinnerte sich, mit welcher Begeisterung er ihr verschrumpeltes Neugeborenengesicht betrachtet hatte, während sie im Kreißsaal ihr erstes großes Gebrüll angestimmt hatte. Er erinnerte sich, wie erschöpft er danach war, wenn er sie vormittags gleich zweimal hatte füttern müssen, roch das Talkumpuder wieder und die sauer gewordene Milch, sah die seidige Babyhaut in der warmen Badewanne. In so vieler Hinsicht waren die Kinder ganz wie die alten Leute. Man mußte sie füttern, baden und anziehen. Man mußte ihnen die Windeln wechseln. Sie konnten nicht laufen und nicht reden. Sie lebten nur von der

Zuwendung der Menschen um sie herum.

Um halb acht war er vor dem Wicklin, einem kleinen kommunalen Krankenhaus am Rande der Bostoner City. Er zog seinen weißen Arztkittel an, prüfte, ob sein Namensschild »Dr. Robert Brace« auch gut zu lesen war, und betrat das Gebäude.

Vorrechte hatte er hier keine und auch keine Vollmachten, sich irgendwelche Patientenunterlagen aushändigen zu lassen. Er baute einfach darauf, daß ihm schon keiner mit lästigen Fragen in die Quere kam.

In der Registratur füllte er ein Anforderungsformular für das Krankenhaus von Stanley Mackie aus und reichte es der Angestellten hinter dem Counter, einer kleinen Blondine. Sie warf einen Blick auf sein Namensschild und zögerte. Zweifellos fiel ihr auf, daß er nicht zum Ärztestab ihres Krankenhauses gehörte.

»Ich komme von der Brant Hill Clinic«, sagte er. »Er war einer unserer Patienten.«

Sie brachte ihm die Unterlagen, und er ging mit ihnen zu einem leeren Schreibtisch und setzte sich. Quer über den Deckel stand mit schwarzem Markerstift geschrieben: *Verstorben.* Er schlug die Akte auf und überflog die erste Seite mit den Angaben zur Person: Name, Geburtstag, Versicherungsnummer. Mit einem Blick hatte er auch die Adresse registriert: 101 Titwillow Lane, Newton, MA.

Das war eine Brant-Hill-Adresse.

Er blätterte zur nächsten Seite. Nur ein Krankenhausaufenthalt war verzeichnet – und zwar der, der mit Stanley Mackies Tod geendet hatte. Mit zunehmender Bestürzung las er die Eintragungen des aufnehmenden Arztes, diktiert am 9. März.

74 Jahre alter, bis dabin gesunder Arzt, weiß, eingeliefert mit schwerem Schädel-Hirn-Trauma über die

Notaufnahme nach Fenstersturz aus dem dritten Stock. Direkt vor dem Unfall hatte Patient in OP-Kleidung Routine-Appendektomie vorgenommen. Nach Aussage der OP-Schwestern zeigte Dr. Mackie auffälligen Tremor an beiden Händen. Ohne Erklärung ging er daran, mehr als hundert Zentimeter normal erscheinenden Dünndarm zu entfernen, was schließlich zu einer massiven Blutung führte. Als der OP-Stab ihn vom OP-Tisch wegzuziehen versuchte, schnitt er dem Anästhesisten die Drosselvene auf und ergriff die Flucht.

Zeugen beobachteten, wie er kopfüber aus dem Flurfenster sprang. Man fand ihn auf dem Parkplatz. Er war unansprechbar und blutete aus verschiedenen Wunden.

Nach Intubation und Stabilisierung in der Notaufnahme wurde der Patient mit Schädelfrakturen und vermutlicher Fraktur der Wirbelsäule ins Traumazentrum eingeliefert …

Die übrigen Untersuchungsergebnisse waren in den typischen Kürzeln der Medizinersprache zusammengefaßt, eine knappe Liste der Verletzungen und der neurologischen Befunde des Patienten. Rißwunden in Kopfschwarte und Gesicht. Offene Frakturen des Scheitel- und des Brustbeins mit Extrusion von grauer Substanz. Stark erweiterte Pupille rechts. Keine spontane Atmung, keine Reaktion auf Schmerzstimulation. Die Verletzungen des Patienten paßten für Brace zu einem Sturz mit dem Kopf voran auf den Parkplatz.

Er blätterte weiter bis zu den Vermerken des behandelnden Chirurgen: »Röntgenologische Untersuchung ergibt Kompressionsfrakturen am C6, C7 und T8.« Auch das wies auf einen Aufprall des Kopfes und eine Übertragung auf die Wirbelsäule hin.

Stanley Mackies Hospitalaufenthalt war ein einwöchiger Niedergang seines Organsystems gewesen. Im Koma und

künstlich beatmet kam er nie mehr zu Bewußtsein. Zuerst versagten die Nieren, wahrscheinlich eine Schockreaktion auf die Verletzungen. Dann kam eine Pneumonie hinzu. Sein Blutdruck fiel zweimal aus mit der Folge eines Darmverschlusses. Sieben Tage nach seinem Sturz aus einem Fenster im dritten Stock kam es zum Herzstillstand.

Brace blätterte zum Schlußteil der Akte, wo die Laborwerte verzeichnet waren. Computerausdrucke von sieben Tagen reihten die Blut- und Lysewerte, den Zellstoffwechsel, die Urinanalysen auf. Er blätterte und blätterte und überflog die abertausende Dollars teuren Labortests an einem Mann, dessen Tod vom ersten Tag seiner Einlieferung unvermeidlich festgestanden hatte.

An einem Laborbericht zum Stichwort *Pathologie* blieb sein Blick hängen.

Leber (post mortem):

Mikroskopischer Aspekt: Gewicht: 1600 g, blaß, punktförmige Oberflächenblutungen. Kein Anhalt für chronisch-fibrosierende Veränderungen.

Histologie: In der HE-Färbung unregelmäßig verteilte Areale schwach angefärbter Hepatozyten. Dies ist vereinbar mit herdförmigen Koagulationsnekrosen, am ehesten als Ischämiefolge.

Auf der nächsten Seite fand Brace plötzlich ein Blutbild, das weiter in keinem Zusammenhang stand. Er blätterte noch einmal um und hatte die letzte Seite vor sich.

Also ging er die Akte noch einmal nach vorne durch und suchte nach weiteren Post-mortem-Protokollen, stieß aber wieder nur auf die Seite mit der Leber. Das ergab keinen Sinn. Wieso erstellte die Pathologie nur ein Post-mortem-Protokoll zu einem einzigen Organ? Wo waren die für die Lunge, das Herz, das Gehirn?

Er ging zum Counter und fragte, ob es noch weitere

Akten zum Fall Stanley Mackie gebe.

»Das ist die einzige«, sagte die Blondine.

»Aber es fehlen Befunde aus der Pathologie.«

»Sie können sich direkt mit der Pathologie kurzschließen. Sie bewahrt von sich aus Kopien von allen Berichten auf.«

Die Pathologie, wie üblich im Untergeschoß angesiedelt, war ein Labyrinth von Räumen mit tiefhängenden Decken. Die Wände waren weiß gestrichen und mit Postern von wunderbaren Reiselandschaften dekoriert. Nebel über der Serengeti. Ein Regenbogen, der sich über Kauai wölbte. Eine Mangroveninsel in türkisblauer See. Aus einem Radio klang Softrock. Die einsame Diensthabende, die er dort antraf, wirkte auf eine absurde Art fröhlich, gemessen an dem Job, den sie zu erledigen hatte.

Sie selber entsprach jedenfalls durchaus dem Zimmerschmuck an den Wänden: ein knallbunt bemaltes menschliches Wesen mit Rouge auf den Wangen und grün flimmernden Augenlidern.

»Ich suche einen Autopsiebericht aus dem vergangenen März«, sagte Brace. »Er befindet sich nicht in der Patientenakte. In der Registratur sagte man mir, ich solle mich an Sie wenden.«

»Der Name des Patienten?«

»Stanley Mackie.«

»Die Chirurgen kommen immer herunter und studieren unsere Berichte über ihre Patienten. Dr. Mackie haben wir sehr gut gekannt …« Sie zog eine Schublade heraus und fuhr mit dem Daumen über die Hängekarteien. »Zu Weihnachten hat er uns hier unten eine Kaffeemaschine geschenkt. Wir nennen sie die ›Mackie Memorial Mr. Coffee‹ …« Sie hob den Kopf und runzelte die Stirn

über der offenen Lade. »Das frustriert mich jetzt aber.«

»Was?«

»Ich finde sie nicht.« Sie schob die Lade zu. »Ich bin sicher, daß an Dr. Mackie eine Autopsie vorgenommen wurde.«

»Könnte der Bericht nicht unter einem falschen Buchstaben abgelegt sein? Unter ›S‹ für Stanley zum Beispiel?«

Sie zog eine andere Schublade heraus, ging die Karteien durch, schob sie wieder zu. Als ein anderer Mitarbeiter das Labor betrat, wandte sie sich an ihn. »Hey, Tim, hast du den Autopsiebericht über Dr. Mackie gesehen?«

»Ist das nicht schon eine Weile her?«

»Anfang des Jahres.«

»Dann sollte er aber noch in der Ablage sein.« Er stellte ein Tablett mit Objektträgern auf die Tischplatte. »Frag Herman.«

»Wieso denke ich nicht selbst an Herman?« seufzte sie und ging aus dem Labor in ein Büro nebenan.

Brace kam ihr nach. »Wer ist Herman?«

»Herman ist kein *Wer,* sondern ein *Was.*« Sie schaltete das Licht ein. Sie standen vor einem Schreibtisch, auf dem ein PC thronte. »Das ist Herman. Er ist Dr. Seiberts Spielzeug.«

»Was kann Herman denn?«

»Er soll Zugriffe auf parallele Fälle möglich machen. Sie wollen zum Beispiel wissen, wie groß die Säuglingssterblichkeit bei rauchenden Müttern ist. Dann tippen Sie *Raucher* und *Säugling* ein, und schon haben Sie die Liste der betroffenen Babys, die hier auf dem Seziertisch lagen.«

»Dann enthält er also alle Ihre Autopsiedaten?«

»Erst einige. Dr. Seibert hat vor zwei Monaten angefangen, den Computer mit Daten zu füttern. Es wird noch lange dauern, bis er fertig ist.« Sie setzte sich ans Keyboard, tippte »Mackie, Stanley« ein und klickte auf »Suchen«.

Auf dem Schirm erschien eine Datei. Es war Stanley Mackies Autopsiebericht.

Die Assistentin rutschte vom Sitz. »Er gehört Ihnen.«

Brace setzte sich an den Computer. Nach dem Datum auf der Datei war der Bericht vor sechs Wochen eingegeben worden.

Die Akte selbst mußte in der Zeit danach verschwunden sein.

Er drückte die *Page-down*-Taste und fing an zu lesen.

Laut Beschreibung des äußeren Zustands post mortem hatte der Körper mehrere Stellen aufgewiesen, an denen intravenös Kanülen eingesetzt gewesen waren, außerdem Inzisionen in die rasierte Kopfschwarte durch das Skalpell des Neurologen.

Weiter ging es mit der Beschreibung der inneren Organe. Die Lunge war gestaut und durch entzündliche Herde in geschwollenem Zustand gewesen. Das Herz hatte einen frischen Infarkt erlitten. Im Gehirn war es mehrfach zu Blutungen gekommen.

Der allgemeine Befund entsprach der chirurgischen Diagnose: massives Hirntrauma und zweiseitige Pneumonie. Der frische Myokardinfarkt hatte wahrscheinlich endgültig zum Exitus geführt.

Er klickte weiter zur mikroskopischen Auswertung. Sie lief auf die Ergebnisse des Protokolls über die Leber hinaus. Hinzu kamen noch Angaben, die dieser Untersuchungsbericht nicht enthalten hatte – mikroskopische

Befunde über Leber, Herz und Lunge. Nichts Außergewöhnliches, dachte er. Der Mann war mit dem Kopf auf das Pflaster geschlagen, hatte einen Schädelbruch erlitten, und das Hirntrauma hatte zu weiteren organischen Störungen geführt.

Als nächstes klickte er den mikroskopischen Befund über das Gehirn an, und plötzlich blieb sein Blick an einem Satz im Zusammenhang mit den Traumata hängen:

»… variable Vakuolisierung im hinteren Bereich des Neurofibrillennetzes. Gewisser Verlust an Nervenzellen und reaktive Astrozytose mit Kuruplaque, Kongorot positiv, wie schon in den zerebellären Abschnitten beschrieben.«

Dann rief er die letzte Seite auf und las die endgültige Diagnose: »l. Multiple intrazerebrale Hämorrrhagie infolge Trauma. 2. Vorausgegangene Creutzfeldt-Jakob-Erkrankung.«

Robbie Brace saß in seinem Auto auf dem Parkplatz und überlegte, was er nun tun sollte. Ob er überhaupt etwas unternehmen sollte. Er wog alle möglichen Konsequenzen ab. Die Reputation von Brant Hill würde einen katastrophalen Rückschlag erleben. Die Medien würden es groß herausbringen mit bombastischen Schlagzeilen à la: *Fünf-Sterne-Service und der Tod. Mit viel Geld den Rinderwahnsinn gekauft.*

Seinen Job wäre er los.

Du kannst dazu nicht schweigen, Mann. Toby Harper liegt richtig. Wir haben es mit dem Ausbruch einer tödlichen Krankheit zu tun, und wir kennen die Ursache nicht. Die Hormoninjektionen? Die Ernährung?

Er griff nach seinem Handy unter dem Sitz. Toby Harpers Visitenkarte hatte er noch in der Tasche. Er tippte

ihre Privatnummer ein.

Eine Frau meldete sich. »Hier bei Harper.«

»Ich bin Dr. Brace von der Brant Hill. Könnte ich Toby Harper sprechen?«

»Sie ist nicht da, aber Sie können mir eine Nachricht hinterlassen. Wie ist Ihre Nummer?«

»Ich bin gerade in meinem Wagen. Sagen Sie ihr nur, sie hatte recht. Sagen Sie ihr, wir haben einen zweiten Fall von Creutzfeldt-Jakob.«

»Wie bitte?«

»Sie wird das schon verstehen.« In seinem Rückspiegel tauchten Scheinwerfer auf. Er sah sich um. Ein Wagen fuhr langsam die nächste Reihe herauf. »Wann kommt sie nach Hause?« fragte er.

»Sie ist im Augenblick im Dienst …«

»Ach ja. Dann fahre ich schnell beim Springer Hospital vorbei. Die Nachricht erübrigt sich also.« Er schaltete ab, schob das Handy zurück unter den Sitz und warf den Motor an. Beim Verlassen der Zufahrt merkte er, daß auch die Scheinwerfer von vorhin zur Ausfahrt fuhren. Im regen Verkehr auf der Straße verlor er sie schnell wieder aus dem Blick.

Zum Springer Hospital brauchte er eine halbe Stunde. Als er endlich auf den Parkplatz einbog, hatte er inzwischen regelrechtes Kopfweh vor Hunger. Er stellte den Wagen im Besucherbereich ab. Bei abgeschaltetem Motor blieb er eine Weile sitzen und rieb sich die Schläfen. Es war kein schlimmes Kopfweh, aber es erinnerte ihn zumindest daran, daß er seit dem Frühstück nichts mehr gegessen hatte. Er würde nur ein paar Minuten bleiben, gerade lange genug, um ihr zu erzählen, was er herausbekommen hatte, und dann würde er es *ihr*

gestatten, die Bombe platzen zu lassen. Er selber wollte weiter nichts mehr, als nach Hause fahren und zu Abend essen. Und mit seinem kleinen Mädchen spielen.

Er stieg aus, schloß ab und ging in Richtung Notaufnahme.

Schon nach wenigen Schritten hörte er hinter sich Räder im Kies knirschen. Mit zwinkernden Augen sah er in die Scheinwerfer, die auf ihn zukamen. Der Wagen stoppte neben ihm, und er hörte den elektrischen Fensterheber auf der Fahrerseite summen.

Ein Mann mit einem Blondschopf, der unter der Parkplatzlaterne silbrig glänzte, lächelte ihn an. »Ich glaube, ich habe mich verfahren.«

»Wo wollen Sie denn hin?« fragte Brace.

»Zur Irving Street.«

»Da haben Sie es nicht mehr weit.« Brace trat an das offene Wagenfenster. »Sie müssen wieder zurück auf die Straße, nach rechts abbiegen und vier, fünf Blocks weiterfah …«

Das *Plop, plop* überraschte ihn und auch der Schlag gegen seine Brust.

Brace sprang zur Seite. Verblüfft riß er die Hand hoch, fuhr zu der Stelle, wo sich jetzt Schmerz meldete, und er merkte, daß er nicht richtig Luft holen konnte. Etwas Warmes floß über sein Hemd und rann ihm durch die Finger. Er sah nach unten. Seine Hand war feucht und schimmerte dunkel.

Noch ein *Plop* und wieder ein Schlag gegen die Brust. Brace stolperte, versuchte, auf den Beinen zu bleiben, aber sie schienen unter ihm wegzuknicken. Er fiel auf die Knie, und die Straßenlampen über ihm verschwammen. Die letzte Kugel drang in seinen Rücken. Er brach zusammen

und landete mit dem Gesicht auf dem kalten Boden. Der Kies stach in seine Wange. Der Wagen fuhr davon, das Brummen des Motors verlor sich in der Nacht. Er spürte, wie das Leben in einem warmen Strom aus ihm rann. Er preßte die Hand gegen die Brust und wollte das Blut stoppen, aber sein linker Arm hatte keine Kraft mehr. Ihm gelang nur noch ein schwacher Griff nach der Wunde. *Mein Gott, nicht hier,* dachte er. *Nicht jetzt.*

Er kroch auf den Eingang zur Notaufnahme zu, versuchte gleichzeitig, die Wunde zuzuhalten, aber bei jedem Herzschlag spürte er, wie ihm weiter die Kräfte schwanden. Angestrengt fixierte er das Schild *Notaufnahme,* das ihm hellrot entgegenleuchtete, aber sein Blick konnte es nicht mehr halten. Das Wort löste sich in Wellen wie von Blut auf. Die Glastüren der Notaufnahme waren zum Greifen nah. Plötzlich erschien eine Gestalt in dem hellen Rechteck und blieb nur wenige Schritte entfernt stehen. Verzweifelt hob Brace den Arm und flüsterte: »Helfen Sie mir. Bitte.«

Er hörte die Frau schreien: »Da draußen ist ein Mann! Er blutet! Schnell! Erste Hilfe!«

Dann hörte er jemanden rennen.

13

»Noch eine I.v.-Kanüle, die dritte!« schrie Toby. »Sechzehner! Ringerlösung, im Schuß …«

»Labor meldet, Blutkonserve Null-negativ ist auf dem Weg.«

»Wo, zum Teufel, steckt Carey?«

»Gerade war er noch im Hospital«, sagte Maudeen. »Ich piepse ihn an.«

Toby zog sterile Handschuhe an und griff nach dem Skalpell. Unter den hellen OP-Lampen glänzte Braces Gesicht im Angstschweiß. Über der zischenden Sauerstoffmaske starrten seine Augen sie an. Er atmete in kurzen, verzweifelten Stößen. Der Verband über der Brust färbte sich langsam wieder rot. Eine aus der Entbindungsabteilung herbeigerufene Anästhesieschwester bereitete die Intubation vor.

»Robbie, ich lege Ihnen jetzt einen Brusttubus«, sagte Toby. »Sie haben einen Spannungsthorax.«

Sie sah ihn kurz zustimmend nicken und die Zähne zusammenbeißen, weil jetzt ein weiterer Schmerz auf ihn zukam. Aber er zuckte nicht einmal, als die Scheide des Skalpells in die Haut oberhalb der Rippen drang. Eine subkutane Xylocain-Injektion hatte seine Nerven unempfindlich gemacht. Toby hörte Luft entweichen und wußte, daß sie jetzt in der Brusthöhle war. Sie wußte auch, daß sie richtig vorging. Das Projektil war in die Lunge eingedrungen, und mit jedem Atemzug Robbies geriet Luft aus der offenen Lunge in die Pleurahöhle, wobei genug Druck entstand, um das Herz und die großen Gefäße in Mitleidenschaft zu ziehen. Was noch an

pulmonalem Gewebe intakt war, wurde zusammengepreßt.

Sie schob ihre Finger in die Inzision, um sie zu weiten, und schob den Plastiktubus hinein. Val verband das andere Ende mit dem Niederdrucksaugapparat. Sofort schoß hellrotes Blut in die Röhre und floß ins Auffangbecken ab.

Toby und Val sahen einander an und hatten den gleichen Gedanken. *Er blutet in der Pleurahöhle – und das sehr massiv und schnell.*

Sie sah in Robbies Gesicht. Er beobachtete sie und registrierte ihren entsetzten Blick.

»Sieht … schlecht aus, nicht?« flüsterte er.

Sie drückte seine Schulter. »Es geht bestens, Robbie. Der Chirurg ist jeden Augenblick hier.«

»Kalt. Mir ist so kalt …«

Maudeen warf eine Decke über ihn.

»Wo bleibt die Blutkonserve?« rief Toby.

»Gerade gekommen. Ich hänge sie jetzt auf …«

»Toby«, flüsterte Val, »der systolische Wert ist runter auf fünfundachtzig.«

»Los doch, fangt an mit der Transfusion!«

Die Tür sprang auf, und Doug Carey kam hereinmarschiert.

»Worum geht’s?« bellte er.

»Schußverletzungen in Brust und Rücken«, sagte Toby. »Röntgen zeigt drei Projektile, aber ich habe vier Einschußlöcher gezählt. Spannungspneumothorax. Und das da …« Sie zeigte auf den Auffangbehälter des Tubus, in dem sich inzwischen hundert Kubikzentimeter Blut angesammelt hatten. »Das ist von den letzten Minuten. Systolischer Wert im Abnehmen.«

Carey sah sich das Röntgenbild an, das vor dem

Betrachter hing. »Wir öffnen den Brustraum«, sagte er.

»Was wir brauchen, ist ein komplettes Kardiologenteam. Vielleicht müssen Bypässe gelegt werden …«

»Keine Zeit mehr. Die Blutungen müssen *jetzt* gestoppt werden.« Er sah Toby direkt ins Gesicht, und sie spürte, wie in ihr die alte Abneigung wieder hochstieg. Doug Carey war ein Schweinehund, aber im Moment brauchte sie ihn. Robbie Brace brauchte ihn.

Toby nickte der Anästhesieschwester zu. »Also, intubieren Sie. Wir müssen ihn fertig machen. Val, bereiten Sie alles übrige für die Thorakotomie vor …«

Während alle eilig den Eingriff vorbereiteten, zog die Anästhestistin eine Dosis Etomidat auf. Das Betäubungsmittel würde Robbie für die Intubation völlig unempfindlich machen.

Toby lockerte die Sauerstoffmaske und sah ihn zu ihr aufblicken. Es war ein verzweifelter Blick. So oft schon hatte sie Angst und Schrecken in den Augen eines Patienten gesehen und sich gezwungen, die eigenen Gefühle zu unterdrücken und sich auf ihren Job zu konzentrieren. Doch diesmal konnte sie nicht über die Furcht in den Augen ihres Patienten hinwegsehen. Diesen Mann hier kannte sie, und sie hatte ihn mit der Zeit immer mehr gemocht.

»Es wird alles gut«, sagte sie. »Das müssen Sie mir glauben. Ich werde nicht zulassen, daß *irgend etwas* schiefgeht.« Sanft hielt sie sein Gesicht zwischen ihren Händen und lächelte.

»Verlasse mich … auf Sie … Harper«, murmelte er. Sie nickte. »Tun Sie das, Robbie. Und jetzt kommt gleich der Schlaf.«

»Wecken Sie mich … wenn es vorbei ist …«

»Schon bald wieder.« Sie nickte der Anästhesistin zu, die das Etomidat in die I.v.-Kanüle leitete. »Schlafen Sie, Robbie. Ja, so. Ich bin da, wenn Sie wieder wach werden …«

Sein Blick blieb auf sie gerichtet. Ihr Gesicht war das letzte Bild, das er in sich aufnahm, das letzte, was er sah. Sie beobachtete, wie das Bewußtsein aus seinen Augen verschwand, die Muskeln sich entspannten und die Augenlider zufielen.

Ich werde nicht zulassen, daß irgend etwas schiefgeht.

Sie nahm die Sauerstoffmaske von seinem Gesicht. Mit einem Griff legte die Anästhesistin Robbies Kopf nach hinten und schob das Laryngoskop in seinen Hals. Sie brauchte nur Sekunden, bis sie seine Stimmbänder lokalisiert und den Tubus zwischen beiden hindurch in die Luftröhre geschoben hatte. Die Sauerstoffzufuhr wurde angeschlossen, der Schlauch fixiert. Jetzt übernahm die Beatmungsmaschine die Arbeit und preßte eine genau abgemessene Mischung aus Sauerstoff und Halothan in seine Lungen.

Ich werde nicht zulassen, daß irgend etwas schiefgeht. Toby atmete tief aus. Dann zog sie schnell die OP-Kleidung über. Sie wußte, daß sie hier gegen jegliche Sterilitätserfordernisse verstießen, aber dagegen war nun nichts zu machen. Keine Zeit, alles steril zu machen. Sie zog neue Handschuhe an und trat an den Tisch.

Jetzt stand sie Doug Carey direkt gegenüber. Den Brustbereich des Patienten hatten sie hastig mit Betadin keimfrei gemacht und mit sterilen Tüchern abgedeckt.

Carey setzte den Schnitt an, einen sauberen Schnitt vom Brustbein abwärts. Besonders zart und vorsichtig vorzugehen, war jetzt nicht die Zeit. Der Blutdruck fiel ab – der obere Wert lag bei siebzig, trotz drei großkalibriger

I.v.-Kanülen, die Elektrolytlösung und Blut aus der Konserve in seinen Kreislauf strömen ließ. Toby war schon vorher bei Notfall-Thorakotomien dabeigewesen, und die Brutalität, mit der das geschah, hatte sie jedesmal mehr als erschreckt. Auch diesmal sah sie mit einem leichten Schwindelgefühl zu, wie Carey die Säge handhabte und das Brustbein in einer Wolke von Knochenstaub und Blutspritzern aufgetrennt wurde.

»Mist«, sagte Carey und sah in die Brusthöhle. »Da schwimmt ja wenigstens ein Liter Blut. Absaugen! Sterile Tücher!«

Das Gurgeln des Saugkatheters war so laut, daß Toby kaum den Piepton hörte, der Robbies Herzschlag auf dem Monitor signalisierte. Val saugte ab, und Maudeen riß die sterile Hülle von einem Paket Tücher. Carey schob eines in die Brusthöhle und zog es wieder heraus. Es war rot durchweicht. Er warf es auf den Boden und schob ein neues nach. Wieder kam es blutgetränkt heraus.

»Okay, okay. Ich glaube, ich sehe, wo es eintritt. Sieht nach der aufsteigenden Aorta aus – schneller Blutverlust. Toby, ich brauche mehr Licht …«

Der Saugkatheter gurgelte noch immer. Das meiste Blut war jetzt aus dem Brustraum entfernt, aber aus der Aorta floß es in einem stetigen Strom nach.

»Ich sehe nirgends ein Projektil«, sagte Carey. Er warf einen Blick auf die Röntgenaufnahme und dann wieder in die offene Höhle. »Da ist ein Loch, aber wo ist die verdammte Kugel?«

»Können Sie es nicht einfach flicken?«

»Sie könnte noch in der Aortawand stecken. Nähen wir das Loch zu, könnte das Projektil später an einer anderen Stelle ein neues Loch reißen.« Er nahm Nadel und Faden zur Hand. »Okay, nähen wir die Stelle erst einmal zu.

Dann schauen wir uns um …«

Toby zog die Lunge zurück, während Carey arbeitete. Er nähte schnell. Die Nadel setzte einen Stich nach dem anderen in die Aortawand. Als er den letzten machte und die Blutung gestoppt war, gaben alle im Raum gleichzeitig einen Seufzer der Erleichterung von sich.

»Blutdruck?« rief er.

»Konstant fünfundsiebzig«, sagte Val.

»Transfusion fortführen. Brauchen wir Nachschub?«

»Schon unterwegs.«

»Okay.« Carey holte tief Luft. »Schaun wir mal nach, was wir da sonst noch haben …« Er saugte das angesammelte Blut ab, um einen besseren Überblick zu bekommen. Dann bat er, ihm sein Arbeitsfeld besser auszuleuchten, nahm einen Tupfer und reinigte die Aorta.

Plötzlich hielt er an. »Scheiße«, sagte er. »Die Kugel …«

»Was?«

»Genau hier. In der Wand gegenüber. Sie ist fast durch!« Langsam zog er seine Hand zurück.

Eine Fontäne Blut schoß hoch und bespritzte ihre Gesichter.

»*Nein!*« schrie Toby.

In Panik nahm Carey eine Klammer vom Instrumententisch und fuhr mit ihr in das hervorquellende Blut. Er arbeitete blind.

Das Blut lief aus dem Thorax über Tobys Kleidung.

»Ich kann sie nicht stoppen – fühlt sich an, als wäre es ein Riß die ganze verdammte Wand hinauf …«

»Klammern Sie! Können Sie es nicht klammern?«

»*Was* denn klammern? Die Aorta ist zerrissen …«

Der Herzmonitor piepte. »Asystolie!« sagte die

Anästhesistin.

»Wir haben einen Systolenausfall!«

Tobys Kopf fuhr herum zum Bildschirm. Die Herzkurve wurde flacher.

Sie griff in das sprudelnde Blut und faßte nach dem Herzen, preßte einmal, zweimal, spürte Robbies Herzschlag.

»Lassen Sie das!« sagte Carey. »So verblutet er nur!«

»Er hat einen Stillstand …«

»Das läßt sich nicht ändern.«

»Was können wir denn *sonst* machen, verdammt?«

Der Monitor piepte noch. Carey sah in die offene Brusthöhle.

Auf das schimmernde Blut, das sich dort sammelte. Nachdem Toby keine Herzmassage mehr machte, spritzte kein Blut mehr aus der Aorta hoch. Es tropfte nur noch langsam aus dem offenen Thorax auf den Boden.

»Es ist vorbei«, sagte Carey und trat ruhig von Robbies totem Körper zurück. Seine Kleidung war bis zur Taille blutbespritzt.

»Da gab es nichts mehr zu nähen, Toby. Die ganze Aorta war zerrissen. Einfach nicht mehr da.«

Toby warf einen Blick auf Robbies Gesicht. Seine Augenlider standen halb offen, das Kinn hing herunter. Die Beatmungsmaschine lief noch und pumpte Luft in einen toten Leib.

Die Anästhesistin schaltete sie ab. Schweigen lag jetzt über dem Raum.

Toby legte die Hand auf Robbies Schulter. Durch die sterilen Tücher hindurch fühlte sie sich fest an und immer noch warm.

Ich lasse nicht zu, daß irgend etwas schiefgeht.

»Es tut mir leid«, flüsterte sie. »Es tut mir so leid …«

Die Polizei war noch vor Robbies Frau da. Blitzschnell hatten die ersten Streifenbeamten den Tatort gesichert, sperrten dann den halben Parkplatz ab. Als dann Greta in die Notaufnahme rannte, lag der Platz im Scheinwerferlicht von einem halben Dutzend Polizeiwagen aus Boston und Newton. Toby stand am Empfangscounter und sprach mit einem der Detectives, als sie Greta mit windzerzaustem rotem Haar zur Tür hereinkommen sah. Im Wartebereich wimmelte es von Cops, und zwischen ihnen liefen bestürzte Notaufnahmepatienten auf und ab. Greta schnaubte und fluchte, weil sie sich den Weg nach vorn regelrecht freikämpfen mußte.

»Wo ist er?« schrie sie.

Toby brach ihr Gespräch mit dem Detective ab und ging auf Greta zu. »Es tut mir leid …«

»*Wo ist er?*«

»Er ist noch in der Unfallstation. Greta, nein! Gehen Sie da jetzt nicht hinein. Lassen Sie uns etwas Zeit, um …«

»Er ist mein Mann. Ich muß ihn sehen.«

»Greta …«

Aber die Frau stürmte an ihr vorbei in den Behandlungsbereich. Toby folgte ihr. Greta wußte nicht, wohin. Sie war außer sich, rannte im Zickzack von Raum zu Raum und sah hinein.

Schließlich entdeckte sie die Tür mit dem Schild *Unfallstation* und stürzte ohne Zögern in das Zimmer.

Toby war direkt hinter ihr. Dr. Daniel Dvorak stand in OP-Kleidung mit Handschuhen über die Leiche gebeugt, als die beiden Frauen hereinkamen. Er sah hoch. Robbie

lag unbedeckt mit geöffnetem Brustraum da. Sein Gesicht war schlaff.

»Nein«, sagte Greta, und ihr Stimme schwoll von einem Jammern zu einem hohen, kreischenden Schreien. »*Nein* …«

Toby faßte sie am Arm und wollte sie aus dem Raum zerren, aber Greta schüttelte sie ab und taumelte an die Seite ihres Mannes. Sie faßte sein Gesicht mit beiden Händen, küßte ihn auf Stirn und Augen. Der Beatmungstubus war noch an Ort und Stelle, und das Ende ragte aus seinem Mund hervor. Sie riß an dem Klebeband, mit dem er befestigt war, wollte dieses anstößige Stück Plastik entfernen.

Daniel Dvorak legte seine Hand auf ihre und hielt sie fest. »Es tut mir leid«, sagte er. »Das muß dort bleiben.«

»Ich will, daß dieses Ding aus dem Hals meines Mannes verschwindet!«

»Im Moment muß es noch darin bleiben. Ich nehme es heraus, wenn ich mit der Untersuchung fertig bin.«

»Wer, zum Teufel, sind Sie denn?«

»Ich bin von der Rechtsmedizin. Dr. Dvorak.« Er sah hinüber zu dem Detektiv von der Mordkommission, der gerade den Raum betreten hatte.

»Mrs. Brace?« sagte der Cop. »Ich bin Detective Sheehan. Kommen Sie doch mit mir an einen ruhigeren Ort. Wo wir uns hinsetzen können.«

Greta rührte sich nicht von der Stelle. Sie stand da mit Robbies Gesicht zwischen den Händen und murmelte, das eigene Gesicht hinter dem Wust roter Haare verborgen, leise vor sich hin.

»Wir benötigen Ihre Hilfe, Mrs. Brace, um herauszubekommen, was da passiert ist.« Der Cop faßte sie sanft an der Schulter. »Gehen wir in ein Zimmer nebenan. Wo wir

uns unterhalten können.«

Schließlich ließ sie sich vom OP-Tisch wegführen. An der Tür blieb sie noch einmal stehen und sah zu ihrem Mann zurück.

»Ich bin gleich wieder da, Robbie«, sagte sie und ging langsam hinaus.

Toby und Dvorak blieben allein zurück. »Ich habe gar nicht gewußt, daß Sie hier sind«, sagte sie.

»Vor zehn Minuten bin ich angekommen. Bei den vielen Leuten da draußen haben Sie mich wohl übersehen.«

Sie sah Robbie an. Ob sein Körper wohl noch warm war? »Ich wünschte, ich könnte die Notaufnahme schließen und nach Hause gehen. Aber es kommen immer wieder neue Patienten. Mit ihren Wehwehchen und ihrem Schnupfen. Ihrem gottverdammten Pipikram …« Ihre Augen füllten sich plötzlich mit Tränen. Sie wischte sie weg und wandte sich zur Tür.

»Toby?«

Sie blieb stehen, antwortete aber nicht und sah auch nicht zurück.

»Ich muß mit Ihnen reden. Über das, was heute abend passiert ist.«

»Das habe ich schon mit einem halben Dutzend Cops getan. Niemand von uns hat gesehen, was draußen passiert ist. Wir haben ihn auf dem Parkplatz gefunden. Er kroch auf das Gebäude zu …«

»Stimmen Sie mit Dr. Carey darin überein, daß die Todesursache Verbluten nach Verletzung der Aorta war?«

Sie holte tief Luft und drehte sich zögernd zu ihm um. »Mit allem, was immer Dr. Carey dazu sagt.«

»An was im einzelnen erinnern Sie sich bei dem Eingriff?«

»Es gab … eine kleine Auszackung in der Aorta. Er hat sie vernäht. Aber dann sahen wir, daß die Kugel … durchgeschlagen war … Es war ein intimaler Riß. Die Aorta war angerissen. Dann platzte die Adernwand …« Sie schluckte und sah zur Seite. »Es war ein Alptraum.«

Er schwieg.

»Ich habe ihn *gekannt*«, flüsterte sie. »Ich war bei ihm zu Hause. Ich kenne seine Frau. O mein Gott.« Sie stürzte aus dem Zimmer.

Ihre einzige Zuflucht war jetzt der Schlafraum für die diensthabenden Ärzte. Sie machte die Tür hinter sich zu, setzte sich aufs Bett und weinte. Ihr Oberkörper schaukelte vor und zurück.

Daß es an der Tür klopfte, hörte sie nicht einmal.

Dvorak kam leise ins Zimmer. Er zog Kittel und Handschuhe aus, stand jetzt unsicher neben dem Bett und wußte nicht, was er sagen sollte.

»Sind Sie in Ordnung?« fragte er schließlich.

»Nein, das bin ich nicht.«

»Es tut mir leid, daß ich Ihnen die Fragen gestellt habe. Ich mußte es.«

»Sie haben das so verdammt kaltblütig getan.«

»Ich mußte Bescheid wissen, Toby. Wir können Dr. Brace jetzt nicht mehr helfen. Aber wir können die notwendigen Antworten finden. Das schulden wir ihm.«

Sie barg ihr Gesicht in den Händen und kämpfte um Gleichgewicht, wollte aufhören zu weinen. Die Tränen beschämten sie um so mehr, als *er* vor ihr stand und sie ansah. Sie hörte die Sessel quietschen. Er hatte sich hingesetzt. Schließlich gelang es ihr, den Kopf zu heben und ihm direkt in die Augen zu sehen.

»Ich wußte nicht, daß Sie und das Opfer miteinander

bekannt waren«, sagte er.

»Er ist nicht *das Opfer*. Er heißt Robbie.«

»Okay. Robbie.« Er zögerte. »Waren Sie gute Freunde?«

»Nein. Keine … *guten* Freunde.«

»Es scheint Ihnen aber ziemlich nahezugehen.«

»Und das verstehen Sie nicht. Oder?«

»Nicht ganz.«

Sie holte Luft und ließ sie ganz langsam wieder entweichen.

»Bisweilen packt es einen, wissen Sie? Meistens kommen wir damit zurecht, wenn wir einen Patienten verlieren. Und dann kommt ein Kind herein. Oder jemand, den wir kennen. Und plötzlich merken wir, wir kommen damit überhaupt nicht mehr klar …« Sie wischte sich mit der Hand über die Augen.

»Ich muß wieder an die Arbeit. Da draußen müssen schon Patienten auf mich warten …«

Er faßte ihre Hand. »Toby, wenn Ihnen das etwas bedeutet: Ich glaube nicht, daß Sie irgend etwas hätten unternehmen können, um ihn zu retten. Die Verletzung der Aorta war zu schwerwiegend.«

Sie sah auf seine Hand und war ein wenig überrascht, daß er ihre noch immer hielt. Auch er schreckte jetzt von der spontanen Berührung zurück und ließ ihr Handgelenk los. Eine Weile saßen sie schweigend da.

»Das alles ist bestimmt nicht zufällig passiert«, sagte sie. Sie verschränkte die Arme, hielt mit den Händen die Schultern und mußte ihm wieder fest in die Augen sehen. »Ich gehe jeden Abend über den Parkplatz. Auch alle unsere Schwestern. Wenn es nur ein versuchter Raubüberfall war, dann wären wir die viel leichteren Opfer gewesen.«

»Hat es schon mal Überfälle in der Umgebung des Krankenhauses gegeben?«

»Mir fällt nur einer ein. Vor ein paar Jahren wurde eine Schwester vergewaltigt. Aber hier geht es nicht zu wie da drinnen in Boston. Wir haben hier keine Angst um unsere Sicherheit.«

»Auch in den Vorstädten gibt es Verbrecher.«

Es klopfte an der Tür. Toby öffnete. Draußen stand Detective Sheehan.

»Dr. Harper, ich habe ein paar Fragen an Sie«, sagte er, trat ein und machte die Tür hinter sich zu. Plötzlich wirkte das Zimmer sehr voll. »Ich habe gerade mit Mrs. Brace gesprochen, sie glaubt, ihr Mann sei hierhergefahren, um sich mit *Ihnen* zu treffen.«

Toby schüttelte den Kopf. »Warum denn?«

»Das fragen wir uns auch. Er hat seine Frau gegen sechs Uhr angerufen und gesagt, er fahre ins Wicklin Hospital und komme erst später heim.«

»War er im Wicklin?«

»Das überprüfen wir gerade. Was wir nicht wissen: Warum war er am Ende *hier?* Können Sie sich das vorstellen?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Wann haben Sie Dr. Brace das letzte Mal gesehen?«

»Gestern abend.«

Sheehan zog eine Augenbraue hoch. »Kam er zu Ihnen ins Springer?«

»Nein. Ich war bei ihm zu Hause. Er hat mir geholfen, etwas in den Krankenunterlagen eines Patienten nachzusehen.«

»Sie haben sich getroffen, um Krankenblätter durchzugehen?«

»Ja.« Sie sah Dvorak an. »Es war gleich, nachdem ich *Sie* gesehen hatte. Sie hatten mir nur Angus Parmenters Diagnose mitgeteilt. Ich fragte mich, ob Harry Slotkin wohl ebenfalls Creutzfeldt-Jakob gehabt hat. Also haben Robbie und ich uns Slotkins Unterlagen angesehen.«

»Was ist das für eine Krankheit?« warf Sheehan ein.

»Creutzfeld-Jakob ist eine tödliche Infektion des Gehirns.«

»Okay. Sie und Dr. Brace haben sich also gestern abend getroffen. Und dann?«

»Wir sind zusammen nach Brant Hill gefahren. Haben uns gemeinsam die Krankengeschichte angesehen. Dann sind wir heimgefahren.«

»Sie sind nicht irgendwo ausgestiegen? Er war nicht bei Ihnen zu Hause?«

»Nein. Ich bin allein nach Hause gefahren und gegen halb elf angekommen. Er hat mich danach nicht angerufen und ich ihn auch nicht. Darum weiß ich auch nicht, was er heute abend von mir wollte.«

Es klopfte. *Wie viele Leute paßten denn noch in den Raum?* fragte Toby sich und öffnete die Tür.

Es war Val. »Wir haben einen Mann mit linksseitigen Lähmungserscheinungen und verwaschener Sprache. Blutdruck zweihundertfünfzig zu hundertdreißig. Er ist in Raum zwei.«

Toby sah Sheehan an. »Mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Entschuldigen Sie mich jetzt, ich muß mich um unsere Patienten kümmern.«

Es war acht Uhr, als Toby ihren Wagen neben Janes blauem Saab abstellte. Sie war einfach zu erschöpft, gleich auszusteigen und nach Ellen zu sehen, blieb einen

Moment sitzen und sah den Laubblättern zu, die der Wind über den Rasen fegte. Sie hatte eine der schlimmsten Nächte ihres Lebens hinter sich.

Erst Robbies Tod, dann eine ganze Reihe ernsthaft kranker Patienten hintereinander – ein Schlaganfall, ein Myokardinfarkt und ein Emphysem in so kritischem Zustand, daß der Patient hatte intubiert werden müssen. Dazu das Tohuwabohu, das diese herumwimmelnden Cops mit ihren schnatternden Walkie-Talkies angerichtet hatten. War letzte Nacht vielleicht auch noch Vollmond gewesen? Irgendeine verrückte Planetenkonstellation, die das ganze Chaos in ihrer Notaufnahme hervorgerufen hatte? Und dann war da dieser Detective Sheehan gewesen, der ihr bei jeder Gelegenheit aufgelauert und *nur noch eine letzte Frage* gestellt hatte.

Ein Windstoß erfaßte ihren Wagen. Der Motor war schon aus, also auch keine Heizung mehr an, und sie begann zu frieren.

Die Kälte trieb sie schließlich aus dem Wagen und ins Haus. Kaffeegeruch wehte ihr entgegen, und willkommenes Geklapper von Geschirr begrüßte sie aus der Küche. »Ich bin wieder da«, rief sie und hängte ihre Jacke in den Garderobenschrank.

Jane erschien in der Küchentür und lächelte ihr freundlich zu. »Ich habe gerade Kaffee aufgesetzt – mögen Sie eine Tasse?«

»Ich würde gerne, aber dann könnte ich nicht mehr schlafen.«

»Ach, es ist entkoffeinierter. Ich habe mir schon gedacht, daß Sie keinen richtigen wollen.«

Toby lächelte. »In dem Fall hätte ich gerne eine Tasse.«

Blasses Sonnenlicht fiel durch das Fenster herein, als sie am Küchentisch saßen und ihren Kaffee tranken. Ellen

war noch nicht wach, und Toby hatte fast Schuldgefühle, daß sie so froh über diesen Aufschub war und diesen friedvollen Augenblick so genoß. Sie lehnte sich zurück und sog den Geruch ein, der aus ihrer Tasse aufstieg. »Himmlisch«, sagte sie.

»In Wirklichkeit nur ein paar geröstete Bohnen aus Kolumbien.«

»Ja, aber ich brauchte sie nicht zu mahlen und nicht einmal einzugießen. Ich darf hier einfach nur sitzen und ihn trinken.«

Jane schüttelte mitfühlend den Kopf. »Hört sich an, als hätten Sie eine schlimme Nacht hinter sich.«

»So schlimm, daß ich nicht einmal darüber reden möchte.«

Toby stellte die Tasse ab und rieb sich das Gesicht. »Und wie war die Nacht bei Ihnen?«

»Ein bißchen chaotisch. Ihre Mutter konnte nicht einschlafen. Sie ist immer wieder aufgestanden und durch das Haus gewandert.«

»Ach. Und warum?«

»Sie sagte, sie müsse Sie von der Schule abholen. Also suchte sie überall nach den Wagenschlüsseln.«

»Sie ist seit Jahren nicht mehr Auto gefahren. Ich kann mir gar nicht vorstellen, wieso sie gerade jetzt auf die Suche nach den Schlüsseln ging.«

»Na ja, es schien ihr sehr wichtig, daß Sie nicht vor der Schule auf sie warten sollten, und machte sich Sorgen, Sie würden sich erkälten.« Jane lächelte. »Als ich sie fragte, wie alt Sie denn seien, sagte sie elf.«

Elf, dachte Toby. *Das war das Jahr, in dem Dad gestorben ist. Das Jahr, in dem alles auf Moms Schultern geladen wurde.*

Jane stand vom Tisch auf und wusch ihre Tasse im

Spülbecken aus. »Ich habe ihr gestern abend schon ein Bad eingelassen. Sie müssen sich damit also nicht aufhalten. Außerdem haben wir um Mitternacht einen kräftigen Imbiß genommen. Ich glaube, sie wird noch eine Weile im Bett bleiben. Vielleicht den ganzen Tag.«

Sie stellte die Tasse auf das Abtropfgestell und drehte sich zu Toby herum. »Sie muß eine wunderbare Mutter gewesen sein.«

»Das war sie«, murmelte Toby.

»Dann haben Sie Glück gehabt. Mehr Glück als ich …« Jane senkte traurig den Blick. »Aber wir können ja nicht alle die Eltern haben, die wir uns wünschen, oder?« Sie holte Luft, als wolle sie noch etwas sagen, lächelte dann aber nur und griff nach ihrer Handtasche. »Bis morgen also.«

Toby hörte sie aus dem Haus gehen und die Haustür hinter sich zuziehen. Ohne Jane schien ihr die Küche jetzt leer. Leblos. Sie stand auf und ging durch den Flur zum Schlafzimmer ihrer Mutter. Durch den Türspalt sah sie, daß Ellen schlief. Leise ging sie hinein und setzte sich auf das Bett.

»Mom?«

Ellen rollte sich auf den Rücken. Langsam öffnete sie die Augen und sah Toby an.

»Mom, geht es dir gut?«

»Müde«, murmelte Ellen. »Bin müde heute.«

Toby legte die Hand auf Ellens Stirn. Kein Fieber. Sie strich eine graue Strähne aus dem Auge ihrer Mutter. »Du bist doch nicht krank?«

»Ich möchte nur schlafen.«

»Okay.« Toby gab Ellen einen Kuß auf die Wange. »Dann schlaf. Ich gehe jetzt auch ins Bett.«

»Gute Nacht.«

Toby ging hinaus und ließ Ellens Tür angelehnt. Auch ihre eigene Schlafzimmertür würde sie offenstehen lassen, damit sie ihre Mutter rufen hören konnte. Sie ging unter die Dusche und zog ein T-Shirt an, ihr übliches Nachtgewand. Als sie sich auf ihr Bett setzte, läutete das Telefon.

Sie hob ab. »Hallo?«

Eine männliche Stimme, die ihr bekannt vorkam, sagte: »Darf ich fragen, mit wem ich spreche?«

Die Unverblümtheit, mit der er das sagte, ärgerte sie. »Wenn Sie nicht wissen, wessen Nummer Sie gewählt haben, ist das Ihr Problem. Auf Wiedersehen.«

»Warten Sie. Detective Sheehan am Apparat, vom Boston Police Department. Ich versuche nur gerade herauszufinden, wessen Nummer das ist.«

»Detective Sheehan? Hier ist Toby Harper.«

»Dr. Harper?«

»Ja, Sie haben meine Privatnummer gewählt. Wußten Sie das nicht?«

Schweigen am anderen Ende der Leitung. »Nein.«

»Woher haben Sie die Nummer denn?«

»Wahlwiederholung.«

»Wie bitte?«

»Unter Dr. Braces Autositz lag ein Handy. Vor fünf Minuten habe ich es dort gefunden und die Wahlwiederholungstaste gedrückt.« Sheehan unterbrach sich. »Sie waren die letzte Person, die er angerufen hat.«

Vickie brauchte eine halbe Stunde, bis sie kam, um auf Ellen aufzupassen. Noch einmal vierzig Minuten brauchte

Toby, um sich durch den Morgenverkehr nach Boston durchzukämpfen.

Dazu hatte sie nun noch eine Fragerunde mit Detective Sheehan über sich ergehen lassen müssen, und sie war jetzt müde und gereizt genug, um den ersten Menschen, der ihr über den Weg lief, den Kopf abzubeißen. Sie hätte sofort nach Hause fahren und sich ins Bett legen sollen.

Statt dessen rief sie über das Autotelefon Vickie an und sagte ihr, sie müsse noch etwas erledigen, bevor sie heimkomme.

»Mom sieht nicht besonders gut aus«, sagte Vickie. »Was ist mit ihr?«

»Gestern ging es ihr prima«, sagte Toby.

»Also, sie hat sich vor einer Weile übergeben. Ich habe ihr einen Saft zu trinken gegeben, und ich glaube, jetzt geht es ihr ein bißchen besser. Aber sie möchte wieder schlafen.«

»Hat sie sonst noch Beschwerden?«

»Hauptsächlich den gereizten Magen. Ich glaube, du solltest sie zum Arzt bringen.«

»Das bin ich selber.«

»Ja, sicher, *du* kennst dich am besten aus«, sagte Vickie.

Toby legte auf, ärgerte sich gehörig über ihre Schwester und machte sich Gedanken über den Zustand von Ellen. Irgendeine gastrointestinale Störung wahrscheinlich. In ein paar Tagen ist Mom sicher wieder auf den Beinen.

Sie fuhr vom Polizeirevier auf direktem Weg zur 720 Albany Street. Dem Sitz der Rechtsmedizin.

Dvorak schien ihre ungute Stimmung gleich zu spüren. Mit einer freundlichen Geste bat er sie in sein Büro, goß ihr einen Kaffee ein und stellte ihr die Tasse in, ohne zu fragen, ob sie sie wollte. Sie wollte. Sie brauchte das Koffein.

Nach ein paar schnellen Schlucken erwiderte sie seinen Blick. »Ich möchte wissen, warum Sheehan so auf mich fixiert ist. Warum er mich belästigt.«

»Tut er das?«

»Gerade habe ich eine ganze Stunde bei ihm gesessen. Sehen Sie, ich weiß wirklich nicht, warum Robbie bei mir zu Hause angerufen hat. Ich war letzte Nacht nicht zu Hause. Die Frau, die für mich auf meine Mutter aufpaßt, hat den Anruf angenommen. Das habe ich gerade erfahren.«

»Weiß die Frau, warum Brace angerufen hat?«

»Sie hat die Nachricht nicht verstanden. Er sagte, er sei auf dem Weg zum Hospital, um direkt mit mir zu reden. Also habe sie sich weiter keine Gedanken darum gemacht. Glauben Sie mir, Dan, zwischen Robbie und mir lief da weiter nichts. Keine Liebe, kein Sex, nichts. Wir waren nur Freunde.«

»Aber sein Tod hat Sie furchtbar mitgenommen.«

»Mitgenommen? Schließlich ist Robbie vor meinen Augen verblutet! Meine Hände, meine Arme waren voll von seinem Blut. Ich habe sein Herz umklammert und gepreßt, um es am Schlagen zu halten; ich habe mich bemüht, sein Leben zu retten. Sollte mich das, zum Teufel, etwa *nicht* mitnehmen?« Sie holte tief Luft und kämpfte mit den Tränen. »Aber Sie arbeiten nicht mit lebendigen Menschen und wissen nicht, wie das ist. Sie bekommen nur die Leichen.«

Er sagte nichts dazu. Sein Schweigen schien ihren Zorn und die Erregtheit ihrer letzten Worte noch zu verstärken.

Sie sank im Sessel zurück und bedeckte ihr Gesicht.

»Das stimmt«, sagte er ruhig. »Ich weiß es nicht. Ich muß nicht zusehen, wenn Menschen vor meinen Augen sterben. Und vielleicht ist das der Grund, warum ich mir

dieses Feld ausgesucht habe. Da muß ich das nicht mit ansehen.«

Sie hob den Kopf, mochte ihm aber nicht in die Augen schauen, starrte lieber auf die Ecke des Schreibtischs. »Mit der Autopsie sind Sie wohl noch nicht fertig?«

»Doch. Heute morgen. Unerwartete Dinge haben wir nicht gefunden.«

Sie nickte und sah ihn noch immer nicht an.

»Und Mr. Parmenter? Hat der Neuropathologe die Diagnose bestätigt?«

»Es war die Creutzfeldt-Jakobsche Krankheit.« Er sagte es ohne Vorbehalt und ohne einen Anflug von Erschütterung, die diese Diagnose in ihm ausgelöst haben mußte.

Sie sah ihn an, hatte plötzlich vor Augen, in welcher Krise Dvorak steckte, was für Ängste er haben mußte. Sie sah, daß er schlecht geschlafen hatte. Seine Augen lagen tief in den Höhlen, wirkten fiebrig.

»Das ist eben etwas, womit ich leben muß«, sagte er. »Mit der Möglichkeit, krank zu werden. Nicht zu wissen, ob ich nun noch zwei oder noch einmal vierzig Jahre leben werde. Ich sage mir immer wieder, ich könnte ja auch auf die Straße gehen und von einem Bus überfahren werden. So ist das Leben. Jeder Tag birgt ein Lebensrisiko.« Er reckte sich, als wolle er diese Stimmung abstreifen. Dann sagte er mit einem unerwarteten Lächeln: »Nicht, daß ich ein so aufregendes Leben hätte.«

»Aber ich hoffe, es dauert doch noch lange.«

Beide standen auf und schüttelten sich die Hände, unter Freunden eine zu formell wirkende Geste. Aus ihrer Beziehung war noch keine Freundschaft geworden. Doch sie hatte das Gefühl, sie entwickle sich in diese Richtung. Was sie sich wünschte. Als sie ihn jetzt ansah, verwirrte

sie dieses plötzliche Gefühl, von ihm angezogen zu sein, und ihre Erwiderung seines warmen Händedrucks.

»Vorgestern abend«, sagte er, »haben Sie mich zu einem Glas Brandy eingeladen.«

»Ja.«

»Ich bin darauf nicht eingegangen, weil ich – also, ich war noch zu geschockt von der Diagnose. Es hätte uns beiden den Abend ruiniert.«

Sie erinnerte sich, wie sie die Nacht verbracht hatte, allein auf ihrem Sofa, deprimiert, sich mit medizinischen Zeitschriften beschäftigend, während der romantische Mendelssohn aus der Stereoanlage geklungen hatte. *Den Abend hättest du kaum noch ruinieren können*, dachte sie.

»Jedenfalls habe ich überlegt«, sagte er, »ob ich mich dafür nicht revanchieren könnte. Es ist fast Mittag. Ich bin schon den ganzen Vormittag hier und kann es plötzlich kaum erwarten, dieses verdammte Gebäude zu verlassen. Wenn Sie Zeit haben – und Lust …«

»Sie meinen … jetzt?«

Damit hatte sie nicht gerechnet. Sie sah ihn einen Augenblick an und überlegte, wie sehr sie wohl darauf gewartet hatte, daß es passierte, und hatte gleichzeitig Angst, zuviel in seine Einladung hineinzulegen.

Er schien ihr Zögern als mangelnde Begeisterung zu interpretieren. »Es tut mir leid. Das kommt ein wenig Hals über Kopf. Vielleicht ein andermal.«

»Ja. Ich meine, nein. Jetzt paßt es mir gut«, sagte sie schnell.

»Wirklich?«

»Unter einer Bedingung, wenn es Ihnen nichts ausmacht.«

Er hielt den Kopf schief und wußte nicht recht, was jetzt kam.

»Könnten wir uns eine Weile in den Park setzen?« fragte sie sehnsüchtig. »Ich weiß, es ist ein bißchen frisch draußen, aber ich habe seit einer Woche die Sonne nicht mehr gesehen. Und ich würde sie jetzt wirklich eine Weile auf meinem Gesicht genießen.«

»Wissen Sie was? Mir geht es genauso.« Er lächelte. »Ich hole schnell meinen Mantel.«

14

Sie saßen, warme Schals um den Hals, nah beieinander auf einer Parkbank und aßen dampfende Pizza direkt aus dem Pappkarton. Belegt war sie mit Thai-Hühnchen und Erdnußsauce, zufällig seine und auch ihre Lieblingspizza. »Große Geister korrespondieren auf gleicher Ebene«, hatte Dvorak gesagt und dazu gelacht, als sie unter den nun laublosen Bäumen zu dieser Bank am Teich gegangen waren. Der Wind war zwar kalt, doch die Sonne schien von einem hellen und klaren Himmel.

Das hier ist nicht derselbe Mann, dachte Toby und betrachtete Dvoraks Gesicht mit den zerzausten Haaren in der Stirn und den vom Wind geröteten Wangen. Hol ihn heraus aus diesem deprimiert machenden Haus, weg von seinen Leichen, und er wird ein ganz anderer Mensch. Einer mit lachenden Augen. Ob sie selbst auch so anders aussah? Der Wind hatte ihr Haar in alle Richtungen gezerrt, und ihre Finger klebten von der Pizza, doch gerade jetzt fühlte sie sich attraktiv wie lange nicht mehr.

Vielleicht hatte es damit zu tun, wie er sie ansah. Was läßt einen schöner erscheinen als der lächelnde Blick eines begehrenswerten Mannes? dachte sie.

Sie sah zu ihm hoch und genoß den hellen Tag. »Ich hatte fast vergessen, wie wohl man sich in der Sonne fühlen kann.«

»Ist es so lange her, daß Sie sie gesehen haben?«

»Mir kommt es vor, als wären es Wochen gewesen. Zuerst hatten wir die ganze Zeit diesen Regen. Und die paar Sonnentage, die dann kamen, habe ich verschlafen.«

»Warum haben Sie sich dann für die Nachtschicht

entschieden?«

Sie kaute ihren letzten Bissen Pizza und leckte hingebungsvoll die Sauce von den Fingern. »Anfangs hatte ich gar keine andere Wahl. Als ich meine Assistenzzeit hinter mir hatte, war das der einzige freie Termin im Springer. Zuerst war es auch eine sehr sinnvolle Sache. In der Notaufnahme wird es nach Mitternacht gewöhnlich ruhig, und manchmal konnte ich da sogar ein paar Stunden schlafen. Dann fuhr ich nach Hause, hängte noch ein längeres Nickerchen an und hatte den restlichen Tag ganz zu meiner Verfügung.« Sie schüttelte den Kopf beim Gedanken daran. »Das war vor zehn Jahren. Wenn man noch keine dreißig ist, kommt man schon mit extrem wenig Schlaf aus.«

»Die mittleren Jahre sind schon die Pest.«

»Aha, die ›mittleren Jahre‹ … Reden wir da von uns selbst?«

Er lachte und zwinkerte in die Sonne. »Und Sie sind nun zehn Jahre älter und eine alte Dame geworden, nicht? Schon in den Dreißigern? Und da arbeiten Sie immer noch in der Friedhofs-Zulieferschicht.«

»Mit der Zeit wurde es da richtig gemütlich. Man arbeitet immer mit denselben Schwestern zusammen. Leuten, denen man vertrauen kann.« Sie seufzte. »Dann wurde der Alzheimer meiner Mom immer schlimmer. Da erschien es mir wichtig, tagsüber daheim zu sein. Für sie dazusein. Darum habe ich mir jemanden gesucht, der nachts bei uns im Haus schläft. Morgens komme ich dann nach Hause und übernehme den Dienst.«

»Hört sich an, als würden Sie die Kerze von beiden Seiten her brennen lassen.«

Sie zuckte mit den Schultern. »Eine vernünftige Alternative dazu gibt es nicht, oder? Im Ernst, ich bin

glücklich. Zumindest kann ich es mir leisten, eine Hilfe einzustellen und selber weiterzuarbeiten, im Unterschied zu so vielen anderen Frauen. Und meine Mutter hört – selbst jetzt, wo sie enorm anstrengend geworden ist – nie auf …« Sie unterbrach sich selbst und suchte nach dem einen Wort, das das Wesentliche an Ellen auf den Begriff brachte. »Liebenswert«, sagte sie. »Meine Mutter hat nie aufgehört, liebenswert zu sein.«

Ihre Blicken trafen sich. Sie zitterte, als ein kalter Windstoß über den Teich fuhr und die nackten Zweige über ihnen schüttelte.

»Ich habe das Gefühl, Sie ähneln Ihrer Mutter sehr«, sagte er.

»In puncto Liebenswürdigkeit? Nein. Ich wünschte, ich hätte mehr davon.« Sie sah auf den Teich, auf dessen Oberfläche kleine Wellen tanzten. »Ich glaube, ich bin zu ungeduldig. Zu angespannt, um liebenswürdig zu sein.«

»Ja, angespannt und heftig sind Sie, Dr. Harper. Ich weiß das von unserem ersten Gespräch her. Und ich kann jede Gefühlsregung sehen, die über Ihr Gesicht fährt.«

»Macht ganz schön angst, nicht?«

»Tut aber bestimmt der Seele wohl. Jedenfalls kommt es so aus einem heraus. Offen gestanden könnte ich auch etwas von dem gebrauchen, was Sie da haben.«

»Und ich«, gab sie zerknirscht zurück, »etwas von Ihrer Reserve.«

Der letzte Rest Pizza war verzehrt. Sie warfen die Verpackung in den Abfallkorb und gingen los. Dvorak schien von der Kühle nichts zu spüren. Er spazierte lockeren Schritts mit offenem Mantel neben ihr, der Schal hing nur noch lässig über seiner Schulter.

»Ich glaube nicht, jemals einen Pathologen

kennengelernt zu haben, der sich nicht reserviert gab«, sagte sie. »Seid ihr nicht auch alle gute Pokerspieler?«

»Heißt das, unser Temperament ist so etwas wie ein Grenzfall von Apathie?«

»Die, die ich kenne, erscheinen mir jedenfalls als allzu ruhige Zeitgenossen. Aber auch als kompetent, als wüßten sie auf alles eine Antwort.«

»Das tun wir.«

Sie sah sein ausdrucksloses Gesicht und lachte. »Gut gekontert, Dan. Sie haben mich überzeugt.«

»Das wird Ihnen in der Pathologie regelrecht beigebracht. Wie man immer einen intelligenten Eindruck macht. Und die, die dabei durchfallen, werden dann Chirurgen.«

Sie warf den Kopf zurück und mußte noch lauter lachen.

»Trotzdem stimmt das, was Sie sagen«, gab er zu. »Die Ruhigen gehen in die Pathologie. Sie zieht Leute an, die gern im Keller arbeiten. Die lieber durch Mikroskope schauen, als mit lebendigen Menschen zu reden.«

»Trifft das auf Sie zu?«

»Da muß ich ja sagen. Ich kann nicht gut mit Menschen umgehen, habe zu wenig Erfahrung. Was wohl auch erklärt, warum ich geschieden bin.«

Sie gingen eine Weile schweigend weiter. Der Wind hatte ein paar Wolken vor sich hergetrieben, und sie wanderten jetzt mal in der Sonne, mal im Schatten.

»War sie auch Ärztin?« fragte Toby.

»Pathologin wie ich. Eine ganz hervorragende, aber auch sehr reserviert. Ich habe ihr nicht einmal angemerkt, daß zwischen uns etwas nicht mehr stimmte. Bis sie mich dann verließ. Ich glaube, das zeigt, was für gute Pokerspieler wir waren.«

»Was einer Ehe wohl nicht so besonders bekommt,

könnte ich mir vorstellen.«

»Nein, das tut es sicher nicht.« Er blieb plötzlich stehen und sah auf seinen Gürtel. »Jemand piepst mich an«, sagte er und las mit gerunzelter Stirn das Display ab.

»Da drüben ist ein Münztelefon.«

Während Dvorak in der Zelle telefonierte, hielt Toby draußen mit geschlossenen Augen ihr Gesicht in die Sonne, die gerade zwischen zwei Wolken durchschien. Ein angenehmes Gefühl, einfach am Leben zu sein. Dvoraks Gespräch bekam sie kaum mit. Erst bei dem Wort »Brant Hill« wandte sie sich plötzlich um und sah ihn durch das Plexiglas an.

Er hängte ein und trat aus der Zelle.

»Was ist?« sagte sie. »Es geht um Robbie, nicht?«

Er nickte. »Das war Detective Sheehan. Er war im Wicklin Hospital und hat sich dort umgehört. Man hat ihm gesagt, Dr. Brace sei gestern abend bei ihnen gewesen. Er hat nach Krankengeschichten gesucht und in der Pathologie nach der alten Akte eines Bewohners von Brant Hill gefragt. Eines gewissen Stanley Mackie.«

Sie schüttelte den Kopf. »Den Namen habe ich nie gehört.«

»Nach den Informationen aus dem Wicklin ist er dort im letzten März nach Kopfverletzungen durch einen Sturz gestorben. Was nun für Sheehan interessant war, war die Diagnose, die man nach der Autopsie gefunden hat. Sie lautete auf eine Krankheit, von der er, wie er sich erinnerte, gestern abend auch schon gehört hat.«

Oben verschwand die Sonne hinter einer Wolke. In dem plötzlichen Zwielicht sah Dvoraks Gesicht grau aus. Weit von ihr entfernt.

»Es war Creutzfeldt-Jakob.«

Vom Fenster des Konferenzraums im neunzehnten Stock aus konnte Carl Wallenberg die golden glänzende Kuppel des Boston State House sehen und dahinter die Bäume des Boston Common. Sie streckten ihre kahlen Äste wie Skelette gegen den blauen Himmel. Hier sitzen sie also, die höheren Führungskräfte, und genießen den Blick über die Stadt. Während wir da draußen in Newton die wirkliche Arbeit machen und die Brant-Hill-Kundschaft fit und am Leben erhalten, sitzen dieser Kenneth Foley und seine Buchhaltertruppe in diesem feudalen Citybüro herum und erhalten die Einkünfte von Brant Hill fit und am Leben. Und lassen Sie weiter wachsen, sprunghaft, versteht sich. *Foleys Armani-Abziehfiguren*, dachte Wallenberg und sah sich die anderen Leute rund um den Tisch an. An ihre Namen und Titel konnte er sich nur flüchtig erinnern. Der Mann da im blauen Nadelstreifenanzug war ein Vizepräsident in der Geschäftsleitung. Die hochnäsige Rothaarige war vom Finanzvorstand. Außer Wallenberg und Russ Hardaway, dem Firmenanwalt, war das hier eine einzige Ansammlung von Bürohengsten.

Eine Sekretärin kam mit einer festen Kanne Kaffee herein, füllte geziert fünf Tassen aus feinstem Chinaporzellan und stellte sie, zusammen mit einer Zuckerschale und einer Sahneschüssel aus Kristall, auf dem Tisch ab. Nicht diese primitiven Würfelzuckerpäckchen wie sonst. Sie blieb am Tisch stehen und wartete auf weitere Anweisungen von Foley. Es kamen keine. Die fünf am Tisch saßen da und warteten, bis die Sekretärin sich zurückgezogen und die Tür hinter sich geschlossen hatte.

Dann ergriff Kenneth Foley, der Vorstandsvorsitzende der Brant Hill AG, das Wort. »Heute morgen habe ich erneut einen Anruf von Dr. Harper erhalten. Noch einmal erinnerte sie mich daran, daß Brant Hill nicht so arbeitet,

wie es sollte. Daß vielleicht noch mehr Bewohner von Brant Hill erkranken könnten. Daß sich daraus ein weit größeres Problem für uns ergeben könnte, als ich denke.« Er sah in die Runde, und sein Blick blieb an Wallenberg hängen. »Carl, Sie haben mir versichert, der Fall sei erledigt.«

»Das *ist* er auch«, sagte Wallenberg. »Ich habe mich mit Dr. Dvorak unterhalten. Und ich habe die Leute vom Gesundheitsamt getroffen. Wir sind jetzt alle der Meinung, daß es keinen Grund gibt, Alarm zu schlagen. Die von uns gebotene Küche entspricht voll den gegebenen Vorschriften. Unser Wasser beziehen wir aus der kommunalen Wasserversorgung. Und diese Hormonspritzen, über die sich alle so aufregen – wir können nachweisen, daß sie aus frischen Lieferungen stammen. Absolut sicher. Dr. Dvorak ist überzeugt, daß diese Fälle rein zufällig zusammengetroffen sind. ›Statistische Häufung‹ nennt man das. ›Zufallsstreuung‹.«

»Sie sind also sicher, daß das Gesundheitsamt wie auch die Rechtsmedizin zufriedengestellt sind?«

»Ja. Sie sind übereingekommen, keine öffentliche Erklärung abzugeben, weil es keinen Grund für eine Warnung der Öffentlichkeit gibt.«

»Aber Dr. Harper weiß über die Angelegenheit Bescheid. Wir müssen wissen, wie wir auf ihre Fragen zu antworten haben. Denn wenn sie Bescheid weiß, weiß es bald auch die Öffentlichkeit.«

»Hat es schon Anfragen seitens der Medien gegeben?« fragte Hardaway.

»Bisher noch nicht. Aber es könnte eine unerwünschte Aufmerksamkeit auf uns gelenkt werden.« Foley sah Wallenberg wieder an. »Sagen Sie uns also noch einmal, Carl, daß wir uns bezüglich dieser Krankheit keinerlei

Sorgen zu machen haben.«

»Sie müssen sich über nichts Sorgen machen«, sagte Wallenberg. »Ich sage Ihnen, diese beiden Fälle haben nichts miteinander zu tun. Zufälle passieren nun einmal.«

»Wenn es zu weiteren Fällen käme, würde es nicht mehr nach Zufall aussehen«, sagte Hardaway. »Es würde sich in eine PR-Katastrophe verwandeln, weil es dann so aussehen würde, als hätten wir es nicht für nötig gehalten, der Sache auf den Grund zu gehen.«

»Das ist der Grund, warum mich Dr. Harpers Anruf beunruhigt«, sagte Foley. »Im Grunde hat sie uns wissen lassen, daß sie Bescheid weiß. Und daß sie uns beobachtet.«

»Das klingt ja wie eine Drohung«, sagte Hardaway.

»Es ist eine Drohung«, sagte die Finanzvorständlerin. »Unsere Aktien sind heute morgen um weitere drei Punkte gestiegen. Doch was passiert, wenn die Investoren erfahren, daß uns unsere Bewohner wegsterben – und wir nichts unternommen haben, dem ein Ende zu machen?«

»Aber es gibt nichts, dem man *ein Ende machen* könnte«, sagte Wallenberg. »Es ist die pure Hysterie ohne jede faktische Untermauerung.«

»Was Dr. Harper mir sagte, klang mir sehr vernünftig«, sagte Foley.

Wallenberg schnaufte. »Das ist genau das Problem. Sie klingt vernünftig, auch wenn sie es nicht ist.«

»Worauf ist sie denn eigentlich aus?« fragte die Dame vom Finanzvorstand. »Geld? Beachtung? Es muß ein Motiv geben, das sie treibt und auf das wir reagieren können. Haben Sie einen Wink in der Richtung bekommen, Ken, als Sie heute früh mit ihr sprachen?«

Ruhig antwortete Foley: »Ich glaube, in Wirklichkeit geht

es ihr um Dr. Brace. Und den unglücklichen Zeitpunkt seines Todes.«

Bei der Erwähnung von Robbie Brace verfielen alle für einen Moment in Schweigen und sahen vor sich auf den Tisch. Keiner wollte von dem Toten reden.

»Sie und Dr. Brace waren miteinander bekannt«, sagte Foley.

»Vielleicht mehr als nur bekannt«, fügte Wallenberg abfällig hinzu.

»Wie immer ihre Beziehung war«, sagte Foley, »der Tod von Dr. Brace hat sie genügend in Aufregung versetzt, um auf diese Frage zu kommen. Und sie scheint ein Insiderwissen zu haben, was die Ermittlungen in dieser Mordsache angeht. Irgendwie muß sie auch von der Diagnose zum Fall Dr. Mackie erfahren haben. Sie wußte, daß er in Brant Hill gewohnt hat. Nichts davon war zuvor in die Öffentlichkeit gedrungen.«

»Ich weiß, woher sie es hat«, sagte Wallenberg. »Aus der Rechtsmedizin. Sie hat mit Dr. Dvorak zu Mittag gegessen.«

»Woher wissen Sie das?«

»Ich erfahre so manches.«

»Mist«, sagte die Finanzdame. Es blieb der einzigen Frau in der Runde vorbehalten, den ersten Fluch auszustoßen. »Dann verfügt sie über Namen und Fakten, die sie an die Medien durchsickern lassen könnte. Soviel zum Punktgewinn an der Börse.«

Foley beugte sich vor und sah Wallenberg scharf an. »Carl, Sie sind der medizinische Experte. Und bislang haben wir uns Ihrer Beurteilung der Angelegenheit unterworfen. Aber wenn Sie unrecht haben, wenn noch ein Patient von dieser Krankheit befallen wird, dann könnte

das all unsere Expansionspläne abwürgen. Es könnte, zum Teufel, auch das kaputtmachen, was wir bereits haben.«

Wallenberg mußte den Ärger in seiner Stimme unterdrücken.

Es gelang ihm auch, völlig ruhig und zuversichtlich zu klingen, und das war er ja schließlich. »Ich sage es ein drittes Mal. Wenn es sein muß, auch ein dutzendmal. Es handelt sich um keine Epidemie. Die Krankheit wird bei keinem unserer Bewohner mehr auftauchen. Und wenn, dann gebe ich all meine gottverdammten Aktienanteile wieder zurück.«

»So sicher sind Sie?«

»So sicher bin ich.«

Foley lehnte sich erleichtert zurück.

»Dann müssen wir uns nur noch um eines Sorgen machen«, sagte die Finanzdame, »und das ist die große Lippe, die Dr. Harper riskiert. Die könnte uns leider einigen Schaden zufügen, selbst dann, wenn nichts von dem, was sie sagt, bewiesen wird.«

Keiner sagte etwas. Alle dachten angestrengt nach, was für Gegenmaßnahmen möglich wären.

»Ich glaube«, sagte Wallenberg, »wir sollten sie einfach ignorieren. Ihre Anrufe nicht mehr entgegennehmen, ihr gegenüber keinerlei Erklärungen abgeben. Dann wird sie schließlich selber ihre Glaubwürdigkeit beschädigen.«

»Und inzwischen beschädigt sie *uns*«, sagte die Finanzdame. »Gibt es denn keine Möglichkeit, etwas … Druck auf sie auszuüben? Auf dem Umweg über ihren Job beispielsweise? Ich dachte, in der Leitung von Springer drängt man schon auf ihre Entlassung.«

»Das haben sie versucht«, sagte Wallenberg. »Aber der Leiter der Notaufnahme hat sich auf die Hinterbeine

gestellt und alles abgeschmettert. Vorläufig zumindest.«

»Was ist mit Ihrem Freund, dem Chirurgen? Ich dachte, er hat das Kündigungsverfahren in Gang gesetzt.«

Wallenberg schüttelte den Kopf. »Dr. Carey ist wie alle Chirurgen, die ich kenne. Zu sehr von sich selbst überzeugt.«

Die Finanzdame seufzte ungeduldig. »Also gut, und wie gehen wir jetzt wirklich mit ihr um?«

Foley sah Wallenberg an. »Vielleicht hat Carl ja recht«, sagte er. »Wir tun am besten gar nichts. Sie muß bereits darum kämpfen, ihren Job zu behalten, und ich glaube, die Schlacht verliert sie. Wir lassen sie sich einfach selber demontieren.«

»Vielleicht mit ein bißchen Nachhilfe?« suggerierte die Finanzdame leise.

»Ich glaube nicht, daß das nötig ist«, sagte Wallenberg. »Glauben Sie mir. Tobys schlimmster Feind ist sie selber.«

Toby entdeckte ihn auf der anderen Seite des frisch ausgehobenen Grabes. Er stand mit leicht gebeugtem Kopf, sein Blick ruhte auf Robbies Sarg. Selbst ohne den weißen Arztkittel sah Dr. Wallenberg jeden Zentimeter aus wie der leidenschaftliche, gottgleiche Mediziner. Was für weniger göttliche Gedanken sich wohl hinter seiner Stirn verbargen? Die kleine Abordnung von Doktoren und Leuten aus der Verwaltungsetage von Brant Hill trug die gleiche Betroffenheit auf ihren Gesichtern zur Schau, als hätte man allen identische Gummimasken für Trauerzwecke zugeteilt.

Wer von ihnen war wohl wirklich Robbies Freund gewesen? An ihren Gesichtern konnte sie es nicht ablesen.

Wallenberg schien zu spüren, daß man ihn beobachtete.

Er hob den Kopf und sah Toby an. Einen Augenblick lang starrten sie einander an. Dann sah er weg.

Ein kalter Wind fuhr über die Köpfe der Versammlung und blies totes Laub in die Grube. Robbies Tochter fing in Gretas Armen an zu wimmern, keine Schluchzer, die Trauer bedeuteten, sondern Überdruß kundtaten. So lange von lauter Erwachsenen umgeben zu sein. Greta setzte ihre Tochter ab, und wie der Blitz war das Mädchen auf und davon und schlängelte sich kichernd durch die Beine der Erwachsenen.

Der Priester wußte nicht, was er angesichts des lustigen Kindes inmitten der Trauergemeinde unternehmen sollte. Mit einem resignierten Blick kam er schnell zum Ende seiner Ansprache und klappte die Bibel zu. Als sich der Zug der Trauernden in Richtung auf die Witwe in Gang setzte, verlor Toby Wallenberg aus den Augen. Sie ging um das Grab herum auf die andere Seite, und da sah sie ihn auf die parkenden Autos zugehen.

Sie folgte ihm. Zweimal mußte sie seinen Namen rufen, bevor er endlich stehenblieb und sich zu ihr umdrehte.

»Seit beinahe einer Woche versuche ich, Sie zu erreichen«, sagte sie. »Ihre Sekretärin stellt mich nie zu Ihnen durch.«

»Ich hatte viel zu tun.«

»Können wir jetzt miteinander reden?«

»Die passende Zeit ist das gerade nicht, Dr. Harper.«

»Wann *ist* es denn passend?«

Er gab keine Antwort. Statt dessen drehte er sich um und ging weg.

Sie folgte ihm. »In Brant Hill sind zwei Fälle von Creutzfeldt-Jakob nachgewiesen«, sagte sie. »Angus Parmenter und Stanley Mackie.«

»Dr. Mackie ist an den Folgen eines Sturzes gestorben.«

»Und Creutzfeldt-Jakob hatte er auch. Was wohl vor allem der Grund ist, warum er aus dem Fenster gesprungen ist.«

»Sie sprechen von einer unheilbaren Krankheit. Unterstellen Sie mir, ich hätte da meine Pflicht vernachlässigt?«

»Zwei Fälle in einem Jahr …«

»Statistische Häufung. Wir haben eine große Bevölkerung, Dr. Harper. Im Großraum Boston kann man mit einigen Fällen dieser Art rechnen. Die beiden Männer wohnten zufällig in Nachbarschaft.«

»Was, wenn es sich um eine infektiöse Prion handelte? In Brant Hill könnten jetzt neue Fälle in der Inkubationsphase sein.«

Er sah sich zu ihr mit einem so aggressiven Gesichtsausdruck um, daß sie einen Schritt zurückging. »Hören Sie mir gut zu, Dr. Harper. Die Leute kaufen sich in Brant Hill ein, um frei von Sorgen, frei von Ängsten zu leben. Sie haben ihr Leben lang hart gearbeitet und sich dieses Leben im Luxus verdient. Sie können es sich leisten. Sie wissen, sie erhalten die beste medizinische Versorgung der Welt. Da wollen sie nichts hören von einer hirnrissigen Theorie über eine tödliche Krankheit für ihr Gehirn in ihrem Essen.«

»Ist dies das einzige, worum Sie sich Sorgen machen? Um das mentale Wohlbefinden Ihrer Patienten?«

»Für dieses Wohlbefinden bezahlen sie. Wenn sie das Vertrauen zu uns verlieren, packen sie ihre Sachen und kündigen. Und Brant Hill würde zu einer Geisterstadt.«

»Ich habe keineswegs vor, Brant Hill einzureißen. Ich meine nur, Sie sollten Ihre Bewohner auf Symptome beobachten.«

»Stellen Sie sich einmal die Panik vor, die *das* auslösen würde. Unser Essen ist einwandfrei. Unsere Hormone beziehen wir von renommierten Pharmaumernehmen. Selbst das Gesundheitsamt ist mit uns der Meinung, daß es keinen Grund gibt, alle Bewohner auf Symptome zu untersuchen. Hören Sie also auf, unseren Bewohnern Angst einzujagen. Oder es steht bald ein Anwalt vor Ihrer Tür.« Er drehte sich wieder um und wollte weitergehen.

»Und was ist mit Robbie Brace?« platzte sie heraus.

»Was soll mit ihm sein?«

»Ich finde es reichlich seltsam, daß er getötet wurde, gleich nachdem er von Mackies Diagnose erfahren hatte.« Jetzt war es heraus. Sie hatte einfach ihre Vermutung herausgelassen und erwartete jetzt, daß Wallenberg voll zum Gegenangriff überging.

Statt dessen wandte er sich ganz zu ihr um und schenkte ihr ein Lächeln von geradezu schauriger Gelassenheit. »Ja, wie ich höre, drängen Sie auch bei der Polizei in diese Richtung. Aber die hat diesen Ansatzpunkt fallenlassen, weil sie für eine solche Theorie keinerlei Zusammenhänge sieht.« Er machte eine Pause. »Übrigens, sie hat mir eine Menge Fragen über *Sie* gestellt.«

»Die Polizei? Was denn für Fragen?«

»Ob mir eine Beziehung zwischen Ihnen und Dr. Brace bekannt sei. Ob ich wisse, daß er Sie spätabends mit in unsere Klinik genommen hat.« Sein Lächeln wurde breiter, bis es eher wie ein Zähnefletschen aussah. »Es fasziniert mich, was für eine sexuelle Anziehungskraft farbige Männer auf Frauen wie Sie ausüben.«

Toby sackte vor Zorn und Überraschung das Kinn herunter.

Sie ging, von der Wut angetrieben, auf ihn zu. »Dafür möge Gott Sie strafen. Sie haben kein Recht, so über ihn

zu reden.«

»Alles in Ordnung, Carl?« sagte eine Stimme.

Toby wandte den Kopf mit einem Ruck und sah einen Mann, groß und fast völlig glatzköpfig, neben sich stehen. Es war derselbe elegant angezogene Mann, der während der Beerdigungsfeier neben Wallenberg am Grab gestanden hatte. Er sah sie beklommen an, und sie spürte, daß ihr Gesicht vor Zorn rot angelaufen war und sie die Hände zu Fäusten geballt hatte.

»Es war leider nicht zu überhören«, sagte der Mann. »Soll ich jemanden rufen, Carl?«

»Kein Problem, Gideon. Dr. Harper fühlte sich nur ein bißchen …«, wieder dieses abstoßende, selbstzufriedene Lächeln, »… beunruhigt über den Tod von Robbie.«

Du Schwein, dachte Toby.

»In einer halben Stunde haben wir eine Vorstandsbesprechung«, sagte der Glatzköpfige.

»Das habe ich nicht vergessen.« Wallenberg sah Toby an, und in seinem Blick entdeckte sie ein triumphierendes Glitzern. Er hatte sie ins Messer laufen, sie die Fassung verlieren lassen, und dieser Mann namens Gideon hatte es mit angesehen. Wallenberg war es, der die Dinge im Griff hatte, nicht sie, und das ließ er sie mit einem Lächeln wissen.

»Wir treffen uns bei der Sitzung«, sagte der Glatzkopf. Und mit einem letzten, besorgten Blick auf Toby ging er davon.

»Ich glaube, mehr gibt es darüber nicht zu reden«, sagte Wallenberg und wollte auch weitergehen.

»Bis der nächste Fall von Creutzfeldt-Jakob auftaucht«, sagte sie.

Er drehte sich noch einmal um und schenkte ihr einen

letzten, mitleidigen Blick. »Dr. Harper, darf ich Ihnen einen Rat geben?«

»Was für einen?«

»Fangen Sie an zu leben.«

Ich habe ein Leben, dachte Toby und nahm wütend einen Schluck Kaffee im Dienstzimmer der Notaufnahme. *Gottverdammt. Ich habe ein Leben.* Vielleicht nicht das, was ich mir als junge Ärztin in der Ausbildung vorgestellt hatte, nicht das Leben, das sie sich so, wie es war, bewußt ausgesucht hätte. Aber manchmal hatte man keine Wahl, manchmal traf man auf widrige Umstände. Mit Aufgaben und Pflichten.

Ellen.

Toby trank ihren Kaffee aus und goß sich neuen ein, schwarz und heiß. Natürlich übersäuerte sie damit ihren Magen, aber sie brauchte das Koffein dringend. Robbies Beerdigung war in ihre übliche Schlafzeit gefallen, und so hatte sie nur noch ein paar Stunden gefunden, sich auszuruhen, bevor abends wieder die Arbeit gerufen hatte. Jetzt war es sechs Uhr morgens, und sie funktionierte nur noch automatisch mit Reflexen und zeitweiligen primitiven Gefühlsausbrüchen. Wut. Frust. Im Moment war es beides zusammen. Sie wußte, daß selbst nach Ende ihrer Schicht, wenn sie in anderthalb Stunden durch die Tür hinausgehen würde, wieder ein neues Bündel Sorgen und Verantwortlichkeiten auf sie warteten.

Fangen Sie an zu leben, hatte er gesagt. Und das hier war das Leben, was sie nun einmal führte und das ihr Kummer machte.

Als sie sich gestern abend für die Arbeit fertiggemacht hatte, hatte sie beim Blick in den Spiegel die ersten Haare entdeckt, die nicht mehr blond waren, sondern weiß.

Wann war das passiert? Wann hatte sie die Grenze vom jungen ins mittlere Alter überschritten? Selbst wenn bestimmt niemand diese Haare entdeckt haben würde, hätte sie sie ausgezupft. Obwohl sie wußte, sie würden wieder genauso weiß nachwachsen. Tote Melanozyten regenerierten sich einfach nicht noch einmal. Den Jungbrunnen gab es bekanntlich nicht.

Um sieben Uhr dreißig trat sie schließlich von der Notaufnahme nach draußen und blieb stehen, um die frische Morgenluft einzuatmen. Eine Luft, die nicht nach Desinfektionsmitteln roch, nach reinem Alkohol und abgestandenem Kaffee. Ein schöner Tag kündigte sich an. Der Dunst verzog sich bereits und ließ entfernt einen blauen Himmel erkennen. Der bloße Anblick verbesserte schon ihre Stimmung. Die nächsten vier Tage hatte sie frei, um ihren Schlaf wieder einzuholen. Und für den nächsten Monat hatte sie zwei Wochen Urlaub angemeldet.

Vielleicht konnte sie Ellen dann Vickie überlassen und einmal richtig Ferien machen. In einem Hotel am Strand. Heißer Sand und kalte Drinks. Vielleicht eine kleine Romanze. Seit langem hatte sie mit keinem Mann mehr geschlafen. Sie hatte gehofft, mit Dvorak würde es soweit kommen. In letzter Zeit hatte sie oft an ihn gedacht, und zwar so, daß sie dabei unerwartet erröten mußte. Seit ihrem letzten und einzigen Lunch hatten sie sich zweimal am Telefon unterhalten, aber ihre divergierenden Arbeitszeiten hatten es ihnen schwergemacht, sich zu treffen.

Und bei ihrem letzten Gespräch hatte er distanziert geklungen.

Gequält. *Habe ich ihn also so geschwind abgeschreckt?* Sie zwang sich, nicht mehr an Dvorak zu denken. Besser, an tropische Ziele und an Phantasiemänner zu denken.

Sie überquerte den Parkplatz und stieg in ihren Wagen. *Heute nachmittag rufe ich Vickie an,* dachte sie und fuhr los. *Wenn sie auf Mom nicht aufpassen will oder kann, dann stelle ich für die Woche jemanden ein.* Zum Teufel mit den Kosten. Seit Jahren hatte Toby Geld für ihre

vorn durch zur Rollbahre und faßte die Hand ihrer Mutter. »Mom, ich bin's.«

Ellen hielt die Augen geschlossen, aber ihre Hand bewegte sich, als wolle sie an etwas ziehen.

»Mom, es wird alles gut. Sie kümmern sich um dich.«

Jetzt bewegte Ellen die andere Hand und klopfte auf die Unterlage, auf der sie lag. Eine Schwester griff schnell nach dem Gelenk und legte einen Haltegurt darum. Der Anblick dieser zarten Hand, die sich gegen die Fesselung wehrte, war zuviel für Toby.

»Muß er denn so eng sitzen?« rief sie. »Sie bekommt ja schon blaue Flecken …«

»Sonst rutscht uns die I.v.-Kanüle heraus.«

»Aber so klemmen Sie ihr die Blutzirkulation ab!«

»Toby«, sagte Paul, »ich möchte, daß du draußen wartest. Wir haben hier alles im Griff.«

»Mom kennt keinen von euch …«

»Du behinderst uns bei der Arbeit. Du sollst jetzt *gehen.*«

Toby trat einen Schritt von der Bahre zurück und merkte, daß alle sie ansahen. Ihr war klar, daß Paul recht hatte. Sie stand ihnen im Weg und erschwerte ihnen die notwendigen Entscheidungen. Wenn sie die verantwortliche Ärztin in einem Notfall war, würde sie nie einem Angehörigen des Patienten erlauben, im Raum zu bleiben. Und das durfte Paul auch nicht.

»Ich bin schon weg«, sagte sie leise und ging hinaus. Im Gang wartete ein Mann auf sie. Anfang Vierzig. Strenges Gesicht, ohne ein Lächeln. Haarschnitt nach Art einer Mönchstonsur. »Dr. Harper?« sagte er.

»Ja.«

Die Art, wie er auf sie zukam und von oben bis unten taxierte, sagte ihr, er war ein Cop. Und er bestätigte es,

indem er ihr seine Hundemarke zeigte. »Detective Alpren. Darf ich Ihnen zu Ihrer Mutter ein paar Fragen stellen?«

»Da möchte ich erst einmal *Ihnen* ein paar Fragen stellen. Wieso war ein Cop in meinem Haus? Wer hat die Polizei gerufen?«

»Ms. Nolan.«

»Warum hätte sie in einem medizinischen Notfall die Polizei rufen sollen?«

Detective Alpren zeigte auf ein leeres Untersuchungszimmer. »Gehen wir da hinein«, sagte er.

Irritiert folgte sie ihm in das Zimmer. Er machte die Tür hinter ihr zu.

»Wie lange ist Ihre Mutter schon krank?« fragte er.

»Sie meinen den Alzheimer?«

»Ich meine ihren derzeitigen Zustand. Den Grund, warum sie jetzt hier ist.«

Toby schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht einmal, was sie hat …«

»Leidet sie an einer chronischen Erkrankung außer der Alzheimerschen?«

»Warum fragen Sie mich das?«

»Wie ich hörte, war Ihre Mutter die letzte Woche krank. Sie war apathisch und schwindlig.«

»Sie wirkte ein bißchen müde. Ich nahm an, die Ursache wäre ein Virus. Irgendein gastrointestinaler Reizzustand.«

»Ein Virus, Dr. Harper? An ein Virus denkt Ms. Nolan nicht.«

Sie starrte ihn an und verstand überhaupt nichts mehr. »Was hat Jane Ihnen denn erzählt? Sie sagten, sie hat Sie angerufen …?«

»Ja.«

»Ich möchte mit ihr reden. Wo ist sie?«

Er ging auf ihre Frage nicht ein. »Ms. Nolan hat gewisse Verletzungen erwähnt. Sie sagte, Ihre Mutter habe sich über Verbrennungen an ihren Händen beklagt.«

»Die sind schon seit Wochen verheilt. Ich habe Jane erzählt, was passiert war.«

»Und die blauen Flecke an ihren Schenkeln? Woher hat sie die?«

»Blaue Flecke? Ich weiß von keinen.«

»Ms. Nolan sagt, sie habe Sie vor zwei Tagen danach gefragt. Und daß Sie sie nicht erklären konnten.«

»*Wie bitte?*«

»*Können* Sie sie erklären?«

»Ich möchte wissen, warum, zum Teufel, sie so etwas sagt«, sagte Toby. »Wo ist sie?«

Alpren musterte sie einen Augenblick lang. Dann schüttelte er den Kopf. »Unter den gegebenen Umständen, Dr. Harper«, sagte er, »möchte Ms. Nolan nicht mit Ihnen sprechen.«

Nach der CT-Aufnahme wurde Ellen in die Abteilung für Intensivmedizin gelegt, und Toby durfte wieder zu ihr. Als erstes zog sie die Decke weg und sah nach den blauen Flecken. Sie fand vier kleine, unregelmäßige Flecke außen am linken Oberschenkel. Sie sah sie ungläubig an und tadelte sich selbst dafür, so blind gewesen zu sein. Wann und wie war das passiert? Hatte Ellen sich selbst verletzt? Oder waren es Druckstellen von einer Hand, die mehrfach die zarte Haut eingedrückt hatte? Sie deckte ihre Mutter wieder zu und stand, die Hände an das Bettgeländer geklammert, voller Zorn da. Sie gab sich Mühe, ihr Urteilsvermögen nicht zu verlieren. Doch sie konnte den

Gedanken nicht unterdrücken: *Wenn das Jane war, bringe ich sie um.*

Jemand klopfte an das Fenster der Kabine, und Vickie kam herein. Ohne ein Wort setzte sie sich an die andere Seite des Betts.

»Sie liegt im Koma«, sagte Toby. »Sie haben gerade ein CT von ihrem Schädel gemacht. Es sieht so aus, als hätte sie eine massive Gehirnblutung gehabt. Die kann man nicht drainieren. Wir können sie nur beobachten. Und

Vickie schob das Kinn vor. »Jetzt schiebst du es wieder auf die Schuldschiene, deine typische Tour. Wer hat am schwersten zu tragen, wer gehört als erste heiliggesprochen? Die heilige Toby.«

»*Laß das.*«

»Wann hast du also die Geduld verloren? Wann hast du schließlich durchgedreht und angefangen, sie zu schlagen?«

Toby fuhr zurück. Sie war zu geschockt, als daß sie etwas hätte sagen, zu wütend, als daß sie die richtigen Worte hätte finden können.

Vickies Lippen zitterten. Tränen stiegen ihr in die Augen, und sie sagte: »O Gott. Das habe ich nicht so gemeint.«

müsse.

Dann fuhr sie nach Hause.

Der Streifenwagen war weg. Drei Nachbarn standen vor ihrem Haus und unterhielten sich. Sie sahen Toby kommen, drehten sich um, starrten sie an. Als sie in ihrer Auffahrt war, waren sie schon in drei verschiedenen Richtungen davongegangen. Feiglinge. Warum fragten sie sie nicht von Angesicht zu Angesicht, ob sie ihre eigene Mutter geschlagen habe? Sie stürmte ins Haus und warf die Tür hinter sich zu.

Schweigen. Keine Ellen. Niemand ging durch den Garten, niemand saß vor dem Fernseher und sah sich die morgendlichen Comicfilme an.

Sie setzte sich auf die Couch und stützte den Kopf in die Hände.

15

»Ich bekomme ein Mädchen«, sagte Annie und streichelte ihren runden Bauch unter der Bettdecke. »Ich will auch, daß es ein Mädchen wird. Mit einem Buben könnte ich einfach nichts anfangen. Wüßte nicht, wie ich einen ordentlichen Kerl aus ihm machen sollte. Heutzutage trifft man ja kaum mehr einen ordentlichen Kerl.«

Sie lagen im Dunkeln nebeneinander in Annies Bett. Für die einzige schwache Beleuchtung sorgte die Straßenlampe vor dem Fenster. Ab und zu kam noch das Licht eines vorbeifahrenden Autos dazu, in dem Molly dann kurz das Gesicht von Annie sah. Ihr Kopf ruhte auf dem Kissen, den Blick hatte sie ernst zur Decke gerichtet. Es war warm bei Annie im Bett. Sie hatten es heute frisch bezogen, hatten vorher zusammen im Waschsalon gesessen, gekichert und in alten Zeitschriften geblättert, während die Bezüge im Trockner wirbelten. Jetzt roch Molly bei jeder Bewegung den frischen Geruch des Seifenpulvers. Und den Geruch von Annie.

»Woher weißt du, daß es ein Mädchen wird?« fragte Molly.

»Das kann dir jeder Arzt sagen.«

»Warst du bei einem Arzt?«

»Also, bei *dem* ganz bestimmt nicht noch einmal. Der hat mir überhaupt nicht gefallen.«

»Wie kannst du dann wissen, daß es ein Mädchen ist?«

Annies Hände wanderten wieder über ihren Bauch. »Ich weiß es einfach. Diese Schwester, mit der ich gesprochen habe, hat mir gesagt, wenn eine Mutter so ein Gefühl hat, ein wirklich starkes Gefühl, dann irrt sie sich nie. Das hier

drin ist ein Mädchen.«

»Bei meinem habe ich kein Gefühl.«

»Vielleicht ist es bei dir noch zu früh, Molly.«

»Ich habe so oder so kein Gefühl, was das Baby angeht. Weißt du, es ist noch gar kein richtiges Wesen für mich. Es ist einfach ein fetter Klumpen, der sich da herauswölbt. Sollte ich nicht so etwas wie Liebe spüren oder etwas Ähnliches? Ich meine, erwartet man das nicht in der Art?« Sie drehte sich um und sah Annie an, deren Gesicht sich vor dem Fenster abzeichnete.

»Irgendwas mußt du fühlen«, sagte Annie leise. »Wozu sonst hast du es im Bauch?«

»Ich weiß nicht.«

Molly spürte Annies Hand, die unter der Decke zu ihr kam. Sie verschränkten die Finger ineinander und atmeten genau im gleichen Rhythmus.

»Ich weiß nicht, was ich mache und warum«, sagte Molly. »Irgendwie habe ich alles vermurkst. Und als Romy mich dann herumschubste, war ich so sauer auf ihn, daß ich nichts mehr von dem tat, was er wollte. Deswegen bin ich auch nicht zu dem Arzt gegangen.« Sie sah wieder Annie an. »Wie machen sie das?«

»Was?«

»Es wegmachen.«

Annie schüttelte sich. »Ich habe es nur einmal machen lassen. Letztes Jahr. Da hat Romy mich auch dorthin geschickt. Die Leute waren alle ganz in Blau gekleidet. Haben praktisch kein Wort mit mir geredet, nur einmal gesagt, ich soll mich auf den Stuhl legen und die Klappe halten. Sie gaben mir dann etwas zum Einatmen, und als nächstes erinnere ich mich ans Aufwachen. Da war ich wieder ganz dünn. Leer …«

»War es ein Mädchen gewesen?«

Annie seufzte. »Ich weiß nicht. Sie haben mich in den Wagen gesetzt und zu Romy zurückgebracht.« Annie zog ihre Hand weg. Es war nicht nur körperlicher Rückzug, sondern einer in sich selbst. In ihr Innerstes und zu ihrem Baby.

Nach einem langen Schweigen sagte Annie: »Weißt du, Molly, viel länger kannst du hier nicht mehr bleiben.« So sanft und leise sie das auch gesagt hatte, für Molly war es ein Schlag.

Sie drehte sich auf die Seite und sah Annie an. »Was habe ich falsch gemacht? Sag mir, was ich falsch gemacht habe.«

»Nichts. Es geht nur so nicht mehr weiter.«

»Warum nicht? Ich tue noch mehr für dich. Ich tue, was immer du …«

»Molly, ich habe gesagt, du kannst ein paar Tage bleiben. Jetzt sind es schon zwei Wochen. Liebes, ich mag dich und überhaupt, aber Mr. Lorenzo war heute bei mir. Beschwerte sich, daß hier jemand bei mir wohnt. Sagte, das steht nicht in unserem Mietvertrag. Ich kann dich also nicht mehr hier wohnen lassen. Es ist eng genug hier mit uns beiden. Wenn mein Baby kommt …«

»Das dauert doch noch einen Monat.«

»Molly.« Annies Stimme wurde härter, unnachgiebiger. »Du mußt dir eine eigene Unterkunft suchen. Ich kann dich nicht hierbehalten.«

Molly drehte Annie den Rücken zu. *Ich dachte, wir könnten so etwas wie eine Familie sein. Du und dein Baby. Ich und mein Baby. Keine Männer, keine Widerlinge.*

»Molly? Bist du okay?«

»Mir geht’s gut.«

»Du verstehst das doch, oder?«

Molly zuckte einmal müde mit der Schulter. »Ich glaube schon.«

»Es muß auch nicht gleich sein. Ein paar Tage kannst du noch bleiben und dich nach etwas anderem umsehen. Vielleicht rufst du noch einmal deine Mama an.«

»Ja.«

»Sie muß dich doch wieder nehmen. Sie ist schließlich deine Mama.«

Als keine Antwort kam, schlang sie einen Arm um Mollys Leib. Der warme Körper der Frau und ihr geschwollener Bauch, der gegen ihren Rücken drückte, erfüllten Molly mit so einer Sehnsucht, daß sie nicht widerstehen konnte. Sie drehte sich um, schlang ihrerseits die Arme um Annies Leib und zog sie fest an sich. Ihre Bäuche lagen aneinandergepreßt wie reife Früchte. Und plötzlich hatte sie den Wunsch, *sie* wäre in Annies Leib, sie wäre das Kind, das Schutz in Annies Armen fand.

»Laß mich bei dir bleiben«, flüsterte sie. »Bitte, laß mich bleiben.«

Annie schob Mollys Hände mit festem Griff weg. »Das geht nicht. Es tut mir leid, Molly, *aber das geht nicht.*« Sie drehte sich um und rutschte von ihr weg zum Bettrand. »Und jetzt gute Nacht.«

Molly lag ganz ruhig da. *Was habe ich gesagt? Was habe ich falsch gemacht? Bitte, ich tue doch, was du von mir verlangst. Sag mir nur, was!* Sie wußte, daß Annie noch nicht schlief. Die Spannung zwischen ihnen in der Dunkelheit war zu groß. Sie spürte es daran, wie Annie sich zusammengerollt hatte.

Aber beide sprachen kein Wort mehr.

Ein Stöhnen weckte sie. Zuerst fand Molly gar nicht so schnell aus ihrem Traum heraus. Da war ein Baby, das in einem Teich schwamm und seltsame Töne von sich gab. Wie das Quaken eines Froschs. Sie machte die Augen auf. Es war noch Nacht, und sie lag in Annies Bett. Unter der Badezimmertür schien Licht durch.

»Annie?« sagte sie, aber es kam keine Antwort.

Sie rollte sich auf die andere Seite und machte die Augen vor dem Lichtschein wieder zu.

Ein dumpfes Geräusch ließ sie hochfahren.

Aufrecht im Bett sitzend zwinkerte sie in Richtung Badezimmertür. »Annie?« Keine Reaktion. Also stieg sie aus dem Bett und klopfte an die Tür. »Bist du okay?« Sie drehte am Türknopf und drückte dagegen, aber die Tür ging nicht auf. Etwas blockierte sie. Sie drückte kräftiger, und das Hindernis gab leicht nach. Die Tür ließ sich einen Spalt öffnen, und Molly lugte hindurch. Zuerst verstand sie gar nicht, was sie da sah.

Eine Blutlache am Boden.

»*Annie!*« schrie sie. Sie drückte mit aller Kraft gegen die Tür und bekam sie schließlich weit genug auf, um sich hindurchzuquetschen. Annie lag zusammengekrümmt in der Ecke. Ihre Schulter war gegen die Tür gelehnt und das billige Nachthemd zum Bauch hochgeschoben. Der Toilettensitz war blutbespritzt, und auch im Becken schwamm Blut. Zwischen Annies Schenkeln schoß plötzlich ein warmer Blutstrom hervor und floß auf Mollys nackte Füße zu.

Panisch wich sie zurück und stieß gegen das Waschbecken.

O Gott. O mein Gott.

Annie bewegte sich nicht, nur ihr Bauch. Der krümmte

und blähte sich und spannte die Haut zu einem runden Ball.

Wieder kam Blut und breitete sich auf dem Linoleum aus, floß warm um ihre kalten Füße und ließ Molly sich aus ihrer Erstarrung lösen. Sie zwang sich, durch die Blutlache zu Annies verkrümmtem Körper zu gehen, um sie von der Tür fortzuschaffen. Sie griff ihr unter die Arme und zog, rutschte aber in dem Blut aus. Annie gab ein leises, ganz hohes Wimmern von sich, fast nur ein Zischen, wie Luft, die aus einem Ballon entweicht.

Molly zog kräftiger und bekam Annie ein Stück weiter über das Linoleum gezogen. Schließlich stützte sie die Füße am Türpfosten ab und hob Annie hoch.

So gelang es ihr, Annie aus dem Badezimmer zu schaffen.

Sie hielt sie an beiden Armen und schleifte sie über die Schwelle. Dann knipste sie das Licht im Schlafzimmer an.

Annie atmete noch, aber ihre Augen waren nach hinten gerollt, und ihr Gesicht war weiß.

Molly lief hinaus in den Flur und die Treppe hinunter, klopfte an die Türen im Erdgeschoß und rief: »Helft mir! Bitte, *helft mir!*« Niemand machte auf.

Sie lief auf die Straße, fand einen Münzfernsprecher und wählte die 911.

»Notruf.«

»Einen Krankenwagen! Sie blutet …«

»Ihr Name und Ihre Adresse?«

»Ich heiße Molly Picker. Die Adresse weiß ich nicht. Ich glaube, es ist an der Charter Street …«

»Welche Straße kreuzt?«

»Das kann ich nicht sehen! Sie wird sterben …«

»Sehen Sie die nächste Hausnummer?«

Molly drehte den Kopf. Ihr Blick fuhr das Gebäude entlang.

»1076! Ich sehe eine 1076.«

»Wo ist das Opfer? In welcher Verfassung ist es?«

»Sie ist oben in ihrer Wohnung … sie liegt am Boden und blutet und blutet …«

»Ma'am, ich schicke sofort eine Ambulanz los. Bleiben Sie dran …«

Scheiße, dachte Molly, ließ den Hörer baumeln und rannte ins Haus zurück.

Annie lag auf dem Boden im Schlafzimmer, genau an der Stelle, wo sie sie verlassen hatte. Ihre Augen waren offen, aber glasig und blicklos.

»Bitte, du mußt wach bleiben.« Molly griff Annies Hand, aber es kam kein Gegendruck. Nicht einmal warm fühlte sie sich mehr an. Sie sah auf ihre Brust, sie bewegte sich in flachen Zügen auf und ab. *Atme weiter. Bitte, atme weiter.*

Dann fiel ihr eine andere Bewegung auf. Annies Bauch schien aufzuquellen, als ob von da drinnen ein fremdes Wesen ins Freie platzen wollte. Zwischen den Schenkeln quoll wieder Blut hervor.

Und noch etwas quoll. Etwas Pinkfarbenes. *Das Baby.*

Molly hockte sich zwischen Annies Knie und schob die Schenkel auseinander. Frisches Blut, mit Fruchtwasser vermischt, lief über einen Arm. Jedenfalls *hielt* Molly ihn für einen Arm. Aber sie sah keine Finger, keine Hand, nur diese glänzende, schimmernde Flosse, die sich langsam vor und zurück bewegte. Eine letzte Kontraktion, ein letzter Erguß von Blut und Flüssigkeit, und die Flosse glitt heraus und hinter ihr der restliche Körper. Molly schreckte

zurück und schrie gellend auf. Das war kein Baby.

Aber es war lebendig und bewegte sich. Die beiden Flossen vollführten agonale Zuckungen. Andere Glieder hatte der Körper nicht, nur diese beiden pinkfarbenen Stummel. Sie ragten aus einer rohen Fleischmasse, die an einer Nabelschnur hing.

Da waren einige Büschel Haare, dicht und schwarz, ein vorstehender Zahn und ein Auge. Es hatte kein Lid und blinzelte nicht. Blau war es. Die Flossen zappelten los, und die ganze Kreatur fing an, sich fast zielbewußt vorwärts zu bewegen wie eine Amöbe, die durch einen See von Blut schwamm.

Auf Händen und Füßen kroch Molly schluchzend so weit weg, wie sie konnte, drückte sich in eine Ecke und sah ungläubig zu, wie dieses Lebewesen um sein Leben kämpfte. Die Paddelarme ruckten und zuckten wie in einem unberechenbaren Anfall.

Der Körper glitt nicht mehr weiter über den Boden und zitterte nur noch. Dann bewegten sich auch die Flossen nicht mehr, der Körper hörte auf zu zucken, und nur das Auge stand noch offen und starrte sie an.

Erneut ein Blutsturz, und die Plazenta kam heraus.

Molly preßte die Stirn gegen die Knie und rollte sich zusammen.

Wie aus weiter Ferne hörte sie das Heulen der Sirene. Einen Augenblick später schlug jemand gegen die Tür.

»Sanitäter! Hallo? Hat hier jemand die Ambulanz gerufen?«

»Helfen Sie ihr«, flüsterte Molly. Dann schluchzte sie lauter: »Helfen Sie ihr!«

Die Tür ging auf, und zwei uniformierte Männer platzten in die Wohnung. Sie starrten auf Annies Körper, und dann

folgten ihre Blick der schimmernden Blutspur, die zwischen ihren Schenkeln herausführte.

»Heilige Scheiße«, sagte einer. »Was, zum Teufel, ist denn das für ein Ding?«

Der andere Mann kniete neben Annie nieder. »Kein Atem. Notfallkoffer …«

Zischend fuhr Luft durch die Atemmaske in Annies Lungen.

»Kein Puls. Ich habe keinen Puls.«

»Okay, los! Und … eins … und … zwei …«

Molly sah ihnen zu, aber alles erschien ihr unwirklich. Es war Kino, Fernsehen. Das war nicht Annie, sondern eine Schauspielerin, die eine Tote spielte. Die Nadel fuhr nicht wirklich in ihren Arm. Das da am Boden war kein Blut, sondern Ketchup.

Und das Ding – das Ding, das da einen Meter weiter lag …

»Noch immer kein Puls …«

»Nullinien-EKG.«

»Pupillen?«

»Keine Reflexe.«

»Mist, mach weiter.«

Ein Funkgerät knackte. »City Hospital.«

»Hier Einsatzwagen neunzehn«, sagte der Sanitäter. »Wir haben eine Frau, weiß, zwanzig bis dreißig, sieht nach massiver Vaginalblutung aus – möglicherweise versuchte Abtreibung. Blut sieht frisch aus. Keine Atmung, kein Puls, Pupillen lichtstarr und mittelweit, Blick fixiert. I.v.-Kanüle gelegt, Ringer-Lösung. EKG bleibt flach. Wir beatmen sie jetzt. Sollen wir reanimieren?«

»Noch nicht.«

»Aber die Herztätigkeit ist schwach.«

»Stabilisieren und transportieren.«

Der Sanitäter schaltete das Funkgerät aus und sah seinen Partner an. »*Was* denn stabilisieren?«

»Intubieren wir sie, und dann raus mit ihr.«

»Und was ist mit dem … Ding da?«

»Himmel, das fasse ich nicht an.«

Molly sah weiter dem TV-Spektakel mit dem Ketchupblut zu.

Sie sah den Schlauch im Hals der Schauspielerin verschwinden und die Sani-Komparsen sie auf eine Rollbahre legen und weiter manuelle Rumpfbeatmung ausführen.

Einer sah Molly an. »Wir bringen sie ins City Hospital«, sagte er. »Wie heißt die Patientin?«

»Bitte?«

»Ihr Name!«

»Annie. Ihren Nachnamen kenne ich nicht.«

»Hören Sie! Verlassen Sie die Wohnung nicht. Verstanden? Sie müssen hierbleiben.«

»Warum?«

»Die Polizei kommt noch und wird mit Ihnen reden. Gehen Sie nicht weg.«

»Und Annie- was wird mit Annie?«

»Wenden Sie sich später ans City Hospital. Wir bringen sie dorthin.«

Molly lauschte hinter ihnen her, wie sie die Bahre die Treppe hinuntertrugen. Unten im Flur wurde sie dann zur Haustür gerollt, und beim Wegfahren heulte noch einmal die Sirene los.

Die Polizei kommt noch und wird mit Ihnen reden.

Die Worte bohrten sich in ihr Hirn. Nein, mit der Polizei wollte sie nicht reden. Sie würden sie nach ihrem Namen fragen und dann herausbekommen, daß sie letztes Jahr einmal festgenommen wurde, weil sie einem Polizisten ein eindeutiges Angebot gemacht hatte. Romy hatte Kaution für sie gestellt und ihr eine gehörige Tracht Prügel dafür versetzt, daß sie so blöd gewesen war.

Die Polizei wird sagen, ich bin schuld. Irgendwie wird sie mir die Schuld geben.

Sie stand auf und merkte, daß sie weiche Knie hatte. Das *Ding* lag immer noch da, aber das blaue Auge war stumpf und trocken geworden. Sie machte einen Bogen darum, wich den Blutlachen aus und ging zum Schrank. In der obersten Schublade war Geld – Annies Geld –, aber Annie würde es jetzt nicht brauchen. Soviel hatte Molly von dem verstanden, was die Sanitäter gesagt hatten. Annie war tot.

Sie holte ein Bündel Zwanzig-Dollar-Scheine heraus. Dann zog sie sich schnell Sachen von Annie an, Stretchhosen mit einem elastischen Baucheinsatz und ein riesiges T-Shirt mit dem Aufdruck *Oh, Baby* auf der Brust. Schwarze Turnschuhe. Dann zog sie sich noch Annies ebenso riesigen Regenmantel über, stopfte das Geld in ihre Handtasche und flüchtete aus der Wohnung.

Sie war gerade auf der anderen Straßenseite, als der Streifenwagen mit blinkendem Blaulicht vor dem Haus anhielt. Zwei Cops gingen hinein. Ein paar Sekunden später sah sie ihre Schatten vor Annies Fenster.

Sie sahen sich jetzt bestimmt das *Ding* an. Fragten sich, was das zu bedeuten hatte.

Ein Cop trat ans Fenster und sah hinaus.

Molly schlüpfte um die Ecke und rannte los. Sie rannte, bis sie außer Atem war und nur noch taumelte. Sie duckte sich in einen Hauseingang und sank auf die Stufe. Ihr Herz

schlug rasend bis hinauf in den Hals.

Der Himmel wurde langsam hell.

Sie blieb auf der Stufe sitzen, bis der Morgen gekommen war und ein Mann aus der Tür trat, der ihr sagte, sie solle weitergehen. Sie gehorchte.

Ein paar Blocks weiter ging sie in eine Telefonzelle und rief das City Hospital an. »Ich möchte wissen, wie es meiner Freundin geht«, sagte sie. »Sie wurde von einer Ambulanz eingeliefert.«

»Wie heißt Ihre Freundin?«

»Annie. Sie haben sie aus ihrer Wohnung abgeholt – die Sanitäter sagten, sie atmete nicht mehr …«

»Darf ich Sie fragen, ob Sie eine Verwandte sind?«

»Nein, ich bin nur … ich meine …«

Molly erstarrte. Ein Streifenwagen fuhr vorbei und schien langsamer zu werden, als er auf Mollys Höhe war. Dann fuhr er aber weiter.

»Hallo, Ma'am? Könnte ich erfahren, mit wem ich spreche?«

Molly hängte ein. Der Streifenwagen war abgebogen und nicht mehr zu sehen. Sie verließ die Telefonzelle und rannte weiter.

Detective Roy Sheehan machte es sich mit seiner stattlichen Figur auf einem Hocker an Dvoraks Labortisch bequem und fragte: »Okay, was ist also ein Prion?«

Dvorak sah vom Mikroskop auf und konzentrierte seinen Blick auf den Cop. »Bitte?«

»Ich habe mich nur mit Ihrem Mädchen unterhalten, mit Lisa.«

Natürlich, dachte Dvorak. Entgegen Dvoraks Rat suchte

Sheehan das Leichenschauhaus jetzt seit Tagen regelmäßig auf. Der wahre Zweck war natürlich nicht die Untersuchung toter Menschen, sondern das Liebäugeln mit einem lebendigen.

»Übrigens ein wirklich kluges Mädchen«, sagte Sheehan. »Jedenfalls sagt sie, die Creutzfeldt-Jakob-Geschichte – sage ich das richtig? -wird von so was wie einem Prion hervorgerufen.«

»Das stimmt.«

»Man kann es sich also einfangen? So, als flöge es durch die Luft?«

Dvorak betrachtete seinen Finger, an dem die Schnittwunde gerade verheilt war. »Im üblichen Sinne *einfangen* kann man es sich nicht.«

»Toby Harper sagt, es wird eine Epidemie.«

Dvorak schüttelte den Kopf. »Ich habe mit der Arzneimittelkommission und dem Gesundheitsamt gesprochen. Sie sagen beide, es gibt keinen Anlaß zur Besorgnis. Die Hormonversuchsreihe von Dr. Wallenberg ist total sicher. Und das Gesundheitsamt findet an der Führung von Brant Hill nichts auszusetzen.«

»Und warum geht Dr. Harper immer noch gegen Brant Hill vor?«

Dvorak überlegte. Zögernd sagte er dann: »Sie steht im Moment sehr unter Druck. Sie erwartet eine mögliche Anklage wegen eines ihrer Patienten, der verschwunden ist. Und der Tod von Dr. Brace war für sie ein furchtbarer Schock. Wenn einem im Leben alles danebengeht, ist es ganz natürlich, wenn man nach einem – oder nach etwas – sucht, dem man die Schuld geben kann.« Er nahm einen neuen Objektträger und schob ihn unter das Objektiv. »Ich glaube, sie hat schon seit langer Zeit ziemlichen Streß.«

»Sie haben gehört, was mit ihrer Mutter passiert ist?«

Dvorak zögerte. »Ja«, sagte er ruhig. »Sie hat mich gestern angerufen.«

»Hat sie das? Sie beide reden noch miteinander?«

»Warum sollten wir nicht? Gerade jetzt braucht sie einen Freund, Roy.«

»Es könnte sein, daß man ihr strafbare Handlungen vorwirft. Alpren sagt, es sieht nach Mißhandlung einer älteren Person aus. Die Pflegerin beschuldigt Dr. Harper. Dr. Harper beschuldigt die Pflegerin.«

Dvorak beugte den Kopf wieder über das Mikroskop. »Die Mutter hatte eine Gehirnblutung. Das muß nicht notwendig Folge einer Mißhandlung sein. Beide sind deswegen noch lange keine Prügelmonster.«

»Aber sie hat blaue Flecke an den Beinen.«

»Ältere Menschen holen sich die manchmal selber. Sie sehen nicht mehr so gut, stoßen sich am Kaffeetisch oder so.«

Sheehan gab einen Grunzer von sich. »Sie verteidigen sie wirklich, so gut es geht.«

»Solange es Zweifel gibt, muß man auch das sehen, was *für* den Angeklagten spricht.«

»Aber was diese sogenannte Epidemie angeht, liegt sie doch falsch, nicht?«

Dvorak seufzte. »Ja, da liegt sie falsch. Die Creutzfeldt-Jakobsche Krankheit kriegt man nicht wie einen Schnupfen. Sie wird nur auf bestimmte Art übertragen.«

»Zum Beispiel durch Verzehr von Rindfleisch, das von einem Tier mit Rinderwahnsinn stammt.«

»In den Vereinigten Staaten ist Rinderwahnsinn nirgends nachgewiesen.«

»Aber die *menschliche* Variante ist hier auch schon aufgetreten.«

»Creutzfeldt-Jakob kommt bei einem unter einer Million Menschen vor. Und eine offensichtliche Ansteckung ist da nicht nachweisbar.«

Beide Männer schauten auf, als das Objekt der Sheehanschen Begierde ins Labor kam, ihnen ein schnelles Lächeln schenkte und sich über einen kleinen Kühlschrank mit eingelagerten Proben beugte. Sheehan starrte wie gelähmt auf dieses knackig präsentierte Hinterteil. Erst als Lisa sich aufrichtete und ging, schien Sheehan wieder Luft zu bekommen.

»Ist das Natur?« murmelte er.

»Natur? Was?«

»Ihr Haar. Ist sie echt blond?«

»Das weiß ich nun wirklich nicht«, seufzte Dvorak und konzentrierte sich wieder auf seine Untersuchung.

»Es gibt eine Methode, das herauszufinden, wissen Sie?« sagte Sheehan.

»Sie einfach fragen?«

»Sich die Haare ansehen, die sonst niemand sieht.«

Dvorak lehnte sich zurück und rieb mit Daumen und Zeigefinger den Nasenrücken. »Haben Sie sonst noch Fragen an mich, Roy?«

»O ja. Ich habe schon von Viren gehört und von Bakterien. Aber was, zum Teufel, ist ein Prion?«

Resigniert schaltete Dvorak die Mikroskoplampe aus. »Ein Prion«, sagte er, »ist nicht das, was wir normalerweise ein Lebewesen nennen. Es hat, anders als das Virus, keine DNA oder RNA. Mit anderen Worten, ihm fehlt das genetische Material. Es ist ein proteinartiges infektiöses Partikel, das die Proteine seines Wirts in

anomale verwandeln kann.«

»Aber man kann davon nicht befallen werden wie von einer Grippe?«

»Nein. Ein Prion muß durch Gewebe direkt übertragen werden. Zum Beispiel via Gehirn durch Rückenmarksimplantate. Oder durch Extraktionen aus neuralem Gewebe, zum Beispiel zur Gewinnung von Wachstumshormonen. Man kann sie sich etwa auch durch kontaminierte Gehirnelektroden holen.«

»Und diese Engländer haben sie sich durch ihr Rindfleisch geholt.«

»Okay, es ist auch möglich, sie durch Verzehr von infiziertem Fleisch zu bekommen. Kannibalen holen sie sich so.«

Sheehans Augenbrauen zuckten nach oben. »Jetzt wird es aber interessant. Was meinen Sie mit Kannibalen?«

»Roy, das ist völlig irrelevant …«

»Nein, ich möchte es hören. Was ist mit den Kannibalen?«

Dvorak seufzte. »In Neuguinea gab es Dörfer, in denen das Verzehren von Menschenfleisch zum religiösen Ritual gehört. Die einzigen, die danach von Creutzfeldt-Jakob befallen wurden, waren allerdings nur Frauen und Kinder.«

»Wieso nur Frauen und Kinder?«

»Die Männer bekamen die besten Stücke. Das Muskelfleisch. Die Frauen mußten sich mit den Teilen zufriedengeben, die sonst keiner wollte. Darunter war auch das Gehirn.« Er wartete darauf, daß Sheehan jetzt angeekelt das Gesicht verzog, aber der Cop beugte sich nur noch neugieriger vor. Irgendwie wirkte er selber wie ein Kannibale, der noch die übelsten Informations-

häppchen begierig hinunterschlang.

»Das heißt also, wenn man menschliches Gehirn ißt, kann es einen erwischen«, sagte Sheehan.

»Ein infiziertes menschliches Gehirn.«

»Können Sie sagen, ob es infiziert ist, wenn Sie es sich einfach so ansehen?«

»Nein, die Diagnose ist nur unter dem Mikroskop möglich. Und wir reden hier nur dummes Zeug.«

»Wir leben in einer großen Stadt, Doc. Da passieren noch schlimmere Dinge. Wir kriegen Meldungen über Vampire herein, über Werwölfe …«

»Über Leute, die *glauben*, Sie seien Werwölfe.«

»Wer weiß? Dieser ganze verrückte Kultmist, der läuft hier und jetzt bei uns ab.«

»Ich kann mir aber kaum vorstellen, daß in Brant Hill irgendein Kannibalenkult vollzogen wird.«

Sheehan sah auf seinen Gürtel. Der Piepser zeigte etwas an. »Entschuldigen Sie«, sagte er und ging hinaus zum Telefonieren.

Jetzt kann ich endlich wieder an meine Arbeit gehen, dachte Dvorak.

Aber schon einen Augenblick später war Sheehan wieder da. »Ich muß ins North End. Vielleicht sollten Sie sich das auch mit ansehen.«

»Worum geht es? Mord?«

»Sie sind sich nicht sicher.« Sheehan machte eine dramatische Pause. »Sie sind nicht mal sicher, ob es sich um ein menschliches Wesen handelt.«

16

Der widerlich-metallische Geruch von Blut war sogar bis in den Hausflur gedrungen. Dvorak nickte dem Streifenpolizisten zu, der Wache stand, duckte sich unter dem Absperrband durch und betrat die Wohnung. Sheehan und sein Partner Jack Moore waren schon drinnen und mit ihnen die Spurensicherung. Moore hockte neben etwas in der Ecke. Dvorak ging nicht direkt zu ihm, sondern blieb bei der Tür stehen und sah sich genau den Fußboden an.

Es war ein weißgelber Linoleumboden mit einem unregelmäßigen Muster von Quadraten, und vor dem Bett lag ein verschlissener Läufer. Zum Badezimmer war der Boden von nun langsam trockendem Blut verschmiert – viel Blut. Man sah auch eine Schmierspur, als wäre etwas über den Boden gezogen worden, außerdem eine ganze Ansammlung von blutigen Schuhabdrücken. Daneben auch deutlich die Abdrücke von nackten Füßen, kleinen Füßen, die zum Schrank führten und dann verschwanden.

An den Wänden fand er keine Blutspritzer, jedenfalls nicht wie von einer arteriellen Verletzung. Man sah überhaupt nur wenige winzige Spritzer, dafür aber diese große gerinnende Lache am Boden. Wer hier geblutet hatte, der hatte es im Liegen getan, ganz ruhig, nicht in wilder Panik.

»Doc«, sagte Moore. »Sehen Sie sich das mal an.«

»Diese Fußabdrücke haben sie bereits aufgenommen?«

»Ja, die stammen von den Sanitätern. Alles fotografiert und auf Video. Gehen Sie da herum. Passen Sie auf die Abdrücke da auf.«

Dvorak ging vorsichtig um die Abdrücke der nackten

Füße herum und wandte sich dorthin, wo Moore und Sheehan hockten.

»Was halten Sie davon?« sagte Moore und rückte zur Seite, um Dvorak den Blick auf das freizugeben, was da am Boden lag.

»*Mein Gott!*«

»Das haben wir auch gesagt. Also, was kann *das* sein?«

Dvorak wußte nicht, was er sagen sollte. Langsam ging er tiefer in die Hocke und sah genauer hin.

Sein erster Eindruck war, daß es sich um einen übriggebliebenen Halloween-Gag handeln mußte, ein einäugiges, fleischfarbenes Monster, ein aus Gummi gefertigtes Gespenst. Dann sah er die trocknenden Blutspuren auf dem Körper und den Rest der daran hängenden Plazenta, beides verbunden mit einer Nabelschnur. Das *Ding* hier war nicht aus Gummi, sondern echtes Fleisch. Er zog Handschuhe an und berührte behutsam die Oberfläche des *Dings.* Es fühlte sich wie echte Haut an – kalt, aber weich. Das einzelne Auge war blaßblau mit einem rudimentären Stückchen Haut anstelle eines Lids, nichts, womit man das Auge hätte schließen können. Darunter waren zwei Löcher, wie Nüstern, und dann kam eine offene Spalte. Der Mund? An diesem Klumpen Fleisch konnte er tatsächlich kaum etwas normal Anatomisches entdecken. Haarbüschel sprossen wirr aus der Kopfhaut. Und – mein Gott – war das ein Zahn, was da herausragte?

Er erinnerte sich an einen Tumor, den man einmal aus dem Bauch einer Frau entfernt hatte. Ein Teratom. Ein Ovum hatte verrückt gespielt und sich zu einem Karzinom entwickelt mit wild differenzierenden Zellen. Der Tumor, nichts als ein mit Haut umgebener Ball, hatte Zähne und Haarbüschel aufgewiesen. Das hier sah so aus wie jener

Tumor. Außer, daß dieses *Ding* weiter ausgeprägt war. Es hatte Paddelarme und Andeutungen von einem Gesicht.

Plötzlich fiel sein Blick wieder auf das trockene Blut am Boden, auf die unregelmäßige Schmierspur, die sich von der größeren Lache entfernte, und die gespannte Nabelschnur. Als ihm bewußt wurde, was er da sah, zuckte seine Hand vor Schreck zurück.

»Verdammt«, sagte er. »Es hat sich *bewegt.*«

»Davon habe ich nichts gesehen«, sagte Moore.

»Nicht jetzt. *Vorher.* Es hat das da hinterlassen.« Er zeigte auf die blutige Zickzackspur.

»Sie meinen – es hat tatsächlich *gelebt?*«

»Es scheint mehr zu sein als ein zufälliger Klumpen von Zellen. Es hat rudimentäre Glieder. Es hat sich bewegt, verfügt also über ein Skelett und Muskulatur.«

»Und ein Auge«, murmelte Sheehan. »Ein verdammter Zyklop. Und der schaut mich an.«

Dvorak sah Moore an. »Also, was war hier los? Wie sind Sie da hineingeraten?«

»Die Rettung hat uns Bescheid gesagt. Gegen fünf Uhr morgens wurde eine Ambulanz hergeschickt, nachdem eine weibliche Person einen Notruf gemacht hatte. Sie fanden da drüben auf dem Boden eine blutende Frau. Im Badezimmer und in der Kloschlüssel ist noch viel mehr Blut.«

»Wo hat sie geblutet?«

»Aus der Vagina, nehme ich an. Sie wußten nicht, ob sie es eine Geburt ohne Beistand nennen sollten. Oder einen Abtreibungsversuch.« Moore sah hinab auf das Ding mit den Flossen.

»Ich meine, würden Sie das ein *Baby* nennen? Oder einen Teil davon?«

»Ich halte es für eine multiple kongenitale Mißbildung. Aber gesehen habe ich so etwas noch nie.«

»Also, ich kann nur sagen, ich hoffe, ich sehe nie wieder so etwas. Können Sie sich vorstellen, wie das wäre: Sie stehen als werdender Vater im Kreißsaal und sehen, daß Ihre Frau von so *etwas* entbunden wird? Ich bekäme einen verdammten Herzinfarkt.«

»Was ist denn mit der Frau passiert?«

»Die Frau ist als Notfall schon tot ins City Hospital eingeliefert worden. Wir glauben, sie heißt Annie Parini – jedenfalls kennen ihre Nachbarn sie unter dem Namen.«

»Und was ist mit der anderen Frau? Der, die angerufen hat?«

»Die hat sich verdrückt, bevor der erste Streifenwagen ankam. Die Sanitäter sagen, sie sah ziemlich jung aus. Noch ein Teenager. Bei der Notrufzentrale hat sie sich als Molly Picker gemeldet.«

Dvorak ging zur Badezimmertür und sah hinein. Die Toilette war voller Blut, und auch die Fliesen in der Dusche waren blutverschmiert. Am Boden war eine große Lache. »Ich muß mit dem Mädchen reden.«

»Sie meinen, sie hat mit dem Tod der Frau zu tun?«

»Ich will nur wissen, was sie gesehen hat. Was sie über die Tote weiß.« Er wandte sich um und musterte stirnrunzelnd das *Ding*. »Sollte Annie Parini Drogen genommen haben – und wären die dann die Ursache –, hätten wir es mit einer verheerenden Form von Teratogenie zu tun.«

»Kann eine Droge das bewirken?«

»Ich habe noch nie eine so massive Mißbildung gesehen. Ich werde sie genetisch analysieren lassen. Inzwischen würde ich wirklich sehr gern mit dieser Molly Picker

reden. Falls das ihr Name ist.«

»Wir haben Fingerabdrücke von ihr. Sie hat sie überall hinterlassen.« Er zeigte auf einen ganzen Satz blutiger Abdrücke am Türrahmen und noch einen an der Wand nicht weit von dem *Ding* entfernt. »Mit denen kommen wir vielleicht weiter.«

»Finden Sie sie für mich. Und jagen Sie ihr keine Angst ein – ich will einfach nur mit ihr reden.«

»Und was wird mit Annie?« fragte Sheehan. »Landet sie mit dem berühmten Zettel am Zeh am Ende bei Ihnen?«

Dvorak schaute auf das viele Blut am Boden und nickte. »Wir treffen uns dann alle im Leichenschauhaus.«

Der Körper auf dem Seziertisch war jetzt nur noch eine ausgehöhlte Hülle. Alle Organe waren herausgenommen. Während der Autopsie hatten die Detectives Sheehan und Moore nur sehr wenig gesprochen. Beim Anblick ihrer blassen Gesichter konnte man meinen, sie wären lieber ganz woanders. Was sie an diesem Opfer betroffener machte als sonst, waren das Alter und das Geschlecht. Eine so junge Frau gehörte einfach nicht auf den Seziertisch.

Dvorak hatte sich auf ein Minimum von Konversation mit den beiden beschränkt und seine Kommentare auf Tonband gesprochen. Herz und Lunge unauffällig. Magen leer. Leber und Bauchspeicheldrüse normal in Größe und Erscheinung. Alles in allem ein junger Körper ohne Krankheiten.

Er konzentrierte seine Aufmerksamkeit auf die vergrößerte Gebärmutter, die er in einem Stück herausgenommen und auf das Schneidebrett gelegt und unter eine helle Lampe geschoben hatte. Er schnitt sie zwischen dem Myometrium und dem Endometrium auf, um die Gebärmutterhöhle offenzulegen.

»Damit haben wir die Antwort.«

Die beiden Cops traten zögernd näher.

»Abort?« fragte Moore.

»Davon sehe ich hier nichts. Keine uterine Perforation. Kein Hinweis auf Instrumentierung. Früher mal, noch vor dem berühmten Fall Roe gegen Wade, haben die Engelmacher in den Hinterzimmern eine Art Katheter durch den Gebärmutterhals eingeführt, um ihn zu erweitern, und dann ein Tampon oder ähnliches hinterhergeschoben, um den Katheter zu fixieren. Aber hier ist nichts dergleichen.«

»Könnte es nicht wieder mit herausgekommen sein? Und dann im Klo gelandet sein?«

»Möglich ist das schon. Aber ich glaube nicht, daß es so abgelaufen ist.« Er steckte eine Sonde in einen Klumpen blutigen Gewebes. »Das hier ist ein Stück von der Plazenta, das sich nicht ganz vom Uterus gelöst hat. Die sogenannte ›Placenta accreta‹. Dadurch ist es zu der Blutung gekommen.«

»Kommt so etwas nicht oft vor?«

»Hin und wieder. Was hier besonders lebensbedrohlich wurde, war der Umstand, daß die Plazenta sich im Gebärmuttergrund eingenistet hat. So etwas kann den vorzeitigen Geburtsvorgang einleiten. Und zu einer massiven Blutung führen.«

»Dann war es also eine natürliche Todesursache.«

»Kann man so sagen.« Dvorak richtete sich auf. »Wahrscheinlich hatte sie Schmerzen, ging ins Badezimmer und nahm an, es sei die Verdauung. Setzte sich auf die Toilette, blutete, ihr wurde schwindelig, und sie kippte um. Gott weiß, wie lange sie am Boden gelegen hat, bevor jemand sie dort fand.«

»Das macht uns die Sache leichter«, sagte Sheehan dankbar und trat vom Schneidebrett zurück. »Kein Mordfall.«

»Aber ich muß doch noch mit der anderen Frau aus der Wohnung reden. Etwas wie diese fetalen Mißbildungen habe ich noch nie gesehen. Mir gefällt die Vorstellung absolut nicht, daß da draußen auf der Straße eine Droge gehandelt wird, die zu einer neuen Art von Teragonie führt.«

»Unter dem Namen Molly Picker haben wir eine Eintragung gefunden«, sagte Sheehan. »Wurde voriges Jahr wegen Anbietung zur Prostitution gegenüber einem Polizisten verhaftet. Freigekommen auf Kaution, die einer für sie bezahlt hat, den wir für ihren Zuhälter halten. Wir werden uns mit ihm unterhalten – vielleicht kann er uns sagen, wo wir sie finden.«

»Sie jagen ihr keine Angst ein, ja? Ich brauche etwas zur Vorgeschichte der Toten.«

»Wenn wir ihr nicht ein bißchen angst machen«, sagte Sheehan, »sagt sie uns am Ende überhaupt nichts.«

Romy hatte einen miesen Tag hinter sich, und jetzt wurde es auch noch ein mieser Abend. Er ging an der Ecke Montgomery und Canton auf und ab und versuchte, sich warm zu halten.

Hätte eine Jacke anziehen sollen, bevor er nach draußen ging, dachte er, aber die Sonne war noch nicht ganz weg gewesen, als er die Wohnung verlassen hatte, und er hatte nicht mit diesem Wind gerechnet, der durch die Straßen pfiff. Und auch nicht damit, daß er so lange würde warten müssen.

Scheiße. Wenn sie mit ihm reden wollten, dann könnten sie sich mit ihm auch auf *seinem* Territorium verabreden.

Er ließ die Straßenecke hinter sich und marschierte mit hochgezogenen Schultern los. Die Hände stopfte er in die Hosentaschen seiner Jeans, um sie warm zu halten. Einen halben Block weiter bemerkte er einen Wagen, der neben ihm herfuhr.

»Mr. Bell?« sagte ein Mann durch den Schlitz einer getönten Seitenscheibe.

Romy sah mit finsterem Gesicht zu dem Auto hinüber. »Sie sind spät dran, Mann.«

»Ich wäre früher dagewesen, wenn weniger Verkehr …«

»Ja, klar. Also, ihr könnt mich mal.« Er wandte sich ab und ging weiter.

»Mr. Bell, wir müssen uns über dieses kleine Problem unterhalten.«

»Ich habe dazu nichts zu sagen.«

»Es ist nur in Ihrem Interesse, wenn Sie jetzt einsteigen. Falls Sie mit uns im Geschäft bleiben wollen.« Der Mann machte eine Pause. »Und wenn Sie Ihr Geld bekommen wollen.«

Romy blieb stehen und sah die Straße hinunter. Der Wind blies ihm ins Gesicht und fuhr ihm kalt durch sein Seidenhemd.

»Hier drinnen ist es warm, Mr. Bell. Ich fahre Sie dann später auch wieder heim.«

»Ach, scheiß drauf«, grummelte Romy und stieg hinten ein, lehnte sich zurück und kümmerte sich weniger um den Mann am Steuer als um die luxuriöse Innenausstattung des Wagens.

Da vorn saß wieder nur der Kerl mit den weißblonden Haaren, der Kerl, der sich nie nach Romy umsah.

»Sie müssen das Mädchen finden.«

Romy grunzte ärgerlich. »Ich muß überhaupt nichts,

bevor ihr mich nicht bezahlt habt.«

»Sie haben sie uns schon vor zwei Wochen versprochen.«

»Ja, wissen Sie, sie ist nicht gerade die kooperativste von meinen Pferdchen. Ich besorge Ihnen ein paar andere.«

»Heute morgen wurde Annie Parini tot aufgefunden. Wußten Sie das?«

Romy starrte ihn an. »Wer hat sie weggeputzt?«

»Niemand. Es war ein natürlicher Tod. Trotzdem wurde die Leiche den Behörden überstellt.«

»Tatsächlich?«

»Damit haben die bereits den Zugriff auf ein Exemplar. Noch eines dürfen sie nicht finden. Das Mädchen muß her.«

»Ich weiß nicht, wo sie ist. Ich habe nach ihr gesucht.«

»Sie kennen sie besser als sonstwer. Sie verfügen über Kontakte auf der Straße, nicht? Finden Sie sie, bevor sie anfängt zu gebären.«

»Das dauert noch.«

»Die Schwangerschaft war nie auf volles Austragen angelegt. Wir wissen gar nicht, ob es volle neun Monate dauert.«

»Sie meinen, sie könnte jederzeit werfen?«

»Das wissen wir nicht.«

Romy lachte und sah aus dem Fenster auf die vorbeiziehenden Häuser. »Mann, ich lache mich krank. Ihr seid ganz schön spät dran. Sie waren schon bei mir und haben nach ihr gefragt.«

»Wer?«

»Die Polizei. Heute nachmittag kamen sie an und wollten von mir wissen, wo sie ist.«

Der Mann schwieg einen Augenblick. Im Rückspiegel

schnappte Romy einen kurzen Moment von Panik im Gesicht des Mannes auf. *Molly Wolly,* dachte er, *du hast ihm Angst eingejagt.*

»Es wird sich für Sie lohnen«, sagte der Mann.

»Wollen Sie sie ganz? Oder in Einzelteilen?«

»Wir wollen sie lebend. Wir brauchen sie lebend.«

»Lebendig ist es schwieriger.«

»Zehn. Bei Ablieferung.«

»Fünfundzwanzig, Hälfte gleich. Oder ihr könnt drauf scheißen.« Romy faßte nach dem Türgriff.

»In Ordnung. Fünfundzwanzig.«

Romy mußte lachen. Diese Typen machten sich vor Angst in die Hosen, und alles wegen der blöden Molly Wolly. Fünfundzwanzigtausend war sie nicht wert. Seiner unmaßgeblichen Meinung nach keine fünfundzwanzig Cents.

»Können Sie sie herschaffen?« fragte der Mann.

»Möglicherweise.«

»Wenn nicht, habe ich ein paar sehr unglückliche Investoren am Hals. Also, *finden* Sie sie.« Er gab Romy einen Umschlag.

»Sie kriegen noch mehr.«

Romy sah hinein. Ein Bündel Fünfzig-Dollar-Noten. Es war ein Anfang.

Der Wagen hielt an der Ecke Upton und Tremont an – Romys Gegend. Es gefiel ihm gar nicht, sich wieder von diesen hübschen Ledersitzen zu erheben und in den schneidenden Wind hinauszusteigen. Er winkte mit dem Umschlag. »Und der Rest?«

»Bei Lieferung. Sie können doch liefern?«

Kitzel ihn hoch, dachte Romy. *Laß es komplizierter*

klingen, als es ist. Vielleicht treibt das noch den Preis. »Ich werde sehen, was sich machen läßt«, sagte er, stieg aus und sah dem Wagen nach. *Angst. Der Mann sieht aus, als hätte er Angst.* Der Umschlag fühlte sich gut und dick an. Romy steckte ihn in seine Hintertasche.

Versteck dich nur, Molly Wolly, dachte er. *So oder so, ich kriege dich.*

Bryan bat sie herein und bot ihr ein Glas Wein an. Toby war zum erstenmal in seiner Wohnung. Sie fühlte sich nicht wohl dabei, weniger wegen des unkonventionellen Haushalts, den Bryan führte und der aus zwei Männern bestand, die glücklich miteinander lebten. Eher, weil sie hier auf der Couch in seinem Wohnzimmer merkte, daß sie Bryan nie wie einen Freund behandelt hatte. Er war in ihr Haus gekommen, hatte sich um ihre Mutter gekümmert, hatten Ellen das Essen gekocht, hatte sie gebadet. Als Gegenleistung hatte Toby ihm alle zwei Wochen einen Scheck ausgeschrieben, *bitte zahlen Sie für diesen Scheck* … Freundschaft war nicht Bestandteil der Arbeitsplatzbeschreibung gewesen.

Und warum nicht? fragte sie sich, als Bryan von ihr ein Glas Weißwein auf eine Serviette stellte. Warum hatte die einfache Tatsache, ihm alle zwei Wochen einen Scheck ausschreiben zu müssen, zwischen ihnen eine echte Freundschaft unmöglich gemacht?

Sie nippte an dem Wein und hatte ein Schuldgefühl, daß sie es nicht einmal versucht hatte. Und war verlegen, daß sie jetzt, als sie ihn wirklich brauchte, überhaupt das erste Mal daran gedacht hatte, einen Fuß in seine Wohnung zu setzen.

Er setzte sich ihr gegenüber. Einen Augenblick lang schwiegen sie. Sie tranken einen Schluck, zupften an den

feuchten Servietten. Die Lampenschirme warfen runde Schatten an die hohe Decke. An der Wand gegenüber hing ein Foto von Bryan und Noel an einer weit ausschwingenden Bucht. Beide hatten den Arm um die Schulter des anderen geschlungen. Sie lächelten wie zwei Männer, die wußten, wie man das Leben genießt.

Etwas, das Toby für sich noch nicht herausgefunden hatte.

»Ich glaube, Sie wissen«, sagte Bryan, »daß die Polizei von Newton schon mit mir gesprochen hat.«

»Ich habe ihnen Ihren Namen genannt. Ich nahm an, Sie könnten mir helfen. Die Cops scheinen mich für eine Ausgeburt aus der Hölle zu halten.« Sie setzte ihr Glas ab und sah ihn an. »Bryan, Sie wissen, daß ich meiner Mutter nie einen Schmerz zugefügt habe.«

»Genau das habe ich ihnen gesagt.«

»Glauben Sie, man hat es Ihnen abgenommen?«

»Ich weiß nicht.«

»Was haben sie denn gefragt?«

Er gönnte sich einen Schluck. Sie merkte, daß er so seine Antwort hinauszögerte.

»Sie haben nach Ihrer Medikation gefragt«, sagte er schließlich.

»Sie wollten wissen, ob Ellen irgendwelche verschreibungspflichtigen Drogen nahm. Und sie fragten nach den Verbrennungen an ihren Händen.«

»Sie haben erklärt, was vorgefallen war?«

»Mehr als einmal. Meine Antwort schien ihnen nicht zu gefallen. Was geht da vor, Toby?«

Sie sank zurück und fuhr sich mit beiden Händen durch die Haare. »Jane Nolan steckt dahinter. Ich weiß aber nicht, warum sie mir das antut …«

»Ihnen was antut?«

»Anders kann ich es nicht ausdrücken. Jane kommt zu mir ins Haus, und sie scheint mir wie – ein Geschenk des Himmels. Sie ist klug, sie ist nett. Sie ist perfekt. Sie kommt herein und läßt mich wieder aufleben. Und dann läuft alles schief. *Alles.* Und Jane geht hin und erzählt der Polizei, es ist meine Schuld. Es ist fast, als wäre sie tatsächlich darauf aus, mein Leben zu ruinieren.«

»Toby, das hört sich so verrückt an …«

»Menschen *sind* verrückt. Sie tun verrückte Dinge, um Aufmerksamkeit zu erregen. Dauernd sage ich der Polizei, daß sie es ist, auf die sie ihr Augenmerk lenken sollten. Die sie festnehmen sollten. Aber sie unternehmen nichts.«

»Ich glaube nicht, daß es Ihnen etwas bringt, wenn Sie Jane Nolan angreifen.«

»Sie greift *mich* an. Sie wirft mir vor, ich tue meiner eigenen Mutter etwas an. Warum ruft sie denn die Polizei? Warum hat sie nicht einfach *mich* gefragt, woher die Brandwunden an den Händen meiner Mutter rühren? Und warum zieht sie Vickie mit herein? Sie hetzt meine eigene Schwester gegen mich auf.«

»Aus welchem Grund?«

»Das weiß ich nicht. Sie ist *verrückt.*«

Sie sah, wie Bryan wegsah, und wurde sich bewußt, daß *sie* es war, die sich verrückt anhörte und einen Psychiater brauchte.

»Ich habe es in meinem Kopf immer wieder hin und her gewendet, um zu verstehen, wie das alles passiert ist«, sagte sie. »Wie ich es habe passieren *lassen.* Ich habe mir eben Jane nicht so sorgsam angeschaut, wie ich es hätte tun sollen.«

»Jetzt laden Sie nicht alle Schuld auf sich, Toby. War

Vickie nicht dabei, als die Wahl auf sie fiel?«

»Ja, aber sie ist in so etwas so oberflächlich. Es ist wirklich meine Verantwortung. Nachdem Sie gekündigt hatten, war ich in Panik. Sie haben mir so wenig Zeit gelassen, jemanden zu finden, der …« Sie brach ab, und plötzlich schoß ihr der Gedanke durch den Kopf: *Das ist der Grund, warum Jane in mein Leben trat. Weil Bryan gekündigt hatte.*

»Ich hätte mehr an Sie denken sollen«, sagte er. »Aber sie wollten mich so schnell haben.«

»Warum hat man sich gerade für *Sie* entschieden, Bryan?«

»Wie bitte?«

»Sie sagten, Sie hätten gar nicht nach einem anderen Job gesucht. Und dann hatten Sie plötzlich über Nacht einen neuen. Wie ist das abgelaufen?«

»Sie haben mich angerufen.«

»Wer?«

»Das Pines Nursing Home. Sie suchten einen Experten für Kunsttherapie, und sie wußten, daß ich eine therapeutische Ausbildung habe und daß ich Künstler bin. Daß schon drei Galerien meine Bilder angenommen hatten.«

»Wie ist man auf Sie gekommen?«

Er zuckte mit den Schultern. »Irgendwer wird ihnen meinen Namen genannt haben.«

Und geholfen, dich abzuwerben, dachte sie. *Und mich in die liebe Not zu stürzen, dich zu ersetzen.*

Sie verließ Bryans Haus mit mehr unbeantworteten Fragen, als sie vorher gehabt hatte.

Der nächste Weg führte sie ins Springer Hospital, wo sie nach ihrer Mutter schauen wollte.

Es war neun Uhr abends, die Besuchszeit längst vorbei, doch niemand verwehrte ihr den Eintritt in Ellens Kabine auf der Intensivstation.

Das Licht war heruntergedimmt, und Ellen lag im Halbdunkel.

Toby setzte sich an ihr Bett und lauschte auf das gleichmäßige Saugen und Blasen des Beatmungsgeräts. Auf dem Oszilloskop über Ellens Bett zeigte die grüne Linie ihren Herzrhythmus an.

Das Klemmbrett mit den Eintragungen der Schwester hing am Fußende. Toby nahm es, schaltete die kleine Leselampe ein und sah die neuesten Einträge an.

15.45 – *Haut warm, trocken; keine Reaktion auf Schmerzstimulation.*

17.15 – *Besuch Tochter Vickie.*

19.03 – *Vitalwerte stabil; weiterhin keine Reaktionen.*

Sie blätterte zur nächsten Seite und entdeckte die neueste Eintragung:

20.30 – *Laborantin entnimmt Blut für 7-Dehydroxy-warfarin-Test.*

Sofort stand sie auf und eilte ins Stationszimmer. »Wer hat den Test hier angeordnet?« fragte sie und hielt der diensthabenden Schwester das Klemmbrett hin. »Den Dehydroxywarfarin-Test?«

»Er betrifft Mrs. Harper?«

»Ja, meine Mutter.«

Die Schwester nahm Ellens Krankenblatt von der Ablage und blätterte. »Das war Dr. Steinglass.«

Toby nahm den Telefonhörer auf und wählte. Es läutete zweimal, und Dr. Steinglass bekam kaum sein »Hallo!« heraus, als Toby auch schon losschoß.

»Bob, warum haben Sie bei meiner Mutter einen Warfarin-Test angeordnet? Haben Sie Grund zu der Annahme, daß sie Cumarin bekommen hat? Oder Rattengift?«

»Es war … wegen der Blutergüsse. Und wegen der intrazerebralen Blutung. Ich sagte Ihnen schon, daß die Blutgerinnung extrem verzögert ist …«

»Gestern meinten Sie, der Grund könnte eine Entzündung der Leber sein.«

»Die Gerinnungswerte waren zu abnormal. Eine Hepatitis würde das nicht erklären.«

»Warum also der Warfarin-Test? Sie hat nie Warfarin bekommen.«

Langes Schweigen am anderen Ende der Leitung. »Man hat mich gebeten, den Test anzuordnen«, sagte Steinglass schließlich.

»Wer?«

»Die Polizei. Sie sagten mir, ich solle mich deswegen mit der Rechtsmedizin in Verbindung setzen. Von dort kam der Vorschlag, auf Warfarin zu testen.«

»Mit wem haben Sie gesprochen? Mit welchem Arzt?«

»Dr. Dvorak.«

Dvorak tastete halbwach und noch im Dunkeln nach dem Telefonhörer. Beim vierten Läuten hatte er ihn schließlich in der Hand. »Hallo?«

»Warum, Dan? Warum tun Sie das?«

»Toby?«

»Ich dachte, wir waren Freunde. Und nun sehe ich Sie auf der anderen Seite. Ich verstehe nicht, wie ich mich in Ihnen so täuschen konnte.«

»Hören Sie, Toby …«

»Nein, jetzt hören Sie *mir* zu!« Ihre Stimme zitterte. Ein Schluchzer wollte nach oben, wurde aber gewaltsam unterdrückt. »Ich habe meiner Mutter nie weh getan. Ich habe sie auch nicht vergiftet. Wenn jemand ihr weh getan hat, dann war das Jane Nolan.«

»Niemand sagt, daß Sie etwas Schlimmes getan haben. Ich sage es auch nicht.«

»Warum haben Sie mir dann nicht gesagt, daß Sie ihr Blut auf Warfarin untersuchen? Warum tun Sie das hinter meinem Rücken? Wenn Sie Hinweise haben, daß sie vergiftet wurde, dann hätten Sie mit *mir* darüber reden müssen. Es *mir* sagen müssen. Nicht diesen Test hineinmogeln dürfen, während ich gerade wegschaue.«

»Ich habe bereits versucht, Sie anzurufen und es Ihnen zu erklären, aber Sie waren nicht zu Hause.«

»Ich war im Hospital. Wo hätte ich denn sonst sein sollen?«

»Okay, ich glaube, ich hätte versuchen sollen, Sie im Springer zu erreichen. Tut mir leid.«

»Leid tun reicht da nicht. Nicht, wenn Sie hinter meinem Rücken agieren.«

»So ist es nicht gewesen. Ich bekam einen Anruf von Detective Alpren. Er sagte mir, die Gerinnungswerte Ihrer Mutter seien weit unter normal. Er fragte mich, woher das kommen könne und ob ich mich darüber mal mit dem behandelnden Arzt unterhalten wolle. Ein Warfarin-Test ist dann der nächste logische Schritt.«

»Logisch.« Sie lachte bitter. »Ja, das hört sich ganz nach Ihnen an.«

»Toby, es gibt ein halbes Dutzend anderer Gründe, warum ihre Gerinnungswerte nicht normal sein könnten.

Ein Warfarin-Test gehört einfach zum Standard. Die Polizei hat mich um Rat gefragt, und den habe ich gegeben. Das ist mein Job.«

Sie schwieg einen Moment, aber er konnte sie zitternd atmen hören und wußte, daß sie gegen das Weinen ankämpfte.

»Toby?«

»Ich nehme an, es ist auch Ihr Job, vor Gericht gegen mich auszusagen.«

»Dazu wird es nicht kommen.«

»Aber wenn. *Wenn* es dazu kommt.«

»Mein Gott, Toby.« Er seufzte erschöpft. »Auf die Frage werde ich *nicht* antworten.«

»Macht nichts«, sagte sie, bevor sie einhängte. »Das haben Sie bereits.«

Detective Alpren hatte Augen wie ein Luchs, hell und durchdringend. Kein Detail entging ihm. Aber länger als eine Minute konnte er seinen Blick nicht auf eine Sache konzentrieren. Er marschierte im Sektionsraum auf und ab, und wenn er das nicht tat, dann trat er von einem Fuß auf den anderen. Die Leiche auf dem Tisch interessierte ihn überhaupt nicht. Er war wegen Dvorak gekommen, und nun wartete er schon ungeduldig seit zehn Minuten, daß die Autopsie vorbei war.

Schließlich schaltete Dvorak seinen Kassettenrekorder aus, und Alpren sagte: »Können wir jetzt darüber reden?«

»Bitte sehr«, sagte Dvorak, ohne vom Seziertisch aufzusehen. Er dachte noch über den Leichnam nach, der da vor ihm lag. Ein junger Mann, dessen Torso jetzt vom Hals bis zum Schambein aufgeschnitten war. Da drinnen

sehen wir alle gleich aus, dachte er und blickte in den leeren Hohlraum. Das sind wir, eine Ansammlung gleicher Organe, verpackt in verschiedene schattierte Häute. Er nahm Nadel und Faden und fing an, Bauch- und Brusthöhle zuzunähen, setzte einen tiefen Stich nach dem anderen in das Fleisch. Keine Notwendigkeit, besonders fein zu nähen. Hauptsache, alles wurde soweit wieder in Ordnung gebracht, daß die Leiche aufgebahrt werden konnte. Normalerweise war das sogar Lisas Job.

Alpren machte so eine grausige Näharbeit offenbar nichts aus. Er trat an den Tisch. »Das Testergebnis ist gekommen«, sagte er. »Diese – wie nennen Sie sie noch? Diese schnelle …«

»RHPLC. Die allerneueste Hochleistungschromotographie, ›Rapid high-performance liquid chromotography‹ genannt.«

»Genau. Also, das Hospital hat angerufen. Der Test ist positiv.«

Dvorak erstarrte. Er mußte sich dazu zwingen weiterzunähen und die Haut über dem leeren Korpus zu schließen. Ob Alpren es bemerkt hatte? fragte er sich.

»Was bedeutet das also?«

Dvorak konzentrierte sich voll auf seine Aufgabe. »Das genannte Verfahren stellt die Existenz von 7-Hydroxywarfarin fest.«

»Um was handelt es sich dabei?«

»Um ein Stoffwechselprodukt von Warfarin.«

»Und das ist?«

Dvorak machte einen Knoten und setzte den nächsten Stich. »Ein Mittel, das die normale Blutgerinnung beeinflußt. Es kann zu ausgedehnten Blutergüssen führen. Zu Blutungen.«

»Ins Gehirn? Wie bei Mrs. Harper?«

Dvorak holte tief Luft. »Ja. Es kann auch die blauen Flecken an ihren Beinen erklären.«

»Und deswegen haben Sie den Test vorgeschlagen?«

»Dr. Steinglass informierte mich über die abnormalen Gerinnungswerte. Eine Warfarinvergiftung gehört zur Differentialdiagnose.«

Alpren machte sich eifrig Notizen und fragte: »Und wie gewinnen Sie dieses Mittel, dieses Warfarin?«

»Bestimmte Rattengifte enthalten die Substanz.«

»Und man kann daran verbluten?«

»Es braucht einige Zeit. Aber am Ende stirbt man an inneren Blutungen.«

»Angenehme Vorstellung. Wo sonst noch trifft man auf Warfarin?«

Wieder atmete Dvorak tief durch. Ihm gefiel dieses Gespräch nicht. Er wollte gar nicht an die Folgen denken. »Man kann es als verschreibungspflichtiges Medikament bekommen. Es heißt Cumarin und dient der Blutverdünnung.«

»Nur per Verschreibung?«

»Ja.«

»Sie brauchen also einen Arzt, der es Ihnen verordnet, und bekommen es nur in der Apotheke.«

»Stimmt.«

Er kritzelte schneller. »Da bekomme ich einiges zu tun.«

»Wieso?«

»Ich darf jetzt die Apotheken in der Umgebung abklappern. Welche von ihnen hat Cumarin ausgegeben, und welcher Arzt hat es verschrieben?«

»So ungewöhnlich ist die Verordnung nicht. Sie werden

auf eine ganze Reihe Ärzte stoßen, die das tun.«

»Ich habe einen speziellen Namen in meinem Raster. Dr. Harper.«

Dvorak legte den Nadelhalter zur Seite und sah Alpren an. »Warum konzentrieren Sie sich ausschließlich auf sie? Was ist mit der Pflegerin ihrer Mutter?«

»Jane Nolan hat eine lupenreine Vergangenheit. Wir haben bei ihren letzten drei Arbeitgebern nachgefragt. Und denken Sie daran: *Sie* war es, die uns angerufen und das Thema Mißhandlungen aufgebracht hat.«

»Vielleicht, um ihren eigenen Hintern zu retten?«

»Sehen Sie es mal aus Dr. Harpers Blickwinkel. Sie sieht ganz nett aus, hat aber keinen Mann, keine eigene Familie. Vielleicht nicht mal hier und da eine Verabredung. Und da sieht sie sich nun eingesperrt mit einer alten, senilen Mutter, die nicht sterben will. Die Folge: Sie kommt mit ihrem Job nicht mehr zurecht und gerät zunehmend unter Streß.«

»Was am Ende in einen Mordversuch mündet?« Dvorak schüttelte den Kopf.

»Regel Nummer eins: Sieh dich zuerst in der Familie um.«

Dvorak schlang den letzten Knoten und schnitt den Faden ab.

Alpren sah auf die zugenähte Leiche, grunzte entsetzt und sagte: »Mein Gott. Frankenstein persönlich.«

»Das wird alles unter einem Totenhemd verschwinden, was sage ich, in einem ganzen Anzug. Selbst ein Bettler soll in seinem Sarg schließlich einen gepflegten Eindruck machen.«

Dvorak zog seine Arbeitskleidung aus, warf die Handschuhe weg und wusch sich die Hände im Waschbecken.

»Und was, wenn die Vergiftung ein Unfall war?« sagte er. »Die Mutter hat Alzheimer. Wer kann schon sagen, was sie sich alles in den Mund gesteckt hat? Vielleicht gibt es Rattengift in dem Haus.«

»Das die Tochter bequemerweise so zurechtlegte, daß ihre alte Mutter es fand. Ganz recht.«

Dvorak wusch weiter seine Hände.

»Ich finde es nicht uninteressant, daß Dr. Harper inzwischen mit mir nicht mehr ohne ihren Anwalt reden will«, sagte Alpren.

»Das macht sie nicht verdächtig. Das ist nur klug.«

»Trotzdem stellt man sich Fragen.«

Dvorak trocknete die Hände ab. Er sah Alpren nicht an, wagte es einfach nicht. *Ich sollte diese Ermittlungen nicht noch kommentieren,* dachte er. *Ich bin nicht neutral genug dazu. Ich habe nicht das Herz, an einem Verfahren gegen Toby Harper zu basteln.* Doch was er tun *sollte,* war klar: das, was sein Job verlangte. Die Beweise überprüfen. Die logischen Folgerungen daraus ziehen.

Die Beweislage gefiel ihm nicht.

Die alte Dame war eindeutig vergiftet worden, aber ob vorsätzlich oder zufällig, ließ sich im Moment nicht sagen. Daß Toby dafür verantwortlich war, konnte er nicht glauben. Oder wies er diese Vorstellung nur einfach von sich? War seine Objektivität dahin, einfach weil er sie so anziehend fand? Die ganze letzte Nacht hatte er gegen den heftigen Wunsch angekämpft, sie noch einmal anzurufen. Zweimal hatte er den Hörer sogar schon in der Hand gehabt, dann aber wieder aufgelegt und sich ermahnt, daß man nicht mit einem möglichen Verdächtigen die belastenden Indizien diskutierte. Heute morgen hatte dann *sie* versucht, *ihn* zu sprechen. Er hatte eine Sekretärin als Bollwerk vorgeschoben und sie gebeten, ihn vor Tobys

Anrufen abzuschirmen. Es machte ihn regelrecht krank, doch er hatte praktisch keine andere Wahl. Ohne Freunde und so verwundbar, wie Toby im Moment war, konnte er ihr keinen Trost bieten.

Nachdem Alpren gegangen war, zog Dvorak sich nach nebenan ins Labor zurück. Auf dem Counter lagen stapelweise Gewebeproben auf ihren Objektträgern und warteten darauf, analysiert zu werden. Es war eine ruhige, einsame Arbeit, und er war dankbar dafür, allein sein zu können. Für eine Stunde hockte er über das Mikroskop gebeugt, hatte die Welt um sich herum ausgeschlossen, und ab und zu unterbrach nur das gläserne Klingen eines Objektträgers gegen den anderen die Stille. Der Eremit in seiner Klause, abgeschottet vom Rest der Welt. Normalerweise liebte er dieses Arbeiten in der Einsamkeit, aber heute fühlte er sich erbärmlich und konnte sich nicht konzentrieren.

Er betrachtete seinen Finger, wo der Skalpellschnitt abgeheilt war und nur eine winzige Narbe hinterlassen hatte. Sie erinnerte ihn an seine eigene Sterblichkeit und diese sichtlich trivialen Ereignisse, die zu ganzen Katastrophen führen können. Zu früh vom Bordstein auf die Straße treten. Glücklich einen früheren Flug erwischen und dann abstürzen. Eine letzte Zigarette vor dem Einschlafen rauchen. Der Sensenmann lauerte überall und wartete auf seine Chance. Dvorak sah die Narbe und stellte sich vor, wie seine Neuronen gerade jetzt implodierten, zur Selbstzerstörung getrieben von einer Horde fremder Prione.

Nichts konnte er im Moment tun, nichts, außer warten und auf Symptome achten. Ein, zwei Jahre auf jeden Fall. Dann erst hätte er es hinter sich. Und sein Leben wieder.

Er verschloß die Box mit den Objektträgern und starrte auf die leere Wand gegenüber. *Wann hatte ich denn wirklich ein Leben?*

Ob es nicht schon zu spät war, noch eines zu beginnen? Er war fünfundvierzig, seine Exfrau war glücklich wieder verheiratet, und sein einziger Sohn hatte bereits den ersten Sprung in die Selbständigkeit getan. Seinen letzten Urlaub vor sechs Monaten hatte er allein verbracht, eine Irlandtour von Pub zu Pub, und hatte die zufälligen menschlichen Kontakte genossen, so kurz und oberflächlich sie auch gewesen sein mochten. Er hatte sich nicht für einen Menschen gehalten, der Gesellschaft wirklich brauchte, bis er eines Abends in einem kleinen Dorf gelandet war und den einzigen Pub geschlossen vorgefunden hatte. Da hatte er plötzlich auf einer einsamen Straße an einem Ort gestanden, wo niemand seinen Namen kannte, und eine so tiefe und unverhoffte Verzweiflung in sich gespürt, daß er wieder in sein Auto gestiegen und geradewegs bis nach Dublin zurückgefahren war.

Die gleiche Verzweiflung fühlte er jetzt in sich aufsteigen, während er die Wand anstarrte.

Die Sprechanlage schnarrte. Überrascht stand er auf und nahm den Hörer ab. »Ja?«

»Zwei Anrufe für Sie. Auf Leitung eins Toby Harper. Soll ich sie weiterhin abwimmeln?«

Er brauchte seine ganze Willenskraft, um zu sagen: »Ich bin nicht zu erreichen. Auf unbestimmte Zeit.«

»Der andere Anrufer ist Detective Sheehan, Leitung zwei.«

Dvorak drückte die R-Taste. »Roy?«

»Es geht weiter im Fall mit dem toten Baby. Oder was immer das war«, sagte Sheehan. »Sie erinnern sich an das junge Mädchen, das die Ambulanz gerufen hatte?«

»Molly Picker?«

»Ja. Wir haben sie gefunden.«

17

»Es tut mir leid, aber Dr. Dvorak kann Ihren Anruf nicht entgegennehmen.«

Toby legte auf und sah frustriert auf die Uhr. Den ganzen Tag hatte sie versucht, Dvorak zu erreichen. Bei jedem Anruf war sie abgewiesen worden. Sie wußte, die Polizei wollte ihr etwas anhängen. Aber wenn sie nur mit Dvorak reden könnte, könnte sie ihn, als Freund, vielleicht dazu bringen, ihr zu sagen, was gegen sie vorlag.

Doch er wollte ihre Anrufe nicht annehmen.

Sie ging vom Stationszimmer zurück zu ihrer Mutter, stand draußen am Fenster der Kabine und sah zu, wie Ellens Brust sich hob und senkte. Sie war noch tiefer ins Koma gefallen und konnte nicht mehr spontan atmen. Das letzte CT hatte gezeigt, daß die Blutung sich noch ausgebreitet hatte, und fraglos sah es jetzt nach einer pontinen Blutung aus. Eine Schwester stand am Bett und stellte die I.v.-Infusion ein. Sie spürte, daß sie beobachtet wurde, wandte sich zum Fenster und sah Toby. Zu schnell sah sie wieder weg. Dieses Nicht-zur-Kenntnis-Nehmen – nicht einmal ein höfliches Kopfnicken hatte sie für sie übrig – sprach schon Bände. Die Kollegen trauten Toby nicht mehr. Niemand traute ihr mehr.

Sie verließ das Krankenhaus und stieg in ihr Auto, ließ aber den Motor nicht an. Sie wußte nicht, wohin. Nach Hause wollte sie keinesfalls – zu leer war es dort, zu still. Es war vier Uhr nachmittags, noch keine Zeit zum Abendessen, selbst wenn sie Appetit gehabt hätte. Ihr Tag-und-Nacht-Rhythmus war durcheinander. Die Umstellung auf einen Tagesablauf war noch nicht gelungen, und sie wußte nie, wann der Hunger oder die Müdigkeit sie

überkommen würden. Sie wußte nur, daß in ihrem Kopf alles drunter und drüber ging und nichts in Ordnung war.

Und daß ihr Leben, einstmals so wohlgeordnet, nun total und unrevidierbar umgekrempelt war.

Sie öffnete die Handtasche und zog Jane Nolans Bewerbung und Lebenslauf heraus. Sie hatte die Unterlagen mit sich herumgetragen und vorgehabt, alle vier früheren Arbeitgeber von Jane anzurufen und Genaueres über sie zu erfahren, irgendeinen Hinweis darauf, daß ihre »perfekte« Pflegerin so perfekt doch nicht gewesen war. Mit drei Pflegeheimen hatte sie schon telefoniert, und alle hatten Jane überschwenglich gelobt.

Du hast sie alle über den Tisch gezogen, Jane. Aber ich kenne die Wahrheit.

Der vierte ehemalige Arbeitgeber, mit dem sie bisher noch nicht gesprochen hatte, war das Wayside Nursing Home. Es lag nicht weit entfernt.

Sie startete den Motor.

»Mit offenen Armen würden wir Jane wieder bei uns aufnehmen«, sagte Doris Macon, die Heimleiterin. »Von all unseren Pflegerinnen war sie bei unseren Patienten eindeutig die beliebteste.«

Es war gerade Abendessenszeit im Wayside Nursing Home, und der Essenswagen war gerade in den Speisesaal geschoben worden. An vier langen Tischen saßen Patienten in verschiedenen Stadien des Alters. Sie sprachen wenig miteinander. Man hörte nur die Stimmen des Bedienungspersonals, das ihnen die Teller servierte: *Da ist Ihr Essen, meine Liebe. Soll ich Ihnen helfen mit Ihrer Serviette? Warten Sie, ich schneide Ihnen Ihr Fleisch klein …*

Doris ließ den Blick über die Versammlung grauer Köpfe wandern und sagte: »Sie werden bei bestimmten Schwestern so anhänglich, wissen Sie. Eine vertraute Stimme, ein freundliches Gesicht, das ist das Schönste für sie. Wenn uns eine Schwester verläßt, fangen manche unserer Patienten ernstlich an zu trauern. Sie haben alle keine Familien mehr, und so werden wir für sie die Familie.«

»Und Jane war gut zu ihnen?«

»Absolut. Wenn Sie erwägen, sie anzustellen, dann seien Sie froh, so eine wunderbare Bewerberin zu haben. Wir waren so traurig, als sie wegging und diesen Job bei der Orcutt Health annahm.«

»Orcutt? In ihren Bewerbungsunterlagen wird das nicht erwähnt.«

»Ich weiß, daß sie mindestens ein Jahr für sie tätig war, nachdem sie uns verlassen hatte.«

Toby faltete Janes Unterlagen auseinander. »Hier steht nichts davon. Nach Ihnen kommt das Garden Grove Nursing Home.«

»Ach, das gehört zur Orcutt-Kette. Das ist eine ganze Gruppe von Pflegeheimen, die alle einer Gesellschaft gehören. Wenn Sie für Orcutt arbeiten, können Sie jedem dieser Heime zugeordnet werden.«

»Wie viele gibt es?«

»Vielleicht ein Dutzend. Ich weiß es nicht genau. Aber sie gehören zu unseren größten Konkurrenten.«

Orcutt, dachte Toby. Warum kam ihr der Name bekannt vor?

»Ich wußte nicht, daß Jane wieder hier in Massachusetts war und sich nach einem Job umsah«, sagte Doris. »Schade, daß sie uns nicht angerufen hat.«

Toby konzentrierte sich wieder auf Doris. »Sie war inzwischen woanders?«

»Vor ein paar Monaten hat sie uns mal eine Postkarte aus Arizona geschickt und mitgeteilt, sie habe geheiratet. Beschäftigt sei sie jetzt nicht mehr. Das war das letzte, was ich von ihr gehört habe. Ich nehme an, sie ist wieder hierher zurückgezogen.« Doris sah Toby neugierig an. »Wenn Sie vorhaben, sie einzustellen, warum reden Sie dann nicht direkt mit ihr? Sie wird Ihnen die Unterlagen dann erklären.«

»Ich checke das lieber doppelt ab«, log Toby. »Ich plane schon, sie zu nehmen, aber etwas macht mich noch unsicher. Es ist wegen meiner Mutter, die wirklich nicht für sich selbst sorgen kann. Ich muß da sehr aufpassen.«

»Also für Jane kann ich bürgen. Sie ist mit unseren Patienten wunderbar umgegangen.« Doris trat an einen Tisch und legte einer alten Frau die Hand auf die Schulter. »Miriam. Liebe. Sie erinnern sich doch an Jane, oder?«

Die Frau lächelte. Sie hielt einen Löffel voll Kartoffelpüree vor ihren Mund. Ihr Gebiß lag neben dem Teller. »Kommt sie wieder zu uns?«

»Nein, meine Liebe. Ich möchte nur, daß Sie dieser Lady erzählen, ob Sie Jane gemocht haben oder nicht.«

»Ich *liebe* Janey. Sie hat sich lange nicht mehr bei mir sehen lassen.«

»Jane war fort, meine Liebe.«

»Und das Baby? Wie groß inzwischen das Baby wohl ist? Sagen Sie ihr, sie soll wiederkommen.«

Doris richtete sich wieder auf und sah Toby an. »Wenn das nicht eine wirklich gute Empfehlung ist.«

Toby ging zurück zu ihrem Wagen, saß da und starrte frustriert auf das Armaturenbrett. Warum erkannte denn

niemand die Wahrheit? Janes ehemalige Patienten liebten sie. Ihre Exarbeitgeber liebten sie. Sie war eine Frau, die offenbar jeder liebte, eine Heilige.

Und ich bin die Teufelin.

Sie wollte gerade den Zündschlüssel drehen, als ihr plötzlich einfiel, wo sie den Namen Orcutt gehört hatte.

Robbie Brace hatte ihn erwähnt. An diesem Abend in der Registratur von Brant Hill hatte er ihr gesagt, bei ihnen sei auch das Zentralregister Orcutt-Health-Pflegeheime untergebracht.

Sie stieg wieder aus und ging in das Haus zurück. Doris Macon war im Stationszimmer und saß über den Protokollbögen. Sie war sichtlich überrascht, Toby noch einmal zu sehen.

»Ich habe noch eine Frage«, sagte Toby. »Diese Frau im Speisesaal sprach von einem Baby. Hatte Jane ein Kind?«

»Eine Tochter. Warum?«

»Sie hat nie davon gesprochen …« Toby brach ab. Ihre Gedanken schossen gleichzeitig in ein Dutzend verschiedene Richtungen. War das Baby inzwischen gestorben? Hatte es überhaupt jemals ein Kind gegeben? Oder hatte Jane es einfach nicht für nötig gehalten, die Tatsache zu erwähnen, daß sie eine Tochter hatte?

Doris sah sie verblüfft an. »Entschuldigen Sie, aber ist das irgendwie von Bedeutung für Ihre Entscheidung?«

Warum hat sie das Baby nie erwähnt? Toby gab sich einen Ruck. »Wie sieht Jane aus?«

»Haben Sie denn nicht mit ihr gesprochen? Sie haben sie doch selbst gesehen …«

»*Wie sieht sie aus?*«

Erschreckt von Tobys scharfem Ton starrte Doris sie einen Augenblick an. »Sie – na ja –, sie sieht ganz

durchschnittlich aus. An ihr ist nichts Ungewöhnliches.«

»Wie groß ist sie? Welche Haarfarbe?«

Doris stand auf. »Wir haben Gruppenfotos von unserem Mitarbeiterstab. Die machen wir jedes Jahr. Ich kann sie Ihnen zeigen.« Sie führte Toby hinaus auf den Flur, wo eine Reihe gerahmter Fotos an der Wand hing, jedes mit einem Aufnahmedatum versehen. Sie reichten zurück bis 1981 – wahrscheinlich dem Jahr, in dem das Wayside Nursing Home eröffnet worden war. Doris blieb vor einem zwei Jahre alten Foto stehen und überflog die Gesichter.

»Da«, sagte sie und zeigte auf eine Frau in weißer Schwesterntracht. »Das ist Jane.«

Toby sah sich das lächelnde Gesicht genau an. Die Frau stand ganz am linken Rand der Gruppe, ihr rundliches Gesicht strahlte, und in ihrer Tracht war sie eine reichlich korpulente Erscheinung.

Toby schüttelte den Kopf. »Das ist sie nicht.«

»Aber ja, ich versichere es Ihnen«, sagte Doris. »Das können auch unsere Patienten bestätigen. Ganz bestimmt ist das Jane Nolan.«

»Wir haben das Mädchen oben im North End aufgegabelt«, sagte der Streifenpolizist. »Zeugen haben einen Burschen gesehen, der sie abschleppen wollte. Er versuchte, sie in einen Wagen zu zerren. Sie schrie sich die Seele aus dem Leib, und die Zeugen kamen ihr zu Hilfe. Wir waren dann die ersten Beamten vor Ort. Das Mädchen hockte mit aufgeplatzter Lippe und einem blauen Auge auf dem Bordstein. Sie sagte, sie heiße Molly Picker.«

»Wer war der Kerl, der auf sie eingeschlagen hat?« fragte Dvorak.

»Ich nehme an, ihr Zuhälter. Sie sagt es uns nicht. Und der Kerl ist auf und davon.«

»Wo ist das Mädchen jetzt?«

»Sitzt in unserem Wagen. Wollte gar nicht rein zu uns. Will mit keinem reden. Sie will nur wieder raus auf die Straße.«

»Damit ihr Zuhälter sie wieder aufmischt?«

»Also, die Weisheit hat sie nicht gerade mit dem Löffel gegessen.«

Dvorak ging seufzend mit dem Polizisten nach draußen. Große Hoffnungen machte er sich nicht, was ihr Gespräch anging. Ein widerspenstiger Teenager, nicht gerade die Schlaueste, das war wohl kaum eine sprudelnde Quelle für die erwartete Krankengeschichte. Das Mädchen war nicht festgenommen. Es konnte jederzeit weggehen, aber wahrscheinlich wußte sie das nicht.

Sicher würde er sie auch nicht extra darauf hinweisen, bevor er sie nicht ein wenig ausgequetscht hatte. Was immer sie wissen mochte.

Der Streifenpolizist zeigte auf den Wagen, in dem sein Partner am Steuer wartete. Auf dem Rücksitz saß ein Mädchen mit strähnigen braunen Haaren und geplatzter Lippe. Sie war in einen weiten Regenmantel gehüllt und hielt eine billige Handtasche aus Kunstleder auf dem Schoß.

Der Cop öffnete die hintere Tür. »Steigen Sie doch aus, Miss. Das hier ist Dr. Dvorak. Er möchte mit Ihnen sprechen.«

»Brauche keinen Doktor.«

»Er ist von der Rechtsmedizin.«

»Brauche keine Untersuchung.«

Dvorak beugte sich vor und lächelte das Mädchen an.

»Hi, Molly. Gehen wir doch hinein und unterhalten uns. Es ist kalt hier draußen, findest du nicht auch?«

»Wäre es nicht, wenn Sie die Tür zumachten.«

»Ich habe den ganzen Tag Zeit. Wir können jetzt miteinander reden oder um Mitternacht. Das liegt ganz an dir.« Er sah sie an und wartete, wie lange es wohl dauern würde, bis sie es leid war, so angestarrt zu werden. Drei Männer starrten sie jetzt an, die beiden Cops und Dvorak, und keiner sagte ein Wort.

Molly holte tief Luft und ließ sie wieder mit einem deprimierten Schnaufen entweichen. »Gibt es bei Ihnen ein Klo?« fragte sie.

»Natürlich.«

»Es ist echt dringend.«

Dvorak trat zur Seite. »Ich zeige dir den Weg.«

Sie kletterte aus dem Streifenwagen und zog den übergroßen Regenmantel wie ein riesiges Cape hinter sich her. Nur als sie sich aufrichtete, sah Dvorak plötzlich den Bauch des Mädchens. Es war schwanger. Wenigstens im sechsten Monat, schätzte er.

Das Mädchen merkte, wohin sein Blick fiel. »Ja, mir hat einer ein Kind gemacht«, schnappte sie. »Und?«

»Ich glaube, wir bringen dich erst einmal hinein. Schwangere brauchen einen Platz zum Sitzen.«

Mit einem Blick à la *Das ist wohl ein Scherz, oder?* ging sie in das Gebäude.

»Nettes Mädchen«, grummelte der eine Cop. »Wollen Sie, daß wir warten?«

»Sie können weiterfahren. Ich setze sie einfach in ein Taxi, wenn wir fertig sind.«

Das Mädchen wartete gleich hinter der Tür auf Dvorak.

»Wo ist also das Bad?« wollte sie wissen.

»Oben, gleich neben meinem Büro.«

»Na gut, machen Sie schon. Ich muß dringend.«

Im Aufzug sagte sie kein Wort. Ihrem Gesichtsausdruck nach zu schließen, war sie ganz auf ihre Blase konzentriert. Er wartete auf sie draußen vor der Personaltoilette. Sie ließ sich Zeit und kam erst nach zehn Minuten wieder zum Vorschein. Sie roch nach Seife, hatte sich das Gesicht gewaschen, und die geschwollene Lippe hob sich auffällig und violettrot von ihrem blassen Gesicht ab.

Er führte sie in sein Büro und schloß die Tür hinter sich. »Setz dich, Molly.«

»Dauert es lange?«

»Das hängt davon ab, ob du mir weiterhelfen kannst. Ob du etwas weißt.« Er zeigte noch einmal auf den Stuhl.

Widerstrebend setzte sie sich und schlug den Regenmantel wie eine Schutzhaut um sich. Trotzig schob sie die dicke Unterlippe nach vorn.

Er stand an den Schreibtisch gelehnt und sah auf sie hinunter.

»Vor zwei Tagen hast du den Notruf angerufen. Deine Stimme ist in der Zentrale aufgezeichnet worden. Du hast eine Ambulanz angefordert.«

»Wußte nicht, daß es ein Verbrechen ist, eine Ambulanz zu rufen.«

»Als die Sanitäter dort ankamen, fanden sie eine verblutete Frau. Du warst bei ihr in dem Apartment. Was ist passiert, Molly?«

Sie schwieg mit gesenktem Kopf. Das glatte Haar hing ihr über das Gesicht.

»Ich sage ja gar nicht, daß du irgendwas falsch gemacht hast. Ich muß nur Bescheid wissen.«

Das Mädchen sah ihn nicht an. Sie schlang die Arme um ihre Brust und schaukelte auf dem Stuhl hin und her. »War nicht meine Schuld«, flüsterte sie.

»Ich weiß.«

»Ich möchte gehen. Kann ich nicht einfach gehen?«

»Nein, Molly. Wir müssen erst miteinander reden. Kannst du mich mal ansehen?«

Sie tat es nicht. Sie hielt den Blick gesenkt, als würde die Erwiderung seines Blicks einer Niederlage gleichkommen.

»Warum willst du nicht reden?«

»Warum sollte ich? Ich kenne Sie ja gar nicht.«

»Vor mir mußt du keine Angst haben. Ich bin kein Cop. Ich bin Arzt.«

Doch damit bewirkte er das Gegenteil von dem, was er erwartet hatte. Sie zog sich nur noch tiefer in ihren Sitz zurück und schauderte. Aus diesem Mädchen wurde er nicht schlau. Sie war für ihn ein fremdes Wesen. Alle Teenager waren das. Er wußte nicht mehr, wie er weitermachen sollte.

Die Gegensprechanlage auf seinem Schreibtisch summte.

»Dr. Toby Harper ist da«, sagte seine Sekretärin.

»Ich bin unabkömmlich.«

»Ich glaube nicht, daß sie einfach wieder geht. Sie besteht darauf, heraufzukommen und Sie zu sprechen.«

»Hören Sie, im Moment kann ich wirklich nicht mit ihr reden.«

»Soll ich sie warten lassen?«

Er seufzte. »In Ordnung. Soll sie warten, aber es kann eine Weile dauern.«

Dvorak wandte sich wieder an Molly Picker, und er

ärgerte sich gehörig. Ein weibliches Wesen wollte ihn unbedingt sprechen, ein anderes weigerte sich, auch nur ein Wort zu sagen.

»Molly«, sagte er. »Ich muß etwas über deine Freundin Annie wissen. Über die Frau, die jetzt tot ist. Hat sie Drogen genommen? Irgendwelche Medikamente?«

Das Mädchen schauderte wieder und krümmte sich zusammen.

»Es ist sehr wichtig. Die Frau hatte einen stark mißgebildeten Fötus. Ich muß wissen, was sie eingenommen hat. Das könnte auch für andere schwangere Frauen eine lebenswichtige Information sein. Molly?«

Das Mädchen fing an zu zittern. Zuerst verstand Dvorak nicht, was da vor sich ging. Er dachte, ihr sei wohl kalt. Dann fiel sie nach vorn mit dem Kopf auf den Boden. Ihre Glieder begannen zu zucken, ihr ganzer Körper wurde von Krämpfen geschüttelt.

Dvorak kniete sich neben sie und versuchte verzweifelt, ihren Regenmantel aufzubekommen. Er hatte sich um ihren Hals verwickelt, aber sie schlug mit Armen und Beinen mit übermenschlichen Kräften um sich. Schließlich gelang es ihm, ihren Hals frei zu bekommen. Ihr Anfall dauerte noch an. Das Gesicht war tiefrot angelaufen. Die Augen waren nach hinten gerollt. *Was jetzt? Ich bin Pathologe, kein Nothilfearzt* … Er sprang auf und drückte den Knopf der Gegensprechanlage.

»Ich brauche Dr. Harper! Schicken Sie sie *sofort* rauf!«

»Aber ich dachte, Sie hätten gesagt …«

»Ich habe hier einen Notfall!«

Er wandte sich wieder Molly zu. Die hatte aufgehört, um sich zu schlagen, aber ihr Gesicht war immer noch tiefrot, und auf der Stirn bildete sich eine Beule vom Sturz auf

den Boden.

Sie darf jetzt nicht aspirieren. Bring sie in Seitenlage. Erinnerungsbrocken aus seiner Ausbildungszeit kamen durch alle Panik wieder an die Oberfläche. Er kniete sich neben das Mädchen und drehte es schnell auf die linke Seite, das Gesicht leicht nach unten gerichtet. Wenn sie sich jetzt übergeben sollte, würde der hochkommende Mageninhalt nicht in die Lunge geraten. Er fühlte ihren Puls – er war schnell, aber stark. Und sie atmete noch.

Okay, okay. Luftwege sind frei. Sie respiriert. Kreislauf ist auch in Ordnung. Was habe ich vergessen?

Die Tür ging auf, und Toby kam herein. Er sah zu ihr auf, doch ihr Blick fiel gleich auf das Mädchen, und sie kniete sich neben ihn.

»Was ist passiert?«

»Sie hatte so etwas wie einen Anfall …«

»Einen mit Vorgeschichte? Einen epileptischen?«

»Ich weiß nicht, sie hat Puls, und sie atmet.«

Toby sah die Schwellung am Kopf. »Von wann ist die?«

»Bei dem Anfall ist sie gestürzt.«

Toby zog den Regenmantel auf und sah den Körper des Mädchens. Nach einer Schrecksekunde sagte sie: »Sie ist schwanger.«

»Ja. Wie lange, weiß ich aber nicht.«

»Wissen Sie denn *irgend etwas* von ihr?«

»Sie ist polizeibekannt. Prostitution. Ihr Zuhälter hat sie heute zusammengeschlagen. Mehr weiß ich nicht.«

»Haben Sie einen Notkoffer?« fragte Toby.

»In meiner Schreibtischschublade …«

»Her damit.«

Das Mädchen stöhnte und bewegte den Kopf.

Toby suchte im Koffer nach Instrumenten, Dvorak zog den Arm des Mädchens aus dem Mantelärmel. Molly öffnete die Augen und sah ihn an. Im nächsten Augenblick fing sie an, sich gegen seinen Griff zu wehren.

»Es ist alles in Ordnung«, sagte er. »Ganz ruhig …«

»Lassen Sie sie los«, forderte Toby ihn auf. »Sie ist noch nicht wieder bei Sinnen. Sie machen ihr angst.«

Dvorak ließ den jämmerlich dünnen Arm los und trat einen Schritt zurück.

»Okay, Kleine«, murmelte Toby. »Sieh mich an. Hier bin ich.«

Das Mädchen drehte den Kopf und sah Toby an, die sich über sie beugte. »Mama«, sagte sie.

Toby sprach leise und langsam. »Ich tue dir nicht weh. Ich möchte dir nur mal kurz in dein Auge leuchten. In Ordnung?«

Das Mädchen sah sie fragend an. Toby leuchtete mit ihrer kleinen Taschenlampe in die Pupillen des Mädchens. »Reagieren gleichmäßig. Glieder bewegen sich spontan.« Toby griff nach der Blutdruckmanschette. Das Mädchen wimmerte einen leisen Protest, als die Manschette sich um ihren Arm schloß, aber sie sah Toby weiter an und schien sich beruhigt zu haben.

Toby sah mit gerunzelter Stirn zu, wie die Nadel im Meßgerät langsam nach unten ruckte. Gleich danach löste sie schnell die Manschette und nahm sie ab. »Sie muß in Behandlung.«

»Das Boston City ist gleich gegenüber.«

»Schaffen wir sie dort in die Notaufnahme. Ihr Blutdruck ist zweihundertzwanzig zu hundertdreißig, und sie ist schwanger. Ich glaube, das erklärt auch ihren Anfall.«

»Eklampsie?«

Toby nickte kurz und schloß den schwarzen Notkoffer. »Können Sie sie tragen?«

Dvorak beugte sich hinunter und nahm das Mädchen auf den Arm. Trotz ihres Zustands wirkte sie zerbrechlich und gewichtslos. Vielleicht hatte er auch nur zuviel Adrenalin im Blut, um ihre Last zu spüren. Toby ging voraus und öffnete die Türen. So traten sie aus dem Haus auf die Albany Street.

Wind pfiff durch die Straßen und schnitt ihnen ins Gesicht. Das Mädchen strampelte in seinen Armen. Ihr Mantel schlug ihm gegen die Beine, ihr Haar flog ihm ins Gesicht, und Dvorak stolperte mehr, als er ging, bis sie endlich die andere Straßenseite erreichten und vor dem Eingang zur Notaufnahme standen.

Die Doppeltür glitt vor ihnen auf.

Am Empfang hatte keine Schwester Dienst, sondern ein Mann in weißem Dienstkittel. Er sah das Mädchen in Dvoraks Armen. »Was ist passiert?«

Toby übernahm die Formalitäten. Sie trat ans Fenster, öffnete Molly Pickers kleine, billige Handtasche und zog ihren Ausweis heraus. »Schwangeres Mädchen mit Anfällen. Blutdruck zweihundertzehn zu hundertdreißig.«

Der Pfleger verstand gleich und rief nach einer Bahre.

Der Nadelstich traf Molly bei vollem Bewußtsein. Sie zuckte hoch und wollte sich freistrampeln. Mehrere Hände hielten sie nieder. Es waren zu viele für sie. Sie hielten sie fest und quälten sie. Sie konnte sich nicht erinnern, wie sie an diesen schrecklichen Ort geraten war, und wußte auch nicht, womit sie diese Bestrafung verdient hatte. *Es tut mir leid. Ich habe etwas falsch gemacht. Es tut mir leid. Bitte, hört auf, mir weh zu tun.*

»Mist, ich habe die Vene nicht erwischt! Eine andere Nadel …«

»Probieren Sie den anderen Arm. Das da ist doch eine schöne Vene.«

»Ihr müßt sie festhalten. Sie schlägt zu heftig um sich.«

»Ist das ein Anfall?«

»Nein, sie wehrt sich gegen uns …«

Zwei Hände umschlossen ihr Gesicht. Eine Stimme sagte im Kommandoton: »Miss, halten Sie doch ruhig! Wir müssen Ihnen eine Kanüle setzen!«

Mollys verängstiger Blick war auf das Gesicht gerichtet, das von oben auf sie herabsah. Es gehörte zu einem Mann in blauen Sachen. Um seinen Hals hing wie eine Schlange ein Stethoskop.

Ein Mann mit zornigen Augen.

»Sie ist noch immer weg vom Fenster«, sagte er. »Einfach hinein mit der I.v.-Kanüle.«

Zwei andere Hände packten ihren Arm und drückten ihn gegen die Matratze. Molly versuchte, sich loszureißen, aber die Hände preßten sie um so fester nieder, quetschten ihr die Haut.

Wieder stach die Nadel zu. Molly kreischte auf.

»Okay, geschafft! Infundieren. Kommt schon, kommt schon.«

»Dosierung?«

»Fünf Milligramm Hydralazin. Dazu etwas Magnesiumsulfat. Und Blutproben abnehmen.«

»Doc, gerade kommt eine Angina rein.«

»Nun laßt mich doch mal, verdammt, in Ruhe.«

Wieder ein Stich, wieder ein Schmerz. Molly bäumte sich noch einmal auf. Etwas fiel auf den Boden und

zerschellte.

»Herrgott noch mal, sie will einfach nicht still liegen!«

»Können wir sie nicht sedieren?«

»Nein, wir brauchen sie bei Bewußtsein. Redet ihr gut zu.«

»Schon versucht.«

»Holt mir diese Frau her. Die, die sie hergebracht hat. Vielleicht kann die sie beruhigen.«

Molly riß an den Gurten. Der Kopf tat ihr weh, und jedes laute Geräusch hämmerte in ihr Hirn. Das Schnellfeuer der Stimmen, die zuknallenden Metallschubladen.

Weg mit euch. Weg, weg.

Dann rief eine Stimme sie beim Namen, und eine Hand legte sich sanft auf ihr Haar.

»Molly, ich bin's. Dr. Harper. Es ist alles gut. Alles ist gut.«

Molly sah der Frau ins Gesicht. Es kam ihr bekannt vor, obwohl sie nicht wußte, woher. Sie wußte nur eines: Es hatte nichts mit Schmerz zu tun. Dieser ruhige Blick versprach ihr Sicherheit.

»Du mußt ganz still liegen, Molly. Ich weiß, sie tun weh, all diese Nadeln. Aber sie helfen dir auch.«

»Es tut mir leid«, flüsterte Molly.

»Was tut dir leid?«

»Alles, was ich Schlimmes angestellt habe. Ich weiß es nicht mehr.«

Die Frau lächelte. »Du hast nichts Schlimmes angestellt. Und jetzt kommt wieder ein Stich, okay? Nur ein kleiner.«

Molly schloß die Augen und unterdrückte ein Wimmern, als die Nadel in ihren Arm drang.

»Na also. Bist ein gutes Mädchen. Das war's. Keine

Nadeln mehr.«

»Versprochen?«

Toby zögerte. »Versprechen kann ich das nicht. Aber von jetzt an wird dich keiner mehr ohne Vorwarnung stechen, okay? Das sage ich ihnen.«

Molly faßte nach Tobys Hand. »Gehen Sie nicht weg …«

»Es wird alles gut. Diese Leute hier sorgen gut für dich.«

»Aber *die* kenne ich nicht.« Sie sah die Frau direkt an, und sie nickte schließlich.

»Ich bleibe, solange ich kann.«

Molly hörte eine andere Stimme. Die Frau drehte sich um, hörte zu, wandte sich dann wieder an Molly.

»Wir müssen alles über deinen Gesundheitszustand wissen. Hast du einen Arzt?«

»Nein.«

»Nimmst du irgendwelche Medikamente?«

»Nein. O doch. Ja. Die Pillen sind in meiner Handtasche.«

Molly hörte, wie die Frau den Verschluß aufschnappen ließ und die Pillen in einer Flasche klapperten. »Die hier, Molly?«

»Ja. Davon nehme ich eine, wenn mein Magen rebelliert.«

»Die Flasche hat kein Etikett von einer Apotheke. Woher hast du sie?«

»Von Romy. Einem Freund. Er hat mir die Pillen besorgt.«

»Okay. Wie sieht es mit Allergien aus? Bist du auf irgend etwas allergisch.«

»Auf Erdbeeren.« Molly seufzte. »Und dabei mag ich Erdbeeren so gerne …«

Eine andere Stimme mischte sich ein. »Dr. Harper, der Assistent mit dem Ultraschall ist da.«

Molly hörte, wie das Gerät in den Raum gerollt wurde. Ihr Kopf fuhr zur Seite. »Was machen die da? Werde ich wieder gestochen?«

»Das tut nicht weh. Es ist nur eine Ultraschalluntersuchung, Molly. Sie wollen sich dein Baby ansehen. Das geht mit Schallwellen.«

»Ich will das nicht. Ich möchte einfach in Ruhe gelassen werden.«

»Es tut mir leid, aber das muß sein. Nachsehen, ob es deinem Baby gutgeht. Wie groß es ist und wie es sich entwickelt. Du hattest heute in Dr. Dvoraks Büro einen Anfall. Du weißt, was ein Anfall ist?«

»Wie ein Koller.«

»Richtig. Du hattest einen Koller. Du warst ohne Besinnung, und dein Körper hat hin und her gezuckt. Das ist etwas sehr Gefährliches. Du mußt hier im Krankenhaus bleiben, damit sie deinen Blutdruck unter Kontrolle bekommen. Und zusehen, daß sie dein Baby retten.«

»Stimmt etwas nicht mit ihm?«

»Daß du schwanger bist, ist der Grund für deinen Anfall und für deinen hohen Blutdruck.«

»Ich will keine Untersuchungen mehr. Sagen Sie ihnen, ich will raus …«

»Hör zu, Molly.« Dr. Harper sagte es ruhig, aber bestimmt. »Dein Zustand kann lebensbedrohend sein.«

Molly schwieg. Sie sah die andere Frau mit festem Blick an. Sie sagte die Wahrheit.

Dr. Harper nickte dem Assistenten zu. »Also los, machen Sie das Sonogramm. Ich warte draußen.«

»Nein«, sagte Molly. »Bleiben Sie bei mir.« Sie streckte die Hand in stummer Bitte aus.

Nach kurzem Zögern faßte Toby noch einmal ihre Hand

und setzte sich auf den Hocker neben der Bahre.

Der Assistent deckte fürsorglich ein Tuch über Mollys Schenkel und Schamhaar, hob dann die Decke hoch, unter der sie lag, und legte den geschwollenen Bauch frei. »Das wird jetzt ein bißchen kalt«, sagte er und drückte Gel aus einer Tube auf ihre Haut. »Dieses Zeug sorgt dafür, daß man besser ablesen kann, was die Schallwellen zeigen.«

»Und es tut nicht weh? Versprochen, daß es nicht weh tut?«

»Kein bißchen.« Er hielt ein quadratisches Ding in der Hand. Es paßte gut hinein. »Ich fahre mit diesem Ding jetzt über deinen Bauch, okay? Das Bild sehen wir dann auf dem Bildschirm hier.«

»Sie können mein Baby sehen?«

»Genau. Da, schau hin.« Er tauchte das Ding in das Gel und legte es dann auf ihre Haut.

»Das kitzelt«, sagte Molly.

»Aber weh tut es nicht, nicht wahr? Gib’s zu, es tut nicht weh.«

»Nein.«

»Also entspann dich und sieh dir die Show an, okay?« Langsam fuhr er mit dem Gerät über ihren Leib und sah dabei auf den Monitor. Auch Mollys Blick war auf den Bildschirm gerichtet. Sie sah bloß einen Schatten nach dem anderen vorbeiziehen. Wo war denn das Baby? Sie hatte ein richtiges Bild davon erwartet, wie ein Foto, und nicht so einen grauen Wust von Klecksen.

»Wo ist es?« fragte sie.

Der Assistent gab keine Antwort. Molly sah ihn an und sah ihn wie erstarrt auf den Monitor blicken.

»Sehen Sie es?« fragte Molly.

Der Assistent räusperte sich. »Ich bin noch nicht ganz

fertig mit der Untersuchung.«

»Ist es ein Junge oder ein Mädchen? Können Sie das sagen?«

»Nein. Nein, das kann ich nicht …« Er fuhr mit dem Gerät erst in die eine, dann in die andere Richtung, den Blick auf die vorbeiflackernden Bilder auf dem Monitor gerichtet.

Nur lauter graue Kleckse, dachte Molly. Da war ein dickerer, umgeben von einigen kleineren. Sie sah Dr. Harper an. »Sehen *Sie* es?«

Ihre Frage wurde mit Schweigen erwidert. Dr. Harper sah ständig zwischen dem Bildschirm und dem Assistenten hin und her.

Keiner von ihnen sah Molly an. Keiner sagte ein Wort.

»Warum reden Sie nicht mit mir?« flüsterte sie. »Was ist los?«

»Bleib einfach ruhig liegen, Liebes.«

»Irgendwas ist los, nicht?«

Dr. Harper drückte ihre Hand. »Nicht bewegen.«

Schließlich richtete der Assistent sich auf und wischte das Gel von Mollys Bauch weg. »Ich zeige die Aufnahmen einem unserer Ärzte, okay? Ruh dich inzwischen einfach aus.«

»Aber *sie* ist doch eine Ärztin«, sagte Molly und sah Dr. Harper an.

»Ich habe keine Übung darin, die Bilder richtig zu deuten. Dafür muß man Spezialist sein.«

»Aber was *haben* Sie denn gesehen? Ist etwas nicht in Ordnung?«

Dr. Harper und der Assistent wechselten Blicke.

Dann sagte der Assistent: »Ich weiß nicht.«

18

»Lassen Sie das Bild mal stehen«, sagte Dr. Sibley. Er nahm die Brille ab und starrte wie versteinert auf den Monitor. Im Raum herrschte lähmendes Schweigen. Dann murmelte Sibley: »Was, zum Teufel, ist das …«

»Was sehen Sie denn?« fragte Toby.

»Ich weiß es nicht. Ich weiß ehrlich nicht, was ich da sehe.«

Sibley wandte sich an den Ultraschall-Assistenten. »Sie meinen diesen Schatten da?«

»Ja, Sir. Den Klumpen. Ich konnte nicht erkennen, was das ist.«

»Ist das fötales Gewebe?« fragte Toby.

»Das kann ich nicht sagen.« Er nickte dem Assistenten zu. »Okay, weiter. Sehen wir uns den Rest an.«

Während die Schatten über den Monitor flackerten, beugte Sibley sich noch weiter vor. »Das ist mal mehr, mal weniger dichtes Gewebe, mal fest, mal zystisch.«

»Das da sieht aus wie ein Kopf«, sagte Toby.

»Ja, annähernd kraniale Formen. Und sehen Sie die Verkalkung da?«

»Ein Zahn?«

»Ich nehme an.« Sibley schwieg, bis ein neues Bild erschien. »Wo ist der Thorax?« murmelte er. »Ich sehe keinen Thorax.«

»Aber es hat Zähne?«

»Einen einzelnen.« Sibley saß weiterhin versteinert vor dem, was da hell und dunkel über den Monitor wanderte.

»Glieder«, sagte er leise. »Da eines und da eines. Aber kein Thorax …« Langsam lehnte er sich zurück und setzte die Brille wieder auf. »Das ist kein Fötus. Das ist ein Tumor.«

»Sind Sie sicher?« fragte Toby.

»Es ist ein Klumpen Gewebe. Primitive Keimzellen, die außer Kontrolle geraten sind und die Zähne, vielleicht ein paar Haare, gebildet haben. Es hat weder Herz noch Lunge.«

»Aber man sieht eine Plazenta.«

»Ja. Der Körper der Patientin *denkt,* er ist schwanger. Er ernährt diesen Tumor und hilft ihm wachsen. Ich nehme an, es handelt sich um eine Art Teratom. Man weiß, daß diese Tumore die bizzarsten Formen annehmen und alles mögliche hervorbringen, von Zähnen bis zu hormonbildenden Drüsen.«

»Es handelt sich also um keine kongenitalen Mißbildungen.«

»Nein. Es ist desorganisiertes Gewebe. Ein Fleischkloß. Es sollte so bald wie möglich entfernt werden …« Sibley fuhr plötzlich mit einem Ruck zurück und richtete den Blick scharf auf den Bildschirm. »Noch mal zurück! Los!« bellte er den Assistenten an.

»Was haben Sie gesehen?«

»Lassen Sie schon zurücklaufen!«

Für einen Moment war der Bildschirm leer, dann kamen noch einmal die Bilder.

»Das ist unmöglich«, sagte Sibley.

»Was?«

»Es hat sich *bewegt.*« Er sah den Assistenten an. »Haben Sie etwas an ihrem Bauch gemacht.«

»Nein.«

»Aber sehen Sie sich das an. Das Anhangsgebilde – wie es seine Position verändert. Sehen Sie?«

»Ich habe den Bauch nicht angerührt.«

»Dann muß die Patientin sich bewegt haben. Ein Tumor bewegt sich nicht von selbst.«

»Das ist kein Tumor«, sagte Dvorak.

Alle sahen sich nach ihm um. Er war so leise gewesen, daß Toby ihn nicht hereinkommen gehört hatte. Er stand jetzt hinter ihr.

Langsam ging er vor zum Monitor und sah dabei auf das Standbild. »Es bewegt sich. Es hat Arme. Es hat ein Auge. Es hat Zähne. Vielleicht kann es sogar denken …«

Sibley schnaufte. »Das ist lächerlich. Woher wollen Sie das denn wissen?«

»Weil ich genauso etwas schon mal gesehen habe.« Dvorak drehte sich zu ihnen um und sah sie verblüfft an. »Ich muß telefonieren.«

Toby sah in Mollys dunklem Zimmer das rote Licht der I.v.-Versorgung blinken, an und aus, an und aus. Die intravenöse Medikation klappte also vorzüglich. Toby ließ die Schwingtür zufallen, setzte sich auf einen Stuhl neben dem Bett und hörte auf den Atem des Mädchens. Das rote Licht blinkte in einem einschläfernden Rhythmus. Toby gönnte sich ein wenig Entspannung und ließ zum erstenmal an diesem Tag ihren Gedanken freien Lauf. Gerade hatte sie im Springer Hospital angerufen und sich nach dem Zustand ihrer Mutter erkundigt. Man hatte ihr versichert, daß es keine Änderungen gegeben habe. *In diesem Augenblick liegt auch meine Mutter in einem anderen Bett*, dachte sie, *in einem anderen Krankenhaus, und auch bei ihr blinkt das rote I.v. -Lämpchen in der*

Dunkelheit, genau wie bei dem Mädchen hier.

Toby sah auf die Uhr. Wann Dr. Dvorak wohl zurück sein würde? Vorhin hatte sie ihm von Jane Nolan erzählen wollen und hatte enttäuscht feststellen müssen, daß er ihr offensichtlich gar nicht zuhören wollte. Immer wieder hatte es zudem Gründe gegeben, ihren Gesprächsversuch zu unterbrechen – die Krise um Molly, sein Piepser, der sich meldete … Und dann war er gegangen, um sich mit jemandem am Empfang des Krankenhauses zu treffen.

Sie lehnte sich zurück und dachte an ein Nickerchen, als Molly sich plötzlich in der Dunkelheit meldete: »Mir ist kalt.«

Toby richtete sich auf. »Ich habe gar nicht gemerkt, daß du wach bist.«

»Ich habe gelegen und nachgedacht …«

»Ich suche dir eine Decke. Kann ich das Licht anmachen?«

»Okay.«

Toby schaltete die Nachttischlampe ein, und das Mädchen schrak vor dem plötzlichen Lichtschein zurück. Die Schwellung auf ihrer Stirn hob sich schwärzlich von dem blassen Gesicht ab. Ihr Haar lag in schmutzig wirkenden Strähnen auf dem Kopfkissen.

In einem Schrankfach lag eine zusätzliche Decke. Sie breitete sie über das Mädchen aus. Dann knipste sie das Licht wieder aus und tappte zu ihrem Stuhl.

»Danke«, flüsterte Molly.

Sie teilten miteinander die Dunkelheit, keine sagte ein Wort, und das Schweigen beruhigte sie beide und tröstete sie.

»Mein Baby ist nicht normal, nicht?«

Toby zögerte. Sie kam zu dem Schluß, daß die Wahrheit die beste Antwort war. »Nein, Molly«, sagte sie. »Es ist nicht normal.«

»Wie sieht es denn aus?«

»Das kann man schwer sagen. Das Sonogramm ist kein richtiges Bild. Es ist nicht leicht zu interpretieren.«

Molly schwieg und überlegte. Toby machte sich auf weitere Fragen gefaßt und fragte sich nur, wie anschaulich sie dabei werden sollte. *Dein Baby ist nicht einmal ein menschliches Wesen. Es hat kein Herz, keine Lunge, keinen Rumpf. Es ist nichts als ein schrecklich anzusehender Klumpen aus Fleisch und Zähnen.*

Zu Tobys Erleichterung fragte das Mädchen nicht weiter. Vielleicht hatte sie Angst, die ganze Wahrheit zu hören, den ganzen Horror über das, was da in ihrem Bauch heranwuchs.

Toby beugte sich vor. »Molly, ich habe mit Dr. Dvorak geredet. Er sagt, es gab da eine Frau – du kennst sie –, die auch ein anomales Kind hatte.«

»Annie.«

»Hieß sie so?«

»Ja.« Molly seufzte. Wenn Toby auch das Gesicht des Mädchens im Dunkeln nicht sah, ihre Mattigkeit hörte sie schon mitklingen, eine Erschöpfung, die über die physische Müdigkeit hinausging.

Tobys Blick blieb an der verschwommenen Schattenlinie hängen, die das Gesicht des Mädchens abzeichnete. Sie gewöhnte sich an die Dunkelheit und konnte jetzt sogar ihre Augen leuchten sehen. »Dr. Dvorak hat die Sorge, daß du und Annie dem gleichen Toxin ausgesetzt gewesen sein könntet. Etwas, das euer beider Babys Entwicklung beeinflußt haben könnte. Ist das denkbar?«

»Was meinen Sie mit … Toxin?«

»Irgendeine Droge oder einen Giftstoff. Habt ihr beide, du und Annie, etwas bekommen? Pillen, Injektionen?«

»Nur die Pillen, von denen ich Ihnen gesagt habe. Die Romy mir gegeben hat.«

»Dieser Romy, hat er dir noch andere Drogen gegeben? Illegale?«

»Nein. So ein Zeug habe ich nie genommen, wissen Sie, Annie habe ich auch nie etwas nehmen sehen.«

»Wie gut hast du sie gekannt?«

»Nicht sehr gut. Sie hat mich ein paar Wochen bei sich wohnen lassen.«

»Ihr wart nur ein paar Wochen zusammen?«

»Ich brauchte bloß einen Platz zum Schlafen.«

Toby seufzte enttäuscht. »Dann kommen wir so nicht weiter.«

»Was meinen Sie damit?«

»Was immer die Ursache für die Anomalien bei euren Babys war, sie rührt von ganz früh in der Schwangerschaft her. Aus den ersten drei Monaten.«

»Da habe ich Annie noch gar nicht gekannt.«

»Wann hast du gewußt, daß du schwanger bist?«

Das Mädchen dachte nach. Draußen hörten sie einen Arzneimittelwagen vorbeiquietschen und zwei Schwestern miteinander reden.

»Das war im Sommer. Mir war schlecht.«

»Warst du beim Arzt?«

Schweigen. Toby sah die weiße Decke zittern, als schaudere das Mädchen darunter. »Nein.«

»Aber du wußtest, daß du schwanger warst?«

»Ja, sicher. Ich meine, das war nicht schwer zu erkennen, nach einiger Zeit. Romy sagte, er würde sich darum schon kümmern.«

»Was meinst du mit *darum kümmern?*«

»Es wegmachen lassen. Dann fing ich an, daran zu denken, wie schön es wäre, ein Baby zu haben. Mit ihm zu spielen. Es Mama zu mir sagen zu lassen …« Die Decke raschelte und wölbte sich, als das Mädchen die Hände auf ihren Bauch schob und ihn streichelte. Ihr ungeborenes Kind.

Nur, es war kein Kind.

»Molly, wer ist der Vater?«

Wieder ein Seufzer, diesmal noch tiefer aus der Brust. »Ich weiß nicht.«

»Könnte es dein Freund gewesen sein? Romy?«

»Er ist nicht mein Freund. Er ist mein Lude.«

Toby schwieg.

»Sie wissen doch Bescheid über mich, nicht? Was ich tue? Was ich getan habe …« Molly drehte sich auf die andere Seite und kehrte Toby den Rücken zu. Ihre Stimme klang jetzt entfernt, wie aus großer Distanz. »Man gewöhnt sich daran. Man lernt, nicht allzusehr darüber nachzudenken. Man kann gar nicht daran denken. Der Kopf macht einfach nicht mit, verstehen Sie? Die Gedanken wandern ganz woandershin. Und was da zwischen deinen Beinen passiert, das passiert nicht wirklich *dir* …« Sie lachte geringschätzig. »Ein interessantes Leben.«

»Nicht sehr gesund.«

»Ja. Stimmt.«

»Wie alt bist du?«

»Sechzehn. Sechzehn bin ich.«

»Du kommst aus dem Süden, nicht?«

»Ja, Ma'am.«

»Wie bist du nach Boston gekommen?«

Ein langer Seufzer. »Romy hat mich mitgenommen. Er

war bei uns in Beaufort, bei Freunden. Er hatte dieses gewisse Etwas, wissen Sie? Diese tiefschwarzen Augen. Ich hatte noch nie einen weißen Jungen mit so dunklen Augen gesehen. Er war so nett zu mir …« Sie räusperte sich, und Toby hörte das Leintuch rascheln, als Molly es hochzog, um sich die Tränen abzuwischen. Die I.v.-Flasche baumelte silbern glänzend über dem Bett.

»Aber dann war er wohl nicht mehr so nett zu dir, als er dich mit nach Boston genommen hatte.«

»Nein, Ma'am. Das war er nicht.«

»Warum bist du nicht wieder heimgefahren, Molly? Nach Hause kann man immer.«

Sie bekam keine Antwort. Nur am Zittern des Betts merkte Toby, daß das Mädchen innerlich schluchzte. Nach draußen drang kein Laut. Es war, als sei ihre Traurigkeit in einem Gefäß gefangen, ihr Weinen unhörbar für alle außer ihr selbst.

»Ich kann dir helfen, wenn du nach Hause willst. Wenn du Geld brauchst, um dich auf den Weg zu machen …«

»Ich kann nicht.« Die Antwort war kaum ein Flüstern. Das Mädchen rollte sich unter den Decken zusammen. Toby hörte einen leisen Klagelaut, mit dem Mollys Schmerz sich Luft machte. »Ich kann nicht. Ich kann nicht …«

»Molly.«

»Sie wollen mich nicht mehr.«

Toby streckte die Hand nach ihr aus und konnte noch durch die Decke spüren, wie der Schmerz sie verkrampfte.

Es klopfte an der Tür.

»Toby, kann ich Sie sprechen?« sagte Dvorak.

»Jetzt gleich?«

»Es wäre, glaube ich, gut, wenn Sie kurz herauskämen und sich das anhörten.« Er zögerte und sah zu Molly in

ihrem Bett. »Es ist wegen des Sonogramms.«

»Ich bin gleich zurück«, murmelte Toby zu dem Mädchen, ging nach draußen und zog die Tür hinter sich zu.

»Hat sie Ihnen irgend etwas gesagt?« fragte er.

»Nichts, was uns weiterbrächte.«

»Ich versuche es noch einmal später.«

»Da werden Sie wohl auch nichts herausbekommen. Männern scheint sie nicht zu trauen, und der Grund liegt auf der Hand. So oder so, es gibt zu viele Gründe, die zu fötalen Abnormitäten führen können. Das Mädchen kann nicht den kleinsten Hinweis geben.«

»Das hier ist mehr als eine bloße fötale Abnormität.«

»Woher wissen Sie das?«

Er zeigte auf ein kleines Besprechungszimmer am Ende des Gangs. »Ich möchte, daß Sie mit einer Kollegin sprechen. Sie kann Ihnen das besser erklären.«

Dvorak hatte von einer *Sie* gesprochen, aber als Toby in das Zimmer trat und die Person vor dem Monitor sitzen sah, wirkte sie von hinten mehr wie ein Mann – stahlgraues Haar, kurzgeschnitten. Braunes Oxfordhemd, breite Schultern. Über dem Monitor liefen langsam die Aufnahmen von Mollys Bauch.

»Ich dachte, Sie hätten das Rauchen aufgegeben?« sagte Dvorak.

Die Person schwenkte auf dem Drehstuhl herum. Sie *war* eine Frau. Anfang Sechzig, ziemlich direkter Blick aus blauen Augen, glattes Gesicht, ohne jede Andeutung von Make-up. Die unwillkommene Zigarette steckte in einer Elfenbeinspitze, die sie mit lässiger Eleganz hielt.

»Das ist das einzige Laster, das ich habe«, sagte die Frau. »Und ich weigere mich, es aufzugeben.«

»Dann zählt also der Scotch nicht dazu.«

»Scotch ist kein Laster. Scotch dient der Stärkung.« Die Frau wandte sich Toby zu und hob eine Augenbraue.

»Das ist Dr. Toby Harper«, sagte Dvorak. »Und das ist Dr. Alexandra Marx. Dr. Marx ist Entwicklungsgenetikerin an der Boston University. Eine meiner Professorinnen aus dem Medizinstudium.«

»Was *reichlich* lange her ist«, sagte Dr. Marx. Sie schüttelte Toby die Hand, eine Geste, die man als Frau nicht von einer anderen erwartete, aber bei ihr schien es völlig normal. *Hallo, ich bin Alex Marx.* »Ich habe mir das Sonogramm gerade noch einmal angesehen. Was weiß man denn von diesem Mädchen?«

»Ich habe gerade mit ihr gesprochen«, sagte Toby. »Sie ist sechzehn. Prostituierte. Sie weiß nicht, wer der Vater ist. Und sie streitet jede Berührung mit Toxinen ab. Die einzigen Medikamente, die sie genommen hat, waren diese Pillen in dem Fläschchen.«

»Ich habe mich mit dem Pharmazeuten hier im Krankenhaus unterhalten«, sagte Dvorak. »Er hat sich den Code angeschaut, der in die Tabletten geprägt war. Prochlorperazin.« Er sah Dr. Marx an. »Sie werden gewöhnlich gegen Übelkeit verschrieben. Von Nebenwirkungen mit Folgen für den Fötus ist nichts bekannt. Die Pillen können es also nicht gewesen sein.«

»Wie kommt dieser Zuhälter an verschreibungspflichtige Medikamente?« fragte Toby.

»Heutzutage bekommst du auf der Straße alles. Vielleicht sagt sie nicht, was sie sonst noch für Sachen einnimmt.«

»Nein, ich glaube ihr«, sagte Toby.

»Im wievielten Monat ist sie?«

»Ihrer Erinnerung nach vielleicht im fünften oder

sechsten.«

»Was wir hier vor uns sehen, ist ein Fötus im zweiten Trimenon.«

Dr. Marx schwenkte wieder zum Monitor herum. »Da sieht man eindeutig die Plazenta. Das da ist Fruchtwasser. Und was ich dort sehe, halte ich für eine Nabelschnur.« Dr. Marx beugte sich vor und studierte genau, was an ihr vorbeiflimmerte. »Ich glaube, Sie haben recht, Daniel. Das ist kein Tumor.«

»Also ein fehlentwickelter Fötus?« fragte Toby.

»Nein.«

»Aber was *dann?*«

»Etwas dazwischen.«

»Ein Tumor *und* ein Fötus? Wie ist so etwas möglich?«

Dr. Marx zog an ihrer Zigarette und blies eine Rauchwolke in die Luft. »Ein Produkt der ›schönen, neuen Welt‹.«

»Das einzige, was wir haben, ist ein Sonogramm. Eine Ansammlung von grauen Schatten. Dr. Sibley, der Radiologe, hält es für einen Tumor.«

»Dr. Sibley hat aber nie zuvor so etwas gesehen.«

»Sie schon?«

»Fragen Sie Daniel.«

Toby sah Dvorak an. »Wovon redet sie?«

»Von dem Fötus der Frau, die bei der Geburt gestorben ist, Annie Parini«, sagte Dvorak. »Ich habe es zur genetischen Analyse an Dr. Marx weitergeleitet.«

»Aber ich habe erst einige vorläufige Ergebnisse«, sagte Dr. Marx. »Wir haben Gewebeproben untersucht und den Farbtest gemacht. Bis zur kompletten DNA-Analyse brauchen wir Monate. Aber die pure histologische

Untersuchung dieses … *Dings* erlaubt mir schon, einige Theorien aufzustellen.«

Dr. Marx drehte sich wieder auf ihrem Stuhl und sah Toby an. »Setzen Sie sich, Dr. Harper. Und reden wir über Fruchtfliegen.«

Was, um alles in der Welt, hat denn das nun zu bedeuten? dachte Toby und sank auf einen Stuhl am Konferenztisch. Auch Dvorak setzte sich. An der Kopfseite nahm Dr. Marx Platz und sah die beiden mit dem ernsten Blick des Profis an, der zwei fortgeschrittenen Studenten etwas zu erklären hat. »Haben Sie von den Studien an der Universität Basel mit der Drosophila Melanogaster gehört? Der gemeinen Fruchtfliege?«

»Was sind das für Forschungsergebnisse?« fragte Toby.

»Es geht dabei um ektopische Augen. Wissenschaftler konnten inzwischen ein Strukturgen bestimmen, das die ganze Kaskade von 2500 Genen aktiviert, die benötigt wird, um das Auge einer Fruchtfliege zu bilden. Das Gen heißt ›Eyeless‹, denn wenn es fehlt, schlüpft die Fliege ohne Augen. Den Schweizer Forschern ist es gelungen, das ›Eyeless‹-Gen an verschiedenen Stellen des Fliegenembryos zu aktivieren. Mit faszinierenden Ergebnissen. Augen bildeten sich an den verrücktesten Stellen. Auf den Flügeln, an Gelenken, an den Fühlern. *Einer* Fliege sind vierzehn Augen gewachsen! Und das bei Aktivierung nur eines *einzigen Gens.*« Dr. Marx hielt inne und drückte ihre Zigarette aus. Sie steckte gleich eine neue in die Spitze.

»Ich sehe noch keinen Zusammenhang zwischen den Fruchtfliegen und unserem gegenwärtigen Problem«, sagte Toby.

»Darauf komme ich jetzt«, sagte Dr. Marx, zündete die Zigarette an, inhalierte und lehnte sich mit einem zufriedenen Seufzer zurück. »Wechseln wir mal zu einer

anderen Spezies über. Zu den Mäusen.«

»Ich sehe noch immer nicht, worauf Sie hinauswollen.«

»Ich versuche, ganz unten anzufangen. Sie und Daniel sind keine Entwicklungsbiologen. Wahrscheinlich haben Sie gar nicht mitbekommen, was es da seit Abschluß Ihres Medizinstudiums für Fortschritte gegeben hat.«

»Das ist wohl wahr«, gestand Toby zu. »Es ist schon schwer genug, im Bereich der klinischen Medizin mitzuhalten.«

»Darum bringe ich Sie mal auf den neuesten Stand. Ganz kurz.«

Dr. Marx klopfte die Asche von ihrer Zigarette. »Ich erwähnte die Mäuse und denke vor allem an deren Hypophyse. Nun ist bei einer neugeborenen Maus die Hypophyse entscheidend für das Überleben. Darum könnte man sie auch eine ›Masterdrüse‹ nennen, jedenfalls eine ›übergeordnete‹. Alle von ihr produzierten Hormone regulieren die verschiedensten Funktionen vom Wachstum über die Reproduktion bis zur Körpertemperatur. Und sie gibt Hormone ab, deren Zweck wir noch gar nicht kennen. Hormone, die wir noch nicht einmal präzise bestimmt haben. Ohne Hypophyse geborene Mäuse sterben binnen vierundzwanzig Stunden – man sieht also, was für eine vitale Funktion diese Drüse hat.«

Dr. Marx holte Luft, zog an ihrer Zigarette und fuhr fort: »Und jetzt sind wir bei der weiterführenden Forschung. Bei den National Institutes of Health. Sie setzt bei der Entwicklung der embryonalen Hypophyse an. Man weiß, daß all die unterschiedlichen Zellen, die die Hypophyse bilden, aus einer einzigen Anlage hervorgehen. Vorläuferzellen. Aber was bringt diese Vorläuferzellen dazu, dann eine Hypophyse zu *bilden?*« Sie sah von einem zum anderen ihrer lernbegierigen Zuhörer.

»Ein Gen?« wagte Toby die Antwort.

»Klar. Alles geht auf die DNA zurück. Das Leben bildet einen Block.«

»Was für ein Gen?« fragte Dvorak.

»In der Maus ist es das Lhx3. Ein LIM-Homoeobox-Gen, auch kurz Hox-Gen genannt.«

Er lachte. »Nun ist mir alles klar.«

»Ich erwarte gar nicht, daß Sie das vollständig begreifen, Daniel. Ich möchte nur, daß Sie das Konzept verstehen, das dahintersteckt. Es gibt sogenannte ›Mastergene‹, die der Entwicklung primordialer Zellen eine bestimmte Richtung geben. Ein Mastergen für die Entwicklung eines Auges, eines für ein Glied, wieder ein anderes für die Hypophyse.«

»Na gut«, sagte Dvorak. »Ich glaube, soweit haben wir das kapiert. Irgendwie.«

Dr. Marx lächelte. »Dann sollte Ihnen der nächste Schritt leichtfallen. Kombinieren Sie mal diese beiden Forschungsergebnisse miteinander und überlegen sich, was sie wohl *zusammen* bedeuten. Ein Mastergen, daß die Entwicklung einer Hypophyse in Gang setzt. Und eine Fruchtfliege, die mit vierzehn Augen ausschlüpft.« Sie sah erst Toby, dann Dvorak an. »Merken Sie, worauf ich hinauswill?«

»Nein«, sagte Toby.

»Nein«, sagte Dvorak fast gleichzeitig.

Dr. Marx seufzte. »Also gut. Ich erzähle Ihnen mal, was ich bei der Sektion des Gewebes entdeckt habe. Ich habe dieses Exemplar, das Daniel mir geschickt hat und das er für einen mißgebildeten Fötus hielt, reseziert. So etwas war mir noch nie untergekommen, dabei habe ich kongenitale Abnormitäten schon tausendfach untersucht. Also, das menschliche Genom besteht aus 100000 Genen.

Dieses *Ding* scheint dagegen nur über einen Bruchteil des normalen Genoms zu verfügen. Und das, was vorhanden war, war größtenteils zerrissen. Das ganze Genom wurde Opfer einer Katastrophe. Das Ergebnis? Es ist, als hätte man einen Fötus zerlegt und dann versucht, ihn ohne eine bestimmte Ordnung wieder zusammenzufügen. Arme, Zähne, Gehirn, alles einfach zusammengeklumpt.«

Toby spürte Übelkeit in sich hochkommen. Sie sah Dvorak an.

Er war blaß geworden. Die von Dr. Marx heraufbeschworene Vorstellung schlug ihnen beiden auf den Magen.

»Es war doch nicht lebensfähig, oder?« fragte Toby.

»Natürlich nicht. Seine Zellen wurden nur über den Kreislauf mit der Plazenta am Leben erhalten. Es benutzte die Mutter als Nahrungsquelle. Es war ein Parasit, wenn man will. Aber dann ist jeder Fötus ein Parasit.«

»So habe ich das noch nie gesehen«, murmelte Toby.

»Aber das sind sie wirklich. Die Mutter ist das Wirtstier. Ihre Lungen versorgen den Fötus mit Sauerstoff, aus ihrer Nahrung bezieht er Glukose und Proteine. Unser spezieller Parasit – das *Ding* – konnte nur so lange am Leben bleiben, wie er in der Gebärmutter blieb und am Kreislauf der Mutter hing. In dem Augenblick, als er abgestoßen wurde, fingen seine Zellen an zu sterben.« Dr. Marx hielt inne und sah dem aufsteigenden Rauch ihrer Zigarette nach. »Er war in keinerlei Hinsicht ein unabhängiger Organismus.«

»Wenn es kein Fötus war, wie würden Sie dieses *Ding* denn dann nennen?« fragte Toby.

»Ich weiß nicht recht. Wir haben multiple Schnitte präpariert. Die Farbtests habe ich selbst und dazu noch ein Pathologe aus unserem Haus parallel vorgenommen. Beide mit dem gleichen Ergebnis. Ein bestimmter Gewebetyp kehrte immer wieder, und zwar in organisierten

Zellverbänden. Natürlich gab es auch anderes Gewebe – Muskel, Knorpel, zum Beispiel, sogar ein Auge.

Aber das schien uns sekundär. Was dagegen organisiert war und gut ausdifferenziert, das waren die immer wiederkehrenden Zellgruppen. Glanduläres Gewebe, das wir noch nicht genau bestimmen konnten. Völlig identische Gruppen, alle offensichtlich im mittleren Schwangerschaftsstadium.« Sie holte Luft und sah sie an. »Kurzum, dieses *Ding* sah aus wie ein Gewebeproduzent.«

Dvorak schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, aber das klingt ziemlich verrückt.«

»Wieso? Im Labor ist das schon längst passiert. Wir können auf den Flügeln von Fruchtfliegen Augen wachsen lassen! Wir können ein hypophysäres Mastergen aktivieren! Wenn das im Labor geht, dann kann das auch in der Natur gehen. Auf irgendeine Weise haben in diesem Mädchen embryonale Zellen vom selben Gen multiple Kopien entwickelt. Natürlich bedeutet das, daß der Embryo sich nicht differenziert entwickelt hat. Er hat keine Arme, keinen Torso. Was statt dessen wächst, sind diese spezifischen Zellgruppen.«

»Was kann zu diesen Anomalitäten geführt haben?« fragte Toby.

»Außerhalb des Labors? Eine zerstörerische Kraft. Ein teratogener Stoff, dem wir bisher noch nicht begegnet sind.«

»Aber Molly erinnert sich an nichts Entsprechendes, dem sie ausgesetzt gewesen sein könnte. Ich habe sie ein paarmal danach gefragt …« Toby brach ab und sah in Richtung Tür.

Jemand schrie.

»Das ist Molly!« sagte Toby und sprang auf. Sie stürzte aus dem Zimmer, Dvorak ihr gleich auf den Fersen, und

rannte den Gang hinunter. In Mollys Zimmer traf sie schon eine Schwester an, die das Mädchen zu beruhigen versuchte.

»Was ist passiert?« fragte Toby.

»Sie sagt, jemand war in ihrem Zimmer«, sagte die Schwester.

»Er stand hier direkt neben dem Bett!« sagte Molly. »Er weiß, daß ich hier bin. Er ist mir gefolgt …«

»Wer?«

»Romy.«

»Das Licht war aus«, bemerkte die Schwester ruhig. »Vielleicht hast du geträumt.«

»Er hat etwas zu mir *gesagt!*«

»Ich habe niemanden gesehen«, sagte die Schwester. »Und mein Arbeitstisch ist gleich um die Ecke …«

Vom Ende des Gangs dröhnte eine Tür, die zugeschlagen wurde.

Dr. Marx steckte den Kopf zur Zimmertür herein. »Ich habe gerade einen Mann zum Treppenhaus laufen gesehen.«

»Rufen Sie den Sicherheitsdienst an«, sagte Dvorak zu der Schwester. »Sie sollen die unteren Etagen checken.«

Jetzt war er als erster im Gang und Toby gleich hinter ihm.

»Dan, wohin wollen Sie denn?«

Er stieß die Tür zum Treppenhaus auf.

»Lassen Sie das doch die Sicherheitsleute machen!« Sie folgte ihm auf die Treppe.

Weiter unten hörte sie Dvoraks Tritte auf den Betonstufen.

Sie sah ihm nach, zögerte einen Augenblick und lief dann

auch los. Sie bemühte sich, Schritt zu halten. Sie war jetzt wütend – auf Dvorak und seinen verrückten Versuch, die Verfolgung aufzunehmen, und auf Romy, falls er es gewesen war, weil er gewagt hatte, in die sakrosankten Räume eines Krankenhauses einzudringen. Wie hatte er ihre Spur gefunden? Hatte er sie in Dvoraks Büro verfolgt?

Sie beschleunigte ihre Schritte, kam zum Absatz des ersten Stocks und rannte weiter nach unten, hörte eine Tür aufgehen und wieder zuknallen.

»Dan!« schrie sie. Keine Antwort.

Sie kam unten an, stieß die Tür auf und fand sich auf der Auffahrt in die Notaufnahme mit Blick auf die Albany Street wieder. Das Pflaster glänzte im Regen. Der Wind fuhr ihr ins Gesicht. Sie blinzelte und roch den feuchten Geruch des nassen Asphalts.

Weiter links sah sie eine Gestalt im sanften Nieselregen. Dvorak. Er blieb unter einer Straßenlaterne stehen und sah erst nach links, dann nach rechts.

Sie lief über den Gehsteig zu ihm. »Wohin ist er?«

»Auf der Treppe habe ich ihn kurz gesehen. Vor dem Haus habe ich ihn dann aus dem Auge verloren.«

»Sie sind sicher, daß er auch wirklich aus dem Haus ist?«

»Ja. Er muß hier irgendwo sein.« Dvorak ging über die Straße und auf das Gebäude mit dem Stromaggregat auf der anderen Seite zu.

Reifen quietschten, und sie rissen die Köpfe herum.

Aus dem Dunkel kam der Van direkt auf sie zu. Toby erstarrte.

Dvorak war es, der sie zur Seite stieß. Sie taumelte, ging in die Knie.

Der Van brauste vorbei. Seine Rücklichter tauchten in

der Albany Street unter.

Sie rappelte sich wieder hoch, und Dvorak streckte ihr den Arm hin und hielt sie, bis sie wieder auf dem Gehweg stand. Erst jetzt fing sie an, die Folgen des Sturzes zu spüren, zuerst ein kleines Stechen in den Knien, dann der sich ausbreitende Schmerz der Hautabschürfungen. Sie standen beide nebeneinander unter der Straßenlaterne. Der Schreck saß ihnen noch so in den Gliedern, daß sie keine Worte fanden.

»Tut mir leid«, sagte Dvorak endlich. »Ich habe Sie wohl zu heftig gestoßen. Ist alles in Ordnung?«

»Nur ein bißchen durchgeschüttelt.« Sie sah in die Richtung, wohin der Wagen gerade verschwunden war. »Haben Sie die Autonummer?«

»Nein. Auch vom Fahrer habe ich nichts gesehen. Es ging alles so schnell – und dann habe ich vor allem versucht, *Sie* aus der Schußlinie zu bringen.«

Eine Ambulanz fuhr mit Blaulicht vor der Notaufnahme vor. Aus der Ferne kam die Sirene eines zweiten Krankenwagens näher.

»In der Notaufnahme wird gleich das Chaos ausbrechen«, sagte Dvorak. »In meinem Büro habe ich einen Erste-Hilfe-Koffer. Gehen wir dorthin und säubern Ihre Knie.«

Sie humpelte, von Dvorak gestützt, über die Straße. Mit jedem Schritt nahm der Schmerz zu. Als sie sein Büro erreicht hatten, fürchtete sie sich schon vor dem ersten Tupfer Jod.

Er schob die Papiere auf dem Schreibtisch zur Seite und ließ sie sich auf die Platte setzen, gleich neben dem Foto mit dem jungen Angler. Er machte sich an dem Erste-Hilfe-Koffer zu schaffen, und der Geruch von Alkohol und Jod stieg ihr in die Nase. Er bückte sich, tränkte ein

Wattebällchen mit Jod und tupfte vorsichtig die Schürfwunde ab.

Sie gab einen Schmerzlaut von sich. »Sorry«, sagte er und sah sie an. »Es geht nicht anders, ich muß Ihnen weh tun.«

»Ich bin ja so ein Jammerlappen«, murmelte sie und klammerte sich an der Schreibtischkante fest. »Machen Sie einfach weiter.«

Er tupfte weiter ihre Knie ab. Die eine Hand ruhte auf ihrem Schenkel, die andere säuberte die Wunden vorsichtig von Schmutz und Splitt. Sie sah währenddessen seinen Kopf vor sich, konzentriert über sie gebeugt, und die dunklen Haare waren nahe genug, um sie mit der Hand zu kraulen. Sein Atem fuhr warm über ihre Haut. *Zumindest habe ich ihn jetzt ganz für mich,* dachte sie. *Keine Krisensituationen, keine Ablenkungen. Vielleicht ist das meine einzige Chance, daß er mir zuhört. Zuhören muß. Glauben muß.*

»Sie glauben, ich habe meiner Mutter weh getan, nicht?« sagte sie. »Aus dem Grund wollen Sie nicht mit mir reden. Nehmen meine Anrufe nicht an.«

Er sagte nichts und griff nur nach einem neuen Wattebausch.

»Das ist das Letzte, Dan. Man benutzt meine Mutter, um mich fertigzumachen. Und Sie unterstützen das noch, ohne sich auch nur anzuhören, was ich dazu zu sagen habe.«

»Ich habe Ihnen zugehört, Toby.« Die Abschürfungen waren jetzt gereinigt, und er verband ihre Knie.

»Warum wollen Sie mir dann nicht sagen, ob Sie mir glauben?«

»Ich meine, Sie sollten mit Ihrem Anwalt reden«, sagte er. »Legen Sie ihm alles auf den Tisch, alles, was Sie wissen. Lassen Sie ihn mit Alpren reden.«

»Ich habe kein Vertrauen zu Alpren.«

»Und Sie glauben, mir können Sie trauen?« Er sah zu ihr auf.

»Ich weiß es nicht!« Sie atmete tief durch, der Versuch war hoffnungslos, Schutz von ihm zu erwarten. »Ich habe heute nachmittag mit Alpren gesprochen«, sagte sie. »Ich habe ihm gesagt, was ich jetzt auch Ihnen gesagt habe. Brant Hill will mich fertigmachen. Sie wollen mich ruinieren.«

»Was stört sie denn?«

»Ich habe ihnen angst gemacht. Ich habe etwas getan, etwas gesagt, was schlimme Befürchtungen bei ihnen ausgelöst hat.«

»Sie sollten aufhören, Brant Hill für alle Ihre Probleme verantwortlich zu machen.«

»Aber jetzt habe ich den Beweis.«

Er schüttelte den Kopf. »Toby, ich *möchte* Ihnen glauben. Aber ich sehe nicht, was die Verletzungen Ihrer Mutter mit Brant Hill zu tun haben könnten.«

»*Hören Sie zu*. Bitte.«

Er ließ den Erste-Hilfe-Koffer zuschnappen. »In Ordnung. In Ordnung, ich höre zu.«

»Die Frau, die ich für die Betreuung meiner Mutter engagiert habe, ist nicht die, die sie zu sein vorgibt. Gerade heute habe ich mit einer Frau gesprochen, die zwei Jahre lang mit Jane Nolan zusammengearbeitet hat – der *echten* Jane Nolan.«

»Im Gegensatz zu?«

»Zu der falschen. Der, die ich angestellt habe. Es sind zwei völlig verschiedene Menschen.«

Er schwieg, verschloß sich, fixierte stur seinen Erste-Hilfe-Koffer.

»Ich habe ein Foto von ihr gesehen, Dan. Die echte Jane hatte mindestes hundert Pfund Übergewicht. Das ist nicht die Frau, die ich bei mir beschäftigt habe.«

»Dann hat sie inzwischen abgenommen. Ist das nicht möglich?«

»Es kommt noch mehr. Vor zwei Jahren hat die echte Jane in einem Pflegeheim gearbeitet, das von der Orcutt-Health-Kette betrieben wird. Ich konnte inzwischen erfahren, daß Orcutt von einem Konzern kontrolliert wird – *Brant Hill.* Wenn Jane so gesehen also Brant-Hill-Angestellte war, dann hatten sie auch ihre Personalunterlagen. Sie wußten, daß sie aus Massachusetts weggezogen war. Da war es leicht, mir eine andere Frau unter Janes Namen ins Haus zu schicken. Mit Janes Zeugnissen. Hätte ich das Foto nicht gesehen, hätte ich mir *nie* die wahren Zusammenhänge auch nur vorstellen können.«

Er schwieg, aber ihre Blicke trafen sich. *Wenigstens hört er mir jetzt zu. Wenigstens denkt er über meine Sicht der Dinge nach.*

»Haben Sie das alles auch Alpren erzählt?« fragte er.

»Ja. Ich habe ihm gesagt, er muß nur noch mit der *echten* Jane Nolan reden. Das Problem ist allerdings, keiner weiß, wo sie wohnt oder wie sie jetzt nach ihrer Heirat heißt. Ich habe versucht, ihre Spur zu verfolgen, aber ich konnte nicht einmal herausfinden, ob sie überhaupt noch in diesem Land lebt. Offensichtlich hat Brant Hill sich eine ausgesucht, von der sie wußten, daß man sie schwer findet. Wenn sie überhaupt noch lebt.«

»Sozialversicherungsunterlagen?«

»Das habe ich auch bei Alpren erwähnt. Aber wenn Jane nicht ununterbrochen einer Arbeit nachgegangen ist, kann es Wochen dauern, bis man weiß, wo sie jetzt ist. Ich bin mir nicht sicher, ob Alpren sich das antun will. Vor allem,

da er mir ja nicht mal glaubt.«

Dvorak erhob sich. Er schaute sie einen Augenblick lang an, als sähe er sie zum erstenmal richtig, und nickte. »Die Mühe ist es wert. Ich rede mit ihm.«

»Danke, Dan.« Sie gab einen langen Seufzer von sich, mit dem die ungeheure Anspannung sie verließ, unter der sie gestanden hatte. »Danke.«

Er hielt ihr den Arm hin und half ihr vom Schreibtisch. Sie faßte seinen Arm, ließ ihn sie halten, bis sie fest auf den Füßen stand.

Sie hielt immer noch seinen Arm, als sich ihre Blicke trafen.

Das war alles, was er noch brauchte. Diesen Blick. Er hob die Hand zu ihrem Gesicht und ließ die Finger langsam über ihre Wange gleiten. Und in seinen Augen sah sie das gleiche Verlangen, das auch sie spürte.

Der erste Kuß war zu kurz, bloß ein Berühren der Lippen. Eine erste schüchterne Annäherung. Sein Arm schlang sich um ihren Rücken, zog sie näher. Sie seufzte glücklich, als ihre Lippen sich wieder trafen, und dann noch einmal. Sie schwankte rückwärts, und ihre Hüfte stieß gegen den Schreibtisch. Er küßte sie weiter, beantwortete ihre kleinen Seufzer mit einem Brummen. Sie kippte nach hinten, sank auf den Schreibtisch und zog ihn mit zu sich herunter. Irgendwo fielen Papiere auf den Boden. Er hielt ihr Gesicht zwischen den Händen, und seine Lippen, seine Zunge forschte tiefer in ihrem Mund. Sie wollte um seinen Leib fassen und stieß gegen etwas.

Glas zersprang am Boden.

Beide zuckten zusammen und sahen sich an. Beide atmeten schnell und schwer. Und beide wurden gleichzeitig rot. Er stemmte sich hoch und half ihr wieder auf die Füße.

Das Foto von Dvoraks Sohn lag mit dem Gesicht nach unten auf dem Fußboden.

»O nein«, murmelte Toby und sah die Scherben. »Das tut mir leid, Dan.«

»Macht nichts. Da wird nur ein neuer Rahmen fällig.« Er kniete sich hin, sammelte die Scherben auf und warf sie in den Abfallkorb. Als er aufstand und sie wieder ansah, wurde er erneut rot.

»Toby, ich … habe nicht erwartet, daß …«

»Ich auch nicht …«

»Aber mir tut auch nicht leid, daß es passiert ist.«

»Wirklich nicht?«

Er hielt inne, als müsse er überlegen, ob das wahr war, was er gesagt hatte. Dann sagte er mit fester Stimme: »Nein, es tut mir überhaupt nicht leid.«

Sie sahen einander für einen Augenblick an. Dann lächelte sie und preßte ihre Lippen auf die seinen. »Weißt du was?« sagte sie. »Mir auch nicht.«

Hand in Hand überquerten sie die Albany Street und gingen ins Krankenhaus zurück. Toby bewegte sich wie benommen. Die Kratzer spürte sie nicht mehr. Sie hatte sie vergessen. Für sie war jetzt nur noch der Mann wichtig, der neben ihr ging und ihre Hand hielt. Im Aufzug küßten sie sich wieder, und das taten sie noch, als die Tür schon wieder aufging. Sie traten hinaus, als gerade ein Wagen mit der Notversorgung vorbeiratterte. Eine Schwester schob ihn in panischer Eile. *Was hat denn das zu bedeuten?* dachte Toby. Die Schwester rollte das Wägelchen um die Ecke in den nächsten Gang. Über die Sprechanlage kam knackend und krachend eine Durchsage: »Notfall, Zimmer dreihundertelf …«

Toby und Dvorak sahen sich erschrocken an.

»Ist das nicht Mollys Zimmer?« fragte sie.

»Ich weiß nicht mehr …«

Er rannte voraus und der Schwester nach. Tobys verbundene Knie hinderten sie am Laufen, und sie konnte nicht mithalten. Er hielt an und sah in das offene Fenster. »Das ist nicht Molly«, sagte er zu Toby, die ihn eingeholt hatte. »Es ist das Zimmer nebenan.«

Toby sah an ihm vorbei in ein Chaos.

Dr. Marx versuchte, den Patienten zu beatmen. Ein Mann in OP-Kleidung bellte Befehle, während eine Schwester die Schubladen des Wagens durchwühlte. Den Patienten selbst konnte man in dem Gewimmel fast gar nicht erkennen. Toby sah nur einen ausgemergelten Fuß, anonym, geschlechtslos, auf weißem Laken.

»Die brauchen uns nicht«, murmelte Dvorak. Toby nickte. Sie ging weiter zu Mollys Zimmer, klopfte leise und öffnete die Tür.

Das Licht war an, das Bett leer.

Ihr Blick schoß zum Badezimmer hinüber. Auch leer. Sie sah wieder zum Bett. Der Ständer mit der I.v.-Flasche stand da, der Schlauch baumelte herunter, und die Nadel hing noch daran.

Auf dem Boden glänzte eine kleine Pfütze aus Dextrose und Wasser.

»Wo ist sie?« sagte Dvorak.

Toby ging zum Schrank und sah nach Mollys Kleidern. Sie waren fort.

Sie lief wieder hinaus auf den Flur und steckte den Kopf in Zimmer 311, wo man noch mit der Notversorgung beschäftigt war.

»Molly Picker hat das Krankenhaus verlassen!« rief

Toby. Die verantwortliche Schwester sah auf. Es war ihr offensichtlich zuviel. »Ich kann hier jetzt nicht weg! Rufen Sie den Sicherheitsdienst an.«

Dvorak zog Toby aus dem Zimmer. »Sehen wir unten nach, im Empfangsbereich.«

Sie liefen zum Aufzug zurück.

Unten stand eine Sicherheitswache am Haupteingang.

»Wir suchen ein Mädchen«, sagte Dvorak. »Ungefähr sechzehn – lange braune Haare, trägt einen Regenmantel.«

»Ich glaube, die ist vor wenigen Minuten hier rausgegangen.«

»In welche Richtung?«

»Ich weiß nicht. Sie ging einfach zur Tür hinaus. Ich habe ihr nicht nachgesehen.«

Toby trat vor die Tür. Regen schlug ihr ins Gesicht. Das nasse Pflaster glänzte.

»Es ist erst ein paar Minuten her«, sagte Dvorak. »Sie kann noch nicht sehr weit sein.«

»Wir nehmen meinen Wagen«, sagte Toby. »Ich habe Autotelefon.«

Die erste Runde um den Block brachte nichts. Von Molly war keine Spur zu sehen. Sie fuhren weiter. Keiner sagte ein Wort.

Beide ließen den Blick über die Gehsteige schweifen, während der Scheibenwischer hin und her quietschte.

Bei der zweiten Runde um den Block sagte Dvorak: »Wir sollten die Polizei rufen.«

»Die macht ihr nur angst. Wenn sie einen Cop sieht, rennt sie.«

»Das *tut* sie bereits.«

»Überrascht dich das? Sie hat Angst vor diesem Romy.

Im Krankenhaus war sie wie in einer Falle.«

»Wir hätten Polizeischutz für sie anfordern können.«

»Sie traut der Polizei nicht, Dan.«

Toby umrundete den Block noch einmal und erweiterte den Radius. Langsam ging es aus der Harrison Street nach Norden weiter. Wenn das Mädchen die Sicherheit in der Menge suchte, dann war dies die richtige Richtung – auf das geschäftige Chinatown zu.

Nach zwanzig Minuten hielt sie schließlich an. »Das bringt nichts. Das Mädchen will nicht, daß man es findet.«

»Ich glaube, es ist jetzt Zeit, die Polizei zu rufen«, sagte Dvorak.

»Um sie festnehmen zu lassen?«

»Du stimmst mir doch zu, daß sie eine Gefahr für sich selber ist, oder?«

Toby überlegte kurz und nickte. »Bei dem Blutdruck könnte sie einen neuen Anfall bekommen. Einen Schlaganfall.«

»Das reicht.« Dvorak griff zum Telefon.

Während er anrief, starrte Toby aus dem Fenster. Wie traurig mußte es sein, durch den Regen zu stapfen, und das eiskalte Wasser drang einem in die Schuhe, lief einem in den Kragen.

Wie relativ bequem ging es ihr selbst hier in dem Wagen. Ledersitze. Warme Luft, die die Heizung ins Innere blies.

Sechzehn. Hätte ich mit sechzehn hier in den Straßen überlebt? Und das Mädchen war schwanger. Hatte einen lebensgefährlichen Blutdruck. Eine Zeitbombe.

Draußen regnete es jetzt stärker.

19

Vier Blocks weiter in einer kleinen Gasse kauerte Molly in einem Pappkarton, nicht weit vom Hintereingang eines indischen Restaurants. Immer wieder stieg der Geruch aus der Küche in ihre Nase – fremde, würzige Düfte, die sie nicht zuordnen konnte, ihr das Wasser aber im Mund zusammenlaufen ließen. Dann drehte der Wind wieder, und sie roch den fauligen Geruch aus einer nahe stehenden Abfalltonne. Ihr drehte sich der Magen um.

So schwankte sie zwischen Hunger und Übelkeit und verkrampfte sich in ihrem Karton immer mehr. Der Regen hatte die Pappe bereits aufgeweicht. Feuchtklebrig lag sie auf ihren Schultern.

Die Hintertür des indischen Restaurants ging auf. Ein Lichtschein fiel auf die Straße, nur ein schmaler Spalt. Aus der Tür trat ein Mann mit einem Turban auf dem Kopf und trug zwei Tüten Abfall zur Tonne. Er schob den Deckel hoch, ließ die Tüten hineinfallen und den Deckel wieder herunterknallen.

Molly nieste.

Der Mann hatte sie offenbar gehört, denn er blieb stehen. Dann näherten sich seine Umrisse langsam der Kiste. Er beugte sich mit seinem bedrohlichen Turban über sie und sah in die Öffnung. Beide starrten einander an.

»Ich habe Hunger«, sagte sie.

Sie sah ihn zur Küche hinübersehen. Dann nickte er.

»Warte«, sagte er und ging hinein.

Kurz darauf kam er mit etwas Warmem zurück, das er in eine Serviette eingeschlagen hatte. Es war ein Fladenbrot, wohlriechend und weich wie ein Kissen.

»Du gehst jetzt besser«, sagte er, aber nicht in unfreundlichem Ton. Es war eher ein gutgemeinter Rat als ein Befehl. »Hier kannst du nicht bleiben.«

»Ich weiß nicht, wohin.«

»Soll ich jemanden für dich anrufen?«

»Es gibt niemanden.«

Er sah zum Himmel. Der Regen war in ein Nieseln übergegangen. Das braune Gesicht des Inders glänzte in der Feuchtigkeit.

»Ich kann dich nicht reinholen«, sagte er. »Drei Blocks weiter ist eine Kirche. Sie haben Betten, wenn es draußen kalt ist.«

»Was für eine Kirche?«

Er zuckte mit den Schultern, als sei für ihn eine christliche Kirche wie die andere. »Geh die Straße da hinunter. Dann findest du sie.«

Steif geworden stieg sie aus dem Karton und zitterte. »Danke«, murmelte sie.

Er gab keine Antwort. Sie war noch nicht in der Gasse, als sie die Tür zum Restaurant schon zufallen hörte.

Der Regen wurde wieder stärker.

Sie eilte in die Richtung, die der Mann ihr empfohlen hatte, und verschlang gleichzeitig das Brot. Daß Brot so wunderbar schmecken konnte, hatte sie gar nicht gewußt. Weich und würzig duftend. Irgendwann einmal, dachte sie, irgendwann zahle ich ihm zurück, daß er so nett zu mir war. An die Menschen, die nett zu ihr gewesen waren, erinnerte sie sich immer.

Sie hatte eine regelrechte Liste von ihnen im Kopf. Da war die Frau aus dem Schnapsladen, die ihr einen, wenn auch etwas verschrumpelten, Hot dog gegeben hatte. Dann der Mann mit dem Turban. Und diese Dr. Harper. Keiner

von ihnen hatte einen Grund gehabt, nett zu Molly Picker zu sein, doch sie waren es gewesen. Sie waren jetzt ihre privaten Heiligen, ihre Engel.

Sie dachte daran, wie nett es sein würde, eines Tages etwas Geld zu haben. Ein Bündel Scheine in einen Umschlag zu stecken und ihn dem Mann mit dem Turban in die Hand zu drücken.

Vielleicht wäre er dann schon alt. Sie würden einen Zettel dranhängen: *Danke für das Brot.* Natürlich würde er sich nicht mehr an sie erinnern. Aber sie sich an ihn.

Ich vergesse es nicht. Ich werde es nie vergessen.

Sie blieb vor einem Gebäude auf der anderen Straßenseite stehen. Unter einem großen weißen Kreuz stand: *Christliches Missionshospiz. Willkommen.* Über dem Eingang brannte eine Lampe. Warm und einladend.

Molly stand für einen Augenblick gebannt im Regen vor diesem Lichtschein, der sie einlud, aus dem Dunkel zu treten. Ein seltsames Glücksgefühl überkam sie, als sie vom Gehsteig auf die Straße trat, um sie zu überqueren.

Da hörte sie eine Stimme. »Molly?«

Sie erstarrte. Panisch fuhr ihr Kopf zu der Stelle herum, woher die Stimme gekommen war. Es war eine weibliche Stimme. Die Frau saß in einem Wagen, der vor der Kirche parkte.

»Molly Picker?« rief die Frau. »Ich möchte dir helfen.«

Molly trat einen Schritt zurück und wollte schon die Flucht ergreifen.

»Komm her. Ich habe einen warmen Platz für dich. Eine sichere Bleibe. Steig doch ein zu mir.«

Molly schüttelte den Kopf. Sie zog sich langsam zurück und war dabei so auf die Frau konzentriert, daß sie die Schritte nicht hörte, die von hinten näher kamen.

Eine Hand schloß sich über ihrem Mund und unterdrückte ihren Schrei. Zugleich wurde sie mit solcher Kraft zurückgerissen, daß sie fürchtete, ihr Genick würde gebrochen. Dann roch sie ihn – Romy mit seinem süßlichen After-shave.

»Nun rate mal, Molly Wolly«, murmelte er. »Den ganzen verdammten Nachmittag lang bin ich schon hinter dir her.«

Sie wand sich und strampelte mit Händen und Füßen, als er sie über die Straße schleifte. Die Tür des Vans ging auf. Zwei andere Hände zogen sie hinein und drückten sie auf den Boden, wo ihr gleich Hände und Füße mit Klebeband gefesselt wurden.

Der Van fuhr langsam an. Als sie unter einer Straßenlaterne durchführen, sah Molly für einen Moment die Frau, die nur wenige Zentimeter entfernt saß – eine kleine Frau mit nervösem Blick und dünnen, kurzgeschnittenen Haaren. Sie legte die Hand auf Mollys geschwollenen Bauch und gab einen zufriedenen Seufzer von sich. Dazu lächelte sie satanisch wie ein Totenschädel.

»Laß uns zurückfahren«, sagte Dvorak. »Wir finden sie nicht mehr.«

Eine Stunde lang waren sie nun im Kreis gefahren und hatten jede Straße in der Umgebung mindestens zweimal abgesucht.

Jetzt saßen sie in ihrem parkenden Wagen, zu erschöpft, um länger miteinander zu reden. Ihr Atem schlug sich auf den Scheiben nieder. Es hatte aufgehört zu regnen. *Ich hoffe, sie ist in Sicherheit,* dachte Toby. *Hoffentlich hat sie einen warmen und trockenen Platz gefunden.*

»Sie kennt die Straßen«, sagte Dvorak. »Sie kennt sie gut genug, um irgendwo Schutz zu finden.« Er drückte ihre Hand. Sie wollten voneinander wissen, was jeder

dachte, saßen im Dunkeln, müde, aber noch nicht bereit, den Abend zu beenden.

Er beugte sich zu ihr, und ihre Lippen berührten sich gerade, als sein Piepser sich meldete.

»Das könnte wegen Molly sein«, sagte er.

Er griff nach ihrem Autotelefon, fragte nach, legte es gleich wieder zurück und seufzte. »Es ist nicht wegen Molly. Aber unser gemeinsamer Abend ist damit vorbei.«

»Mußt du noch einmal an die Arbeit?«

»Leider. Kannst du mich absetzen? Mein Ziel ist nur ein Stück diese Straße hier hinauf.«

»Was ist mit deinem Wagen an der Albany?«

»Dorthin komme ich dann mit dem Leichenwagen.«

Sie ließ den Motor an und fuhr in Richtung Chinatown. Im nassen Straßenasphalt spiegelten sich die bunten Lichter der Stadt.

»Da vorne«, sagte Dvorak. »Gleich da.«

Sie hatte das blinkende Blaulicht längst gesehen. Drei Streifenwagen standen gegeneinander versetzt am Straßenrand direkt vor einem China-Restaurant. Ein weißer Van vom Leichenschauhaus mit dem Schriftzug *Commonwealth of Massachusetts* auf den Seiten setzte rückwärts in die seitliche Kapp Street.

Toby hielt hinter einem der Streifenwagen an, und Dvorak stieg aus.

»Wenn du von Molly hörst, rufst du mich dann an?« sagte sie.

»Mach ich.« Er lächelte, winkte und ging auf die von den Cops gezogene Absperrung zu. Ein Streifenpolizist erkannte ihn und winkte ihn weiter.

Toby griff nach dem Schalthebel, ließ ihn dann aber in

Parkstellung, lehnte sich einen Moment zurück und sah den Leuten auf der Straße zu. Sogar jetzt um Mitternacht hatte sich eine ganze Menge Neugieriger eingefunden. Eine seltsame Munterkeit herrschte unter ihnen. Zwei Männer klatschten in die Hände, Frauen lachten. Nur die Cops schauten grimmig.

Dvorak stand gleich hinter dem Absperrband und unterhielt sich mit einem Zivilpolizisten. Einem Detective. Der Mann zeigte in eine Gasse und blätterte dann, während er berichtete, in einem Notizbuch. Dvorak nickte, den Blick zu Boden gerichtet. Dann sagte der Detective etwas, das Dvorak überraschte. Er schaute auf. Im selben Moment schien er auch zu bemerken, daß Tobys Wagen immer noch dastand. Der Detective starrte Dvorak nach, als der sich abrupt von ihm abwandte, sich duckte, unter dem Band durchging und zu Toby zurückeilte.

Sie kurbelte die Scheibe herunter. »Ich wollte nur einen Augenblick lang zusehen«, sagte sie. »Ich glaube, ich verfüge über genauso eine morbide Neugier wie die Leute hier. Eine seltsame Versammlung.«

»Ja, seltsame Leute sind das immer.«

»Was ist in der Gasse dort passiert?«

Er lehnte sich in ihr Fenster. »Sie haben eine Leiche gefunden«, sagte er ruhig. »Laut Ausweis hieß der Mann Romulus Bell.«

Sie sah ihn fragend an.

»Man kennt ihn besser unter Romy«, sagte Dvorak. »Er war Molly Pickers Zuhälter.«

Sein Körper lag mit ausgestreckten Gliedern auf dem Pflaster, nahezu versteckt von einem parkenden blauen Ford Taurus.

Der linke Arm lag unter dem Leib, der rechte zeigte abgewinkelt auf das Restaurant am Ende der Gasse. Eine Hinrichtung, dachte Dvorak, als er das Einschußloch in der linken Schläfe des Toten sah.

»Keine Zeugen«, sagte Detective Scarpino. Er gehörte schon zur älteren Generation der Cops dieser Stadt, nah an der Pensionierung und berühmt für seine scheußlichen Toupets. Heute nacht sah das Haarteil aus, als hätte er es sich in aller Eile von hinten auf den Kopf geklatscht. »Die Leiche wurde um elf Uhr dreißig von Leuten nach Verlassen des China-Restaurants an dieser Stelle gefunden. Das ist ihr Wagen.« Scarpino deutete auf den blauen Taurus. »Die Hausbewohner da oben sind mal gegen zehn heruntergekommen, um Abfall wegzuwerfen, haben die Leiche aber nicht gesehen. Wir nehmen also an, daß es nach zehn Uhr passiert ist. Der Ausweis steckte im Portemonnaie des Opfers. Ein Streifenpolizist kannte den Namen. Er hat gestern noch mit dem Opfer über das Mädchen geredet, nach dem er suchte.«

»Heute abend gegen neun wurde Bell im Boston City Hospital gesehen.«

»Von wem?«

»Dem Mädchen, Molly Picker. Er war bei ihr im Zimmer.«

Dvorak zog ein Paar Latexhandschuhe an und beugte sich hinunter, um die Leiche etwas näher zu inspizieren. Der Mann war Anfang Dreißig, schlank, schwarzes, pomadisiertes Haar, zu einem Elvis-Helm hochdrapiert. Seine Haut fühlte sich noch warm an. Der ausgestreckte Arm war braun und muskulös.

»Entschuldigen Sie, wenn ich das so sage, Doc, aber das sieht gar nicht gut aus.«

»Was?«

»Daß Sie mit der Frau Doktor herumfahren.«

Dvorak richtete sich auf und sah Scarpino an. »Verzeihung, was meinen Sie damit?«

»Gegen sie wird ermittelt. Soviel ich gehört habe, wird ihre Mutter nicht überleben.«

»Was haben Sie sonst noch gehört?«

Scarpino zögerte einen Moment und betrachtete die Menge in der Gasse. »Daß es neue Erkenntnisse geben soll. Alprens Leute checken die Apotheken in der ganzen Stadt. Er hat eine solide Spur. Wenn die Mutter stirbt, geht der Fall an die Mordkommission, und dann sieht das gar nicht gut aus. Sie und die Ärztin, wie sie beide zusammen hier an einem Tatort auftauchen.«

Dvorak zog die Handschuhe aus. Ihn packte eine plötzliche Wut auf Scarpino. Die letzten Stunden, die er mit Toby Harper verbracht hatte, hatten ihn überzeugt, daß sie nicht gewalttätig sein könnte: Schon gar nicht gegenüber ihrer eigenen Mutter.

»Mist, da drüben stehen schon ein paar Reporter herum«, sagte Scarpino. »Die kennen Sie alle. Und bald kennen sie auch Dr. Harpers Gesicht. Dann erinnern sie sich, daß sie Sie zusammen gesehen haben, und peng!, schon sind Sie auf der Titelseite.«

Er hat recht, dachte Dvorak. Doch das machte ihn nur noch wütender.

»Es sieht einfach nicht gut aus«, sagte Scarpino und betonte jedes einzelne Wort.

»Man hat sie keines Verbrechens angeklagt.«

»Noch nicht. Sprechen Sie mal mit Alpren.«

»Hören Sie, können wir uns auf diesen Fall hier konzentrieren?«

»Ja, sicher.« Scarpino warf einen mißmutigen Blick auf

die Leiche von Romulus Bell. »Ich wollte Ihnen nur einen kleinen Tip geben, Doc. Ein Typ wie Sie hat so einen Ärger doch nicht nötig. Eine Frau, die ihre eigene Mutter zusammenschlägt …«

»Scarpino, tun Sie mir einen Gefallen.«

»Ja?«

»Kümmern Sie sich um Ihren eigenen Mist.«

Toby schlief diese Nacht in Ellens Bett. Nach dem grausamen Ereignis in Chinatown war sie heimgefahren und hatte ein stilles, wie leblos wirkendes Haus betreten. Sie fühlte sich eingekerkert. Begraben.

In ihrem eigenen Schlafzimmer schaltete sie das Radio ein, »Klassik um Mitternacht«, und drehte so laut auf, daß sie die Musik noch unter der Dusche hören konnte. Sie brauchte dringend etwas Musik, Stimmen – irgend etwas.

Als sie, den Kopf mit dem Handtuch umwickelt, aus dem Badezimmer kam, knatterte es im Lautsprecher. Sie schaltete den Apparat aus. In der plötzlichen Stille spürte sie Ellens Abwesenheit wie einen akuten Schmerz.

Sie ging in das Zimmer ihrer Mutter.

Das Licht knipste sie nicht an, blieb lieber im dämmrigen Schein, der aus dem Flur kam, stehen und sog Ellens Düfte ein.

Ein wenig süßlich, wie die Sommerblumen, um die sie sich so liebevoll kümmerte. Rosen und Lavendel.

Sie öffnete den Schrank und fuhr mit der Hand über die Reihe der Kleider. Sie erkannte sie an ihren Stoffen: Das hier war das Hemdkleid aus Leinen für den Sommer, ein so altes Stück, daß Toby sich noch erinnerte, wie Ellen es bei Vickies College-Abschlußfeier angehabt hatte. Und da hing es jetzt immer noch im Schrank, in dem Ellen all die

Kleider aufbewahrte, die sie im Laufe der Jahre getragen hatte. *Wann bin ich das letzte Mal mit dir einkaufen gewesen? Ich kann mich nicht erinnern, wann ich dir zuletzt ein Kleid gekauft habe …*

Sie machte den Schrank wieder zu und setzte sich auf das Bett.

Vor ein paar Tagen hatte sie die Bezüge gewechselt, voller Hoffnung, daß ihre Mutter bald wieder nach Hause kommen werde.

Jetzt wünschte sie fast, sie hätte es nicht getan. Mit den Bezügen hatte sie Ellens Spuren einfach mit weggewaschen, und jetzt roch das Bett nur noch nach dem Waschpulver aus dem Waschsalon. Sie legte sich hin und dachte an die Nächte, die Ellen hier verbracht hatte. Ob im Raum hier irgendwo wohl noch ihr Schatten schwebte?

Sie schloß die Augen und holte tief Luft. Und fiel in Schlaf.

Am nächsten Morgen weckte sie Vickies Anruf früh um acht.

Achtmal mußte sie es läuten lassen, bis Toby endlich in ihr eigenes Schlafzimmer gestolpert war und den Hörer aufgenommen hatte. Halb im Schlaf verstand sie kaum, was ihre Schwester von ihr wollte.

»Es muß eine Entscheidung getroffen werden, aber ich selber kann das nicht, Toby. Es ist einfach zu schwer.«

»Was für eine Entscheidung?«

»Moms Beatmungsgerät.« Vickie räusperte sich. »Sie reden davon, daß sie es abschalten wollen.«

»Nein.« Toby war mit einem Schlag wach. »*Nein!*«

»Sie haben noch einmal ein EEG gemacht und sagen, es ist so gut wie nichts mehr …«

»Ich komme gleich vorbei. Sie sollen nichts anrühren.

Hörst du, Vickie? Nichts, aber auch gar nichts läßt du sie anrühren.«

Eine Dreiviertelstunde später betrat sie die Intensivstation des Springer Hospitals. Vickie stand in Ellens Kabine, neben ihr Dr. Steinglass. Toby ging geradewegs zu ihrer Mutter, beugte sich über sie und flüsterte: »Ich bin da, Mom. Ich bin bei dir.«

»Wir haben heute morgen ein zweites EEG gemacht«, sagte Dr. Steinglass. »Es gibt keinerlei Hirnaktivität mehr. Die neuerliche pontine Blutung war verheerend. Sie kann nicht mehr spontan atmen, hat keine …«

»Ich meine, wir sollten nicht gerade in diesem Raum darüber reden«, sagte Toby.

»Ich verstehe, daß man das nicht leicht akzeptieren kann«, sagte Steinglass. »Aber Ihre Mutter versteht nichts von dem, was wir sagen.«

»Das möchte ich jetzt nicht mit Ihnen diskutieren. Nicht hier drinnen«, sagte Toby und ging hinaus.

Sie setzten sich im kleinen Besprechungszimmer der Intensivstation an einen Tisch, Toby schweigend und mit grimmigem Gesicht, Vickie den Tränen nahe. Dr. Steinglass, den Toby für einen kompetenten Arzt hielt, aber hier im Augenblick für fehl am Platz, fühlte sich gar nicht wohl in seiner neuen Rolle als Familienratgeber.

»Es tut mir leid, daß ich dieses Thema aufgebracht habe«, sagte er. »Aber es muß wirklich angesprochen werden. Der Zustand dauert jetzt vier Tage an, und wir habe keinerlei Besserung feststellen können. Das EEG zeigt keine wie immer geartete Hirnaktivität. Die Blutung war massiv, und es gibt keine Hirnfunktionen mehr. Die Beatmungsmaschine … verlängert nur den gegenwärtigen Zustand.« Er holte Luft und sah sie an. »Ich glaube wirklich, es wäre das Beste, was wir tun können.«

Vickie sah ihre Schwester und dann wieder Dr. Steinglass an. »Wenn Sie wirklich glauben, es gibt keine Chance mehr …«

»Das weiß er nicht«, sagte Toby. »Niemand weiß das.«

»Aber sie leidet«, sagte Vickie. »Dieser Schlauch in ihrem Hals – all diese Nadeln …«

»Ich will nicht, daß das Beatmungsgerät abgeschaltet wird.«

»Ich denke nur daran, was Mom sich wohl wünschen würde.«

»Es ist nicht deine Entscheidung. Du bist nicht diejenige, die für sie sorgt.«

Vickie schrumpfte in ihrem Sitz zusammen und sah sie aus weiten Augen an. Sie war tief verletzt.

Toby ließ den Kopf zwischen ihre Hände sinken. »O mein Gott, es tut mir leid. Das habe ich nicht so gemeint.«

»Das glaube ich aber schon.« Vickie stand auf. »In Ordnung, dann triffst *du* die Entscheidung. Wenn du glaubst, *du* bist die einzige, die sie liebt.« Vickie ging hinaus.

Kurz darauf ging auch Dr. Steinglass.

Toby blieb mit gesenktem Kopf sitzen und zitterte vor Abscheu und Wut. Über sich selbst. Über die Frau, die sich Jane Nolan nannte. *Wenn ich dich nur fände. Und wenn ich dann einen Augenblick mit dir allein wäre.*

An diesem Nachmittag wurde es ihr zuviel. Sie rotierte innerlich. Sie hätte versuchen sollen, Dvorak zu erreichen, hatte aber einfach nicht die Energie aufgebracht. Sie wollte im Augenblick mit niemandem reden. Sie saß auf einem Stuhl an Ellens Bett, lehnte sich zurück und schloß die Augen, konnte aber nicht das Bild ihrer Mutter, die da gleich neben ihr lag, verdrängen. Bei jedem Pumpen des

Beatmungsgeräts sah sie die Brust ihrer Mutter sich heben und senken und wieder senken, hörte die Luft in ihre Lungen strömen. Wußte, daß sauerstoffreiches Blut von dort in ihr Herz floß und weiter in ihr Gehirn, wo es nutzlos und ungenutzt zirkulierte.

Jemand trat in die Kabine. Sie öffnete die Augen und sah Dr. Steinglass am Fußende des Betts stehen. »Toby«, sagte er ruhig, »ich weiß, es ist schwer für Sie. Trotzdem müssen wir zu einer Entscheidung kommen.«

»Ich bin noch nicht soweit.«

»Wir stehen vor einer schwierigen Situation. Die Intensivbetten sind alle belegt. Wenn wir jetzt einen Infarkt hereinbekommen, brauchen wir sofort eines davon.« Er machte eine Pause.

»Wir lassen sie an der Maschine, bis Sie sich entschieden haben. Aber Sie verstehen sicher unsere Lage.«

Sie gab keine Antwort, sah nur Ellen an und dachte: *Wie zerbrechlich sie wirkt. Jeden Tag scheint sie noch ein bißchen mehr zusammenzuschrumpfen.*

»Toby?«

Sie sah Dr. Steinglass an. »Ich brauche noch ein wenig länger. Ich muß ganz sicher sein.«

»Wollen Sie noch mit dem Neurologen reden?«

»Ich brauche keine weitere Meinung mehr.«

»Vielleicht doch. Vielleicht …«

»Bitte, können Sie mich nicht *allein* lassen?«

Dr. Steinglass trat einen Schritt zurück. Ihr zorniger Ton überraschte ihn. Am Eingang zur Kabine standen mehrere Schwestern und sahen sie an.

»Es tut mir leid«, sagte Toby. »Geben Sie mir noch etwas Zeit. Ich brauche Zeit. Einen Tag noch.« Sie nahm ihre Handtasche und verließ die Intensivstation. Bei jedem

Schritt spürte sie nur zu genau, wie die Schwestern sie beobachteten. *Wo soll ich jetzt hin?* fragte sie sich, als sie den Aufzug betrat. *Wie wehre ich mich, wenn mich alle angreifen?* Wie Fangarme griffen sie inzwischen nach ihr. Detective Alpren. Jane Nolan. Ihr alter Erzfeind Doug Carey. Und Wallenberg. Zuerst hatte sie ihn mit der Forderung nach einer Autopsie in die Enge getrieben. Dann hatte sie peinliche Fragen bezüglich seiner beiden Creutzfeldt-Jakob-Patienten gestellt. Bestimmt hatte sie sich ihn damit zum Feind gemacht, aber soweit sie sah, hatte sie ihm nicht ernstlich geschadet. *Warum also hat Brant Hill sich solche Mühe gegeben, mich in Mißkredit zu bringen? Was wollen sie unter den Teppich kehren?*

Der Aufzug hielt im ersten Stock. Zwei Angestellte aus der Verwaltung hatten gerade ihre Schicht beendet und stiegen zu. Toby sah auf die Uhr. Es war schon nach fünf. Das Wochenende hatte begonnen. Bevor die Tür zuglitt, fiel ihr Blick in den Gang des Verwaltungstrakts, und plötzlich hatte sie eine Idee. Sie quetschte sich durch den Spalt und ging zur Bibliothek. Die Tür war noch nicht verschlossen, aber im Raum war niemand mehr zu sehen. Sie ging zum Computer und schaltete ihn ein. Auf dem Schirm erschien die Suchmaske. Unter »Verfasser« tippte sie *Wallenberg, Carl* ein. Fünf Artikelverweise gab es, chronologisch geordnet. Der jüngste war drei Jahre alt und in *Cell Transplantant* erschienen:

»Vaskularisierung nach Zellsuspension neuraler Transplantate bei Ratten.« Zwei Koautoren waren genannt, Gideon Yarborough, M. D., und Monica Trammell, Ph. D. Sie wollte schon zum nächsten Titel gehen, als sie stutzte. Gideon Yarborough. Der glatzköpfige Mann bei Robbies Begräbnis fiel ihr ein, groß, elegant gekleidet. Er war dazwischengetreten, als sie mit Wallenberg gestritten hatte. Wallenberg hatte ihn *Gideon* genannt.

Sie ging zum Karteischrank und zog die Schublade mit dem Verzeichnis der medizinischen Fachvertreter heraus. Unter dem Stichwort »Chirurgie« fand sie den Namen:

Yarborough, Gideon. Neurochirurgie.

B. A. in Biologie, Dartmouth. M. D. an der Yale University.

Anstellungen: Hartford Hospital, Allgemeine Chirurgie; Peter Bent Bringkam Hospital, Neurochirurgie. Approbation: 1988.

Forschungsauftrag nach Graduierung: Rosslyn Institute for Research in Aging, Greenwich, Connecticut.

Derzeitige Beschäftigung: Wellesley, Massachusetts, Howarth Surgical Associates.

Das Rosslyn Institute. Dort hatte auch Wallenberg geforscht.

Nach dem, was Robbie Brace ihr erzählt hatte, hatte Wallenberg das Rosslyn nach einem Gerangel mit einem Kollegen um eine Frau verlassen. Eine Dreiecksgeschichte.

War Yarborough der andere Mann gewesen? Sie nahm den Karteikasten mit zum Computer und tippte diesmal Yarboroughs Namen unter »Verfasser« ein. Mehrere Artikel erschienen auf dem Schirm, darunter der, den sie schon aus *Cell Transplant* kannte. Sie rollte zum ersten Beitrag im Verzeichnis, vor sechs Jahren erschienen, und las die Zusammenfassung. Sie beschrieb Experimente, die man mit Gehirngewebe aus Rattenföten angestellt hatte. Durch das Enzym Trypsin waren Einzelzellen getrennt und dann in Gehirne von ausgewachsenen Ratten injiziert worden. Die übertragenen Zellen hatten funktionierende Kolonien entwickelt und ausgeformt, und zwar unter

Bildung eines eigenen Gefäßsystems.

Toby kroch ein Schauer über den Rücken. Sie ging zum nächsten Artikel über, diesmal aus *dem Journal of Experimental Neurobiology.* Yarboroughs Koautoren waren ihr unbekannt. Der Titel lautete: »Morpho-funktionale Integration von transplantiertem Gehirngewebe von Embryonen in Ratten.« Eine Zusammenfassung gab es nicht.

Sie rief die nächsten Titel auf:

»Wirkungsmechanismen im Hirn der Wirtsratte bei Implantation embryonaler Zellen.«

»Zum Reifezustand embryonaler Gehirnzellen von Ratten im Verlauf der Trächtigkeit.«

»Kryopräservation embryonaler Rattengehirnzellen.«

Diesem Titel war wieder eine Zusammenfassung beigefügt. »Nach neunzigtägigem Tiefgefrierprozeß in flüssigem Stickstoff erwiesen sich mesenzephale Gehirnzellen in ihrer Lebensfähigkeit signifikant reduziert im Vergleich zu frischen Zellen. Für ein optimales Überleben von Implantaten ist eine sofortige Übertragung von frisch gewonnenem embryonalem Gehirngewebe geboten.«

Sie starrte auf die letzte Zeile. *Frisch gewonnenem embryonalem Gehirngewebe.*

Inzwischen hatte der Kälteschauer auf ihrem Rücken den Halsansatz erreicht.

Sie klickte den neuesten Artikel an. Er war drei Jahre alt.

»Die Transplantation embryonaler Hypophysen bei älteren Affen: Implikationen zur Verlängerung natürlicher Lebensspannen.«

Die Verfasser hießen Yarborough, Wallenberg und Monica Trammell, Ph.D.

Es war der letzte Artikel, den sie veröffentlicht hatten. Kurz darauf hatten Wallenberg und seine Kollegen das

Rosslyn Institute verlassen. Hatten unvereinbare Forschungsansätze sie dazu gezwungen?

Sie stand auf und ging zum Bibliothekstelefon. Ihr Herz raste, während sie Dvoraks Privatnummer wählte. Es läutete und läutete. Niemand nahm ab. Sie sah auf die Wanduhr. Viertel vor sechs. Der Anrufbeantworter schaltete sich ein. *Hier ist Dan. Bitte hinterlassen Sie Namen und Telefonnummer.*

»Heb schon ab, Dan«, sagte Toby. »*Bitte,* heb ab.« Sie wartete, hoffte, eine lebendige Stimme zu hören, aber niemand kam an den Apparat. »Dan, ich bin in der Bibliothek des Springer Hospital, Anschluß 257. Hier gibt es etwas in den Publikationslisten, das du sehen mußt. Bitte, *bitte,* ruf sofort zurück …«

Die Tür zur Bibliothek ging auf.

Toby drehte sich um. Ein Wachmann steckte den Kopf herein.

Er war genauso überrascht wie sie.

»Ma'am, ich muß für die Nacht abschließen.«

»Ich telefoniere gerade.«

»Machen Sie nur. Ich kann warten.«

Enttäuscht hängte sie ein und verließ die Bibliothek. Erst auf der Treppe fiel ihr ein, daß sie den Computer nicht ausgeschaltet hatte.

Vom Auto aus rief sie Dvoraks Büro an. Wieder meldete sich ein Anrufbeantworter. Sie schaltete ab, ohne dort eine neue Nachricht zu hinterlassen.

Gewohnheitsmäßig machte sie sich auf den Heimweg. Mit den Gedanken war sie ganz bei dem, was sie gerade im Computer gelesen hatte. Neuraltransplantationen. Embryonale Gehirnzellen. Verlängerung der natürlichen Lebensspanne.

Darüber hatte Wallenberg also am Rosslyn geforscht. Gideon Yarborough hatte mit ihm zusammengearbeitet, ein Neurochirurg, der jetzt nicht weit von hier in Wellesley praktizierte …

Sie fuhr zu einer Tankstelle, lief in den Kassenraum und bat den Tankwart um ein Telefonbuch von Wellesley.

In den Gelben Seiten fand sie unter »Ärzte«, was sie suchte:

Howarth Surgical Associates

Chirurgische Gemeinschaftspraxis

1388 Eisley Street

Howarth. Auf den Namen war sie in Harry Slotkins Krankenblatt gestoßen. Als sie und Robbie in Brant Hill gewesen waren und Harrys Unterlagen durchgesehen hatten, war ihnen eine ärztliche Verordnung aufgefallen:

Präoperativ Valium 5 mg. Überweisung an Howarth Surgical Associates.

Sie stieg wieder in ihren Wagen und fuhr nach Wellesley. Als sie vor dem Gebäude ankam, in dem Howarth residierte, war sie dabei, das Puzzle zusammenzufügen – mit erschreckenden Ausblicken.

Sie parkte auf der anderen Straßenseite und betrachtete durch die einsetzende Dämmerung das nichtssagende einstöckige Haus. Es war von dichten Büschen umgeben. Vor dem Haus gab es einen kleinen Parkplatz, auf dem aber kein Wagen stand.

Die Fenster im ersten Stock waren dunkel. Eingang und Empfangsbereich waren zwar beleuchtet, doch Bewegungen waren im Innern nicht zu sehen.

Toby stieg aus und ging über die Straße zum Vordereingang.

Die Tür war verschlossen. Am Fenster waren die

Namensschilder der Ärzte angebracht:

Dr. Merle Lamm, Gynäkologie und Geburtshilfe

Dr. Lawrence Remington, Allgemeine Chirurgie

Dr. Gideon Yarborough, Neurochirurgie

Interessant, dachte sie. Hierhin war Harry Slotkin also von Brant Hill überwiesen worden, angeblich wegen eines Eingriffs an der Nasenscheidewand. Aber keiner dieser Ärzte war ein Hals-Nasen-Ohren-Facharzt.

Irgendwo entfernt im Haus summte eine Maschine. Ein Heizkessel? Ein Generator? Sie konnte es nicht sagen.

Sie ging um die Ecke, aber das dichte Gebüsch ließ keinen Blick durch die Fenster zu. Das leise Summen brach plötzlich ab, und nun herrschte totale Stille. Sie ging um die nächste Ecke und stand auf einem kleinen gepflasterten Hof an der Rückseite.

Drei Wagen parkten hier. Einer war ein dunkelblauer Saab. *Jane Nolans Wagen!*

Auch der Hintereingang war verschlossen.

Toby ging zurück zu ihrem Wagen und nahm ihr Telefon. Wieder versuchte sie, Dvorak zu erreichen, diesmal über seine Durchwahlnummer im Büro. Eigentlich erwartete sie gar nicht, daß er abhob, und war dementsprechend überrascht, als er sich mit einem munteren »Hallo?« meldete.

Ihre Worte überstürzten sich. »Dan, ich weiß, was Wallenberg gemacht hat. Ich weiß, wie sich seine Patienten infiziert haben …«

»Toby, hör mir zu. Du mußt sofort deinen Anwalt anrufen.«

»Sie spritzen keine Hormone. Sie transplantieren Hypophysenzellen aus Embryogehirnen! Aber etwas ist

schiefgegangen. Irgendwie haben sie dabei auch Creutzfeldt-Jakob übertragen. Und jetzt versuchen sie, das zu vertuschen – versuchen, diese Katastrophe unter den Teppich zu kehren, ehe etwas davon bekannt wird …«

»Nun hör schon zu! Du steckst in Schwierigkeiten.«

»Was für welchen?«

»Ich habe mit Alpren gesprochen.« Er brach ab und sagte dann mit ruhiger Stimme: »Sie haben einen Haftbefehl für dich.«

Für einen Augenblick verschlug es ihr die Sprache. Sie starrte bloß auf das Haus gegenüber. Einen Schritt voraus. *Sie sind mir immer einen Schritt voraus.*

»Weißt du, was du tun solltest?« sagte er. »Deinen Anwalt anrufen. Bitte ihn, dich zur Polizeidirektion zu begleiten, an der Berkley Street. Dort ist der Fall jetzt gelandet.«

»Wieso das alles?«

»Es ist wegen des … Zustands deiner Mutter.«

Mordverdacht, meinte er. Man würde die Sache bald schon als einen Mordfall behandeln.

»Laß es nicht dazu kommen, daß Alpren dich zu Hause festnimmt«, sagte Dvorak. »Damit wärest du für die Medien nur ein gefundenes Fressen. Stell dich freiwillig und so schnell, wie du kannst.«

»Warum haben sie einen Haftbefehl erteilt? Warum jetzt?«

»Sie haben neue Beweise.«

»Was für Beweise?«

»Toby, komm einfach her. Wir beide treffen uns zuerst, und ich begleite dich dann.«

»Ich gehe nirgendwohin, bevor ich nicht weiß, was für Beweise er hat.«

Dvorak zögerte. »Ein Apotheker, nicht weit von dir zu Hause, sagt, er hat sechzig Tabletten Cumadin für deine Mutter abgegeben. Er sagt, du hättest die Verschreibung telefonisch durchgegeben.«

»Das ist eine Lüge.«

»Ich gebe nur wieder, was dieser Apotheker sagt.«

»Woher weiß er, daß ich die Anruferin war? Das kann auch eine andere Frau gewesen sein, die einfach behauptet hat, ich zu sein. Es könnte Jane gewesen sein. Er kann das nicht wissen.«

»Toby, wir klären das. Ich verspreche es. Aber im Moment ist es das beste, du stellst dich. Freiwillig und ohne weitere Verzögerungen.«

»Und dann? Dann sitze ich die Nacht über im Gefängnis.«

»Wenn du dich nicht stellst, können es Monate werden.«

»Ich habe meiner Mutter nichts getan.«

»Dann geh hin und erzähl es Alpren. Je länger du wartest, desto schuldiger erscheinst du. Ich bin für dich da. Bitte, stell dich einfach.«

Sie war so niedergeschlagen, daß sie kein Wort herausbrachte, und zu erschöpft, um bedenken zu können, was sie nun alles zu unternehmen hatte. Einen Anwalt anrufen. Mit Vickie sprechen. Dafür sorgen, daß Rechnungen bezahlt wurden, daß man das Haus bewachte, daß man ihren Wagen abholte. Und Geld – sie mußte Geld aus ihren Ruhestandsrücklagen überweisen.

Anwälte waren teuer …

»Toby, hast du verstanden, was du jetzt zu tun hast?«

»Ja«, flüsterte sie.

»Ich verlasse jetzt mein Büro. Wo sollen wir uns treffen?«

»Auf dem Polizeirevier. Sagt Alpren, ich stelle mich.

Sag ihm, er soll niemanden zu meinem Haus schicken.«

»Wie du möchtest. Ich warte auf dich.«

Sie schaltete ab. Ihre Finger waren taub, so fest hatte sie den Hörer umklammert gehalten. Jetzt bricht also der Sturm los, dachte sie. Sie blieb sitzen und bereitete sich auf das vor, was nun auf sie zukam. Fingerabdrücke. Polizeifotos. Reporter.

Wenn sie sich nur irgendwohin wegstehlen und wieder neue Kräfte schöpfen könnte. Aber dazu war jetzt keine Zeit mehr.

Die Polizei wartete auf sie.

Gerade wollte sie den Zündschlüssel herumdrehen, als sie im Augenwinkel Scheinwerfer aufleuchten sah. Sie drehte den Kopf und sah Janes Saab die Auffahrt zum Howarth-Haus herunterkommen.

Bis Toby ihren Mercedes gewendet hatte, war der Saab schon um die nächste Ecke. Aus Angst, sie zu verlieren, zog sie den Wagen mit quietschenden Reifen herum. Weiter vorn sah sie die Rücklichter des Saab. Sofort ging Toby vom Gas und blieb hinter dem Wild, das sie verfolgte, weit genug zurück, daß sie es gerade nicht aus dem Blick verlor. An der nächsten Kreuzung bog der Saab nach links ab.

Wenige Sekunden später bog Toby ebenfalls ab.

Der Saab fuhr in westlicher Richtung in die vornehmere Gegend von Wellesley. Am Steuer saß nicht Jane, sondern ein Mann. Die Umrisse seines Kopfs konnte sie im Licht der entgegenkommenden Scheinwerfer erkennen. Von der Umgebung sah Toby nur hin und wieder etwas, weil sie ganz auf ihre Beute konzentriert war: mal ein Eisengitter und eine hohe Hecke, mal eines der vielen Fenster, aus denen Licht in die Dämmerung fiel.

Der Saab beschleunigte das Tempo, seine Rücklichter verschwanden im Dunkeln. Ein Lastwagen bog aus einer Seitenstraße herein und schob sich zwischen Toby und den Saab.

Ärgerlich drückte sie auf die Hupe.

Der Laster fuhr rechts an den Rand, und sie überholte ihn schnell.

Die Straße vor ihr war leer.

Fluchend suchte sie in der Dunkelheit nach der Spur eines Rücklichts. Rechts sah sie welche verschwinden. Der Saab war in eine Privatstraße abgebogen und fuhr durch eine dicht bewachsene Allee davon.

Toby trat auf die Bremse und riß den Wagen herum, schaffte die Abbiegung gerade noch. Das Herz schlug ihr bis zum Hals. Sie blieb stehen und gönnte sich einen Moment, um ihre Nerven zu beruhigen und den Puls langsamer werden zu lassen. Die Rücklichter des Saab verlor sie zwischen den Bäumen aus den Blick, aber sie machte sich keine Sorgen mehr, ihn deswegen ganz zu verlieren. Diese Straße schien die Zufahrt zu einem Anwesen zu sein.

Am Beginn der Straße gab es einen Postkasten. Das rote Fähnchen war hochgeklappt. Sie stieg aus und sah in den Briefkasten. Zwei Umschläge lagen darin, Strom- und Wasserrechnungen, adressiert an Trammell.

Sie stieg wieder in den Wagen und holte tief Luft. Nur mit Standlicht fuhr sie langsam weiter. Die Straße wand sich durch die Bäume langsam bergab. Die ganze Zeit hatte sie den Fuß auf der Bremse und ließ den Wagen vorsichtig um die scharfen Kurven rollen, die in dem schwachen Standlicht kaum richtig auszumachen waren. Die Straße schien, wie sie sich so durch das immergrüne Dickicht wand, kein Ende nehmen zu wollen.

Was am Ende der Straße lag, konnte sie nicht sehen. Nur ab und zu war ein Lichtschein zwischen den Zweigen zu erkennen.

Tief hinab in die Höhle des Feindes, dachte sie. Aber umkehren konnte sie nicht. Der Schmerz und die Wut der vergangenen Wochen trieben sie weiter. Robbies Tod. Und auch bald Ellen.

Leben Sie, hatte Wallenberg ihr höhnisch geraten.

Das hier ist jetzt mein Leben. Alles, was mir davon noch geblieben ist.

Die Straße weitete sich zu einer Auffahrt. Toby fuhr an die Seite. Ihre Reifen rutschten über Kiefernnadeln. Sie schaltete den Motor ab.

Vor ihr in der Dunkelheit lag ein herrschaftliches Haus. Die Fenster oben waren erleuchtet, und hinter einem glitt die Silhouette einer Frau von einer Seite zur anderen, in schnellen Schritten. Toby erkannte ihr Profil.

Jane. Wohnte sie hier?

Toby sah hoch zum ausladenden Dach des Hauses, das ihr den Blick auf den Himmel ziemlich verstellte. Vier Kamine zählte sie. Im zweiten Stock war auch noch Licht hinter den Fenstern.

War Jane hier zu Gast? Oder bloß eine Angestellte? Ein Mann mit hellen Haaren tauchte am Fenster des ersten Stocks auf – er hatte in Janes Saab am Steuer gesessen. Beide sprachen miteinander. Er sah auf die Uhr und machte dann mit den Armen eine Wie-sollte-ich-denn-das-wissen-Geste. Jetzt wirkte Jane noch erregter, vielleicht sogar wütend. Sie ging durch das Zimmer und nahm den Telefonhörer ab.

Toby nahm die kleine Taschenlampe aus ihrer Arzttasche und stieg aus.

Der Saab stand nahe der Vorderveranda. Sie mußte herausbekommen, wem der Wagen gehörte und für wen Jane arbeitete.

Sie ging nah heran und leuchtete mit der Lampe durch das Fenster. Drinnen war alles sehr ordentlich und sauber, nicht einmal ein Papierschnipsel lag am Boden. Sie zog an der Beifahrertür.

Sie war nicht verschlossen. Im Handschuhfach lagen die Wagenpapiere, ausgestellt auf einen Richard Trammell. Sie löste die Kofferraumsperre, ging nach hinten und beugte sich mit der Lampe über den Kofferraum.

Hinter ihr knackte ein Zweig, und etwas raschelte durch das Gebüsch. Dann ein tiefes, drohendes Knurren.

Toby wirbelte herum und sah die Zähne des Dobermanns blitzen, als er auf sie zusprang.

Die Wucht seines Angriffs warf sie um. Instinktiv riß sie die Hände hoch und hielt sie schützend vor ihre Kehle. Der Hund verbiß sich in ihren Unterarm, die Zähne drangen durch bis auf den Knochen. Sie schrie und schlug nach ihm, aber der Dobermann ließ nicht locker. Er fing an, seinen Kopf vor- und zurückzustoßen, und seine Zähne rissen ihr Fleisch auf. Blind vor Schmerz packte sie den Hund mit der freien Hand an der Kehle und wollte ihn würgen, damit er losließ, aber seine Zähne schienen mit ihrem Arm verwachsen. Erst als sie mit den Fingern nach seinen Augen stach, jaulte der Hund auf und gab sie frei.

Sie rollte weg, rappelte sich auf, und das Blut rann ihr den Arm herab. Sie lief zum Wagen.

Der Dobermann setzte erneut zum Sprung an.

Er prallte von hinten gegen sie, und sie fiel auf die Knie. Diesmal bekam er nur ihre Bluse zu fassen. Seine Zähne zerrissen den Stoff. Sie schüttelte das Tier ab und hörte es gegen den Saab krachen. Zu schnell war der Dobermann

wieder auf den Beinen und nahm den nächsten Anlauf.

»*Platz!*« rief ein Mann.

Toby kam schwankend auf die Füße, schaffte es aber nicht mehr in den sicheren Wagen. Diesmal faßten zwei Hände nach ihren Schultern und stießen sie, das Gesicht nach unten, gegen die Motorhaube des Saab.

Der Dobermann bellte wütend und wollte sein Opfer.

Toby drehte und wand sich. Das letzte, was sie sah, war der Strahl der Taschenlampe, der durch die Nacht schwenkte.

Dann traf sie ein Schlag auf die Schläfe. Sie taumelte zur Seite und fiel. Ihr wurde schwarz vor Augen.

Kalt. Es war sehr kalt.

Als tauche sie aus eiskaltem Wasser auf, kam sie langsam wieder zu Bewußtsein. Zuerst konnte sie ihre Arme und Beine überhaupt nicht spüren, wo und ob sie überhaupt noch an ihr waren.

Mit metallischem Echo fiel eine Tür zu. In Tobys Kopf begann es zu klingeln. Sie stöhnte und drehte sich auf die Seite. Der Boden war eiskalt. Zitternd zog sie sich zusammen und versuchte, einen klaren Gedanken zu fassen und Arme und Beine zu bewegen. Der eine Arm schmerzte, und dieser Schmerz bohrte sich durch ihre Benommenheit. Sie öffnete die Augen und mußte zwinkern. Licht blendete sie.

Ihre Bluse war blutig. Der Anblick machte sie wieder hellwach.

Der zerrissene Ärmel war blutgetränkt. Der Dobermann.

Mit der Erinnerung an seine Kiefer kam der Schmerz voll zurück, voll solcher Intensität, daß sie fast wieder bewußtlos wurde. Sie kämpfte dagegen an, setzte sich auf

und stieß dabei gegen ein Tischbein. Etwas über ihr kam ins Rutschen und pendelte langsam vor ihrem Kopf hin und her. Sie sah hoch. Ein nackter Arm hing über die Tischkante. Die Finger baumelten direkt vor ihrem Gesicht.

Sie rang nach Luft, rollte sich auf die Seite und kam auf die Knie. Binnen Sekunden war Ihre Benommenheit verschwunden, denn schockartig wurde ihr bewußt, was sie da sah.

Auf dem Tisch lag eine mit einer Plastikplane zugedeckte Leiche. Nur der Arm war zu sehen. Im fluoreszierenden Licht schimmerte die Haut bläulich-weiß.

Toby kam auf die Füße. Ihr war noch immer schwindelig, und sie mußte sich an etwas festhalten. Sie sah noch einmal nach der Leiche und bemerkte dabei, daß im Raum noch ein Tisch stand und auch auf ihm etwas lag, das mit Plastik abgedeckt war. Ein Ventilator blies einen Schwall kalter Luft durch den Raum.

Langsam wurde ihr klar, wo sie sich befand – die fensterlosen Wände, die schwere Stahltür sagten es ihr. Auch der faulige Geruch ließen ihr keine Zweifel mehr: ein Kühlraum zur Lagerung von Leichen.

Den entsetzten Blick fest auf den baumelnden Arm gerichtet, ging sie zum Tisch und zog die Abdeckung zur Seite.

Es war ein älterer Mann mit dunkelbraunem, an den Wurzeln grauem Haar. Schlecht gefärbt. Die Lider standen offen. Leblose blaue Augen starrten ins Weite. Sie zog die Abdeckung ganz weg. Der nackte Körper wies nirgends sichtbare Verletzungen auf. Nur am Arm waren einige Blutergüsse zu sehen, und die erkannte Toby sofort als Einstichstellen für eine intravenöse Versorgung. Am Fuß hing ein gelbes Faltblatt, auf dem der Name der Leiche

stand: James R. Bigelow. Sie klappte das Faltblatt auf und sah, daß es das Krankenblatt der letzten Lebenswoche des Mannes war.

Die erste Eintragung datierte vom 1. November,

Patient verhält sich beim Frühstück unbeholfen – gießt Milch auf den Teller statt in die Tasse –, reagiert konfus auf die Frage, ob er Hilfe braucht. Wird zur weiteren Beobachtung in die Klinik überführt.

Bei der Untersuchung leichter Tremor auffällig. Zerebellärer Befundpositiv. Keine weiteren Lokalisierungen.

Dauernde Verlegung eingeleitet.

Die Eintragung war nicht gezeichnet.

Toby hatte Mühe, das, was sie da las, auch richtig zu verstehen.

Ihre Kopfschmerzen machten jeden Buchstaben zur Qual. Was bedeutete dieser letzte Satz? »Dauernde Verlegung eingeleitet.«

Sie las die Eintragung vom 3. November:

Patient gehunfähig ohne fremde Hilfe. EEG ohne spezifische Ergebnisse, Tremor stärker, zerebellärer Befund eindeutiger. CT zeigt vergrößerte Hypophyse, keine akuten Veränderungen.

4. November:

Zweimal desorientiert. Vorübergehende Myoklonie. Zerebelläre Funktion läßt weiterhin nach. Laborwerte bleiben normal.

Dann der letzte Eintrag, 7. November:

Patient muß angeschnallt werden. Blasen- und Darminkontinenz. I.v.-Ernährung und Sedierung rund um die Uhr. Endstadium. Autopsie zwingend.

Sie legte das Krankenblatt auf die nackten Schenkel des

Mannes. Einen Moment lang betrachtete sie die Leiche mit klinisch distanziertem Blick, nahm die graue Brustbehaarung zur Kenntnis, die Bauchfalten, den schlaffen Penis in seinem Haarbüschel. Hatte er von den Risiken seiner Behandlung gewußt? War ihm aufgegangen, daß der Wunsch nach ewigem Leben nicht kostenlos zu erfüllen war? *Die Alten leben von den Jungen.*

Sie taumelte gegen den Tisch, und ihr Blick verschwamm vor lauter Schmerzen. Sie brauchte einige Augenblicke, bis sie wieder richtig sehen konnte. Was war mit der anderen Leiche? Toby zog das Leichentuch weg. Ihre jahrelange Praxis in der Notaufnahme hatte sie zwar abgehärtet, aber auf den schrecklichen Anblick, der sich ihr da auf dem Tisch bot, war sie nicht gefaßt.

Die männliche Leiche war von der Brust über den Bauch bis zu den Leisten säuberlich aufgeschnitten, aufgeklappt und total ausgeweidet worden. Die Organe lagen zwar wieder in einem Klumpen in der Höhle zusammen, doch wer immer den Leichnam obduziert hatte, er hatte die Organe herausgenommen und dann wieder ohne jede Rücksicht auf die menschliche Anatomie zurückgelegt.

Sie wich zurück. Übelkeit stieg in ihr hoch. Dem Geruch nach zu schließen, war dieser Mann schon um einiges länger tot als der erste.

Sie zwang sich, näher an den Tisch zu treten und nach dem Plastikschild an seinem Fußgelenk zu sehen. Mit schwarzem Markerstift stand dort *Philipp Dorr*. Einen Autopsiebericht oder ein Krankenblatt des Toten gab es nicht.

Sie riß sich zusammen und betrachtete sein Gesicht. Es war wieder ein älterer Mann. Die Augenbrauen waren graumeliert, das Gesicht seltsam zusammengefallen wie eine Gummimaske.

Erst jetzt fiel ihr auf, daß man auch seine Kopfschwarte hinter den Ohren aufgeschnitten hatte. Sie hing seitlich herunter, und man erkannte den perlmuttfarbenen Schädelknochen. Vorsichtig faßte sie das Haar und zog den Skalp hoch.

Da löste sich die ganze Schädelplatte und fiel scheppernd auf den Boden.

Toby schrie auf und machte einen Satz rückwärts.

Der Schädel klaffte offen vor ihr wie eine leere Schale. Er enthielt nichts. Das Gehirn war entfernt worden.

20

»Sie kommt«, sagte Dvorak zu Alpren, der ungeduldig mit dem Kugelschreiber auf die Schreibtischplatte trommelte. »Nur Geduld.«

Detective Alpren sah auf die Uhr. »Ich warte jetzt schon zwei Stunden. Sie hat Sie geleimt, Doc. Ich glaube, Sie hätten es ihr nicht erzählen sollen.«

»Und Sie sollten keine voreiligen Schlüsse ziehen. Dieser Haftbefehl ist verfrüht. Sie haben ja nicht einmal die vorläufigen Ermittlungen abgeschlossen.«

»Aha, ich soll also meine Zeit damit vergeuden, daß ich die *echte* Jane Nolan suche, ja? Lieber nehme ich die *echte* Dr. Harper in Gewahrsam. Wenn wir sie denn im Augenblick finden.«

»Geben Sie ihr die Chance, aus freien Stücken herzukommen. Vielleicht wartet sie noch auf ihren Anwalt. Vielleicht ist sie auch erst nach Hause gefahren, um einige Unterlagen zusammenzustellen.«

»Nach Hause ist sie nicht gefahren. Vor einer halben Stunde haben wir einen Streifenwagen hingeschickt. Ich glaube, Dr. Harper hat Gas gegeben und die Stadt fluchtartig verlassen. Sie ist jetzt bestimmt schon hundert Meilen weiter und überlegt sich gerade, wie sie ihren Wagen am besten verschwinden läßt.«

Dvorak starrte zur Wanduhr. Toby auf der Flucht – das konnte er sich nicht vorstellen. Sie sah nicht aus wie eine Frau, die wegrannte, sondern wie eine, die sich umdrehen und kämpfen würde. Was ihm im Moment blieb, war sein Instinkt. Auf den mußte er setzen und an alles denken, was er von ihr wußte oder zu wissen glaubte.

Natürlich konnte Alpren mit der Situation in einem gewissen Sinne zufrieden sein. Daniel Dvorak, der kluge Doktor der Medizin, war hereingelegt worden. Diesmal hatte sich der Cop als der bessere Menschenkenner erwiesen. Dvorak saß schweigend da, und Zorn ließ seinen Magen zusammenkrampfen, Zorn auf Alpren und dessen Selbstgefälligkeit und auf Toby, die sein Vertrauen mißbraucht hatte.

Das Telefon läutete. Alpren nahm ab. Als er den Hörer wieder auflegte, war ein Glänzen in seinen Augen, hart und noch selbstzufriedener. »Man hat ihren Mercedes gefunden.«

»Wo?«

»Am Logan Airport. Sie hat ihn im Anfahrtbereich vor der Abflughalle stehengelassen. War wohl in Eile, um noch eine passende Maschine zu erwischen.« Er stand auf. »Jetzt müssen wir nicht mehr rumhängen und warten, Doc. Sie stellt sich nicht.«

Dvorak fuhr nach Hause. Das Autoradio blieb ausgeschaltet.

Die Stille machte ihn aber nur noch nervöser. Sie ist also weggelaufen, dachte er, und dafür gibt es nur eine Erklärung: Sie hat ein schlechtes Gewissen und weiß, daß man sie zur Verantwortung ziehen wird. Doch gewisse Einzelheiten stürzten ihn weiterhin in Verwirrung. Schon der Verlauf dieser Flucht: zum Flughafen fahren, den Wagen in der Anfahrtzone stehenlassen, zum Terminal laufen und in irgendein Flugzeug steigen.

Darin war keine Spur von Logik. Einen Wagen in der Anfahrtzone stehenzulassen, lenkte doch geradezu die Aufmerksamkeit auf ihn. Wer heimlich fliehen wollte, würde seinen Wagen auf einem der großen angrenzenden

Parkplätze abstellen, wo er tagelang nicht auffallen würde.

Sie war also in kein Flugzeug gestiegen. Alpren mochte sie für so dumm halten, doch Dvorak wußte es besser. Der Detective verlor nur Zeit, wenn er jetzt die Passagierlisten der abgeflogenen Maschinen zu überprüfen anfinge.

Sie mußte einen anderen Fluchtweg genommen haben.

Kaum im Haus, eilte Dvorak sofort zum Telefon. Er kochte vor Wut, sowohl über Tobys Verrat als auch über seine eigene Dummheit. Er wollte schon Alpren anrufen, legte den Hörer aber wieder auf, als er den Anrufbeantworter blinken sah. Er drückte den Wiedergabeknopf.

Die elektronische Stimme sagte einen Anruf um achtzehn Uhr fünfzehn an. Dann kam Tobys Stimme:

»Dan, ich bin in der Bibliothek im Springer Hospital, Anschluß 257. Hier gibt es etwas in den Publikationslisten, das du sehen mußt. *Bitte, bitte,* ruf sofort zurück …«

Sie hatten beide um halb acht miteinander gesprochen, also war dieser Anruf früher. Er erinnerte sich, daß sie ihm etwas hatte sagen wollen. Aber er hatte ihr das Wort abgeschnitten, bevor sie ihn über das, was sie gefunden hatte, informieren konnte.

Die Bibliothek im Springer Hospital … etwas in den Publikationslisten, das du sehen mußt. Bitte, bitte, ruf zurück.

Der Schmerz überkam sie so heftig wie ein Fausthieb in den Magen. Nicht einmal mehr ein Stöhnen brachte sie heraus. Mit geschlossenen Augen, zusammengebissenen Zähnen und geballten Fäusten kämpfte sie gegen die Gurte um ihre Gelenke.

Nur wenn die Wehen nachließen, gab sie einen Seufzer der Erleichterung von sich. Sie hatte nicht erwartet, daß

eine Geburt so geräuschlos ablief, sondern sich vorgestellt, sie würde schreien, und zwar laut, hatte angenommen, der Schmerz sei eine laute Angelegenheit. Doch als er dann da war und sie die ersten Wellen einer neuen Wehe herankommen spürte, wie sie ihren Unterleib erfaßte, da ertrug sie das alles ohne einen Laut, wollte nicht schreien, nur sich zusammenrollen und im Dunkeln verstecken.

Aber *die* würden sie nicht allein lassen.

Sie waren zu zweit, beide in blauer OP-Kleidung, und nur ihre Augen waren durch den schmalen Schlitz zwischen Mundschutz und Kappe zu sehen. Ein Mann und eine Frau. Niemand sagte ein Wort zu Molly. Für sie war sie bloß ein Objekt, ein primitives Lebewesen, das mit hochgelegten Beinen und gespreizten Schenkeln vor ihnen lag.

Schließlich ging die Wehe vorbei, und der Schleier von Schmerz, der über ihr gelegen hatte, hob sich wieder. Molly wußte wieder, wo sie sich befand. Das Licht, das wie drei blendende Sonnen auf sie herabstrahlte. Das glänzende Gestell mit dem Tropfbehälter. Der Plastikschlauch, der über eine Nadel in ihre Vene führte.

»Bitte«, sagte sie. »Es tut weh. Es tut so weh …«

Sie ignorierten ihre Klage. Die Frau fixierte die Flasche, aus der es in ihre Vene tropfte, und der Mann ihre gespreizten Schenkel. Hätte er nur das kleinste Anzeichen von Lust gezeigt, hätte Molly etwas gehabt, über das sie verfügen konnte, eine Andeutung von Macht. Doch in seinem Blick entdeckte sie keinerlei Verlangen.

Die nächste Wehe kündigte sich an. Sie riß an den Gurten, wollte sich seitlich zusammenrollen und geriet vor Schmerz fast außer sich. Wütend warf sie den Kopf vor und zurück. Der Tisch wackelte, seine Stahlgestelle rappelten.

»Die Infusion reicht nicht aus«, sagte die Frau. »Sollten wir nicht zur Narkose greifen?«

»Dann verschwinden die Wehen«, antwortete der Mann. »Also keinerlei Anästhesie.«

»Ich will *raus* hier!« schrie Molly.

»Dieses Geschrei ertrage ich nicht«, sagte die Frau.

»Dann leiten wir die verdammte Geburt eben ein. Erhöhen Sie die Dosis.« Er beugte sich vor und fuhr mit seinen behandschuhten Händen zwischen Mollys Schenkel.

»Laßt … mich … raus hier!« japste Molly, und plötzlich versagte ihr die Stimme, als die nächste Schmerzwelle sie erfaßte. Die im selben Augenblick in sie eindringenden Finger des Mannes verstärkten den Schmerz noch, und sie schloß die Augen wieder. Tränen rannen über ihr Gesicht.

»Gebärmutterhals voll erweitert«, sagte der Mann. »Es ist fast da.«

Molly drückte den Kopf nach vorn. Sie stöhnte.

»Gut, die Geburt ist im Gang. Na los, Mädchen. Pressen.«

Molly preßte. Sie preßte die Worte heraus: »Leck mich.«

»Pressen, verdammt noch mal. Oder wir holen es auf andere Weise.«

»Leckt mich doch. Alle. Scheiß drauf …«

Die Frau schlug Molly so brutal ins Gesicht, daß ihr Kopf zur Seite flog. Einige Augenblicke lang lag sie benommen da. Die Wange brannte, ihr Blick verschwamm. Der Schmerz der letzten Wehe nahm ab. Sie spürte Flüssiges aus ihrer Vagina rinnen und hörte es auf eine Papierunterlage unter ihr tropfen. Ihr Blick wurde wieder klarer, und sie sah den Mann an. Entdeckte in seinem Gesicht den angespannten Ausdruck von Erwartung und Ungeduld.

Sie warten darauf, mir mein Baby wegzunehmen.

»Noch mehr Pitocin«, sagte der Mann. »Bringen wir es hinter uns.«

Die Frau manipulierte den Wehentropf, und einen Augenblick später spürte Molly die nächste Wehe kommen, diesmal so schnell und so heftig, daß ihre Gewalt sie schockte. Sie hob den Kopf, drückte das Kinn gegen die Brust und preßte. Blut schoß zwischen ihren Beinen hervor. Sie hörte es auf die Unterlage platschen.

»Pressen. *Los, pressen!*« kommandierte die Frau.

Die Schmerzen wuchsen ins Unerträgliche. Molly schnappte nach Luft und kämpfte. Ihr wurde schwarz vor Augen. Plötzlich explodierte ein neuer Schmerz in ihrem Kopf. Sie hörte sich selber schreien, aber es war ein ihr fremder Schrei, wie der Todesschrei eines sterbenden Tieres.

»Genau so. Los doch, los …«, sagte der Mann.

Sie preßte ein letztes Mal und spürte den Schmerz zwischen ihren Beinen, als dort etwas nach außen drang.

Und dann war alles, Gott sei Dank, vorbei. Völlig erschöpft lag sie schweißnaß da und konnte sich nicht mehr bewegen oder auch nur einen Ton herausbringen. Vielleicht überkam sie jetzt der Schlaf – sie war sich nicht sicher. Sie wußte nur, daß einige Zeit vergangen und im Raum Bewegung war. Wasser wurde ausgeschüttet, eine Schranktür zugeschlagen. Mit großer Anstrengung öffnete sie die Augen.

Zuerst blendete sie nur das Licht, die drei hellen Sonnen, die von oben auf sie herabstrahlten. Dann sah sie verschwommen den Mann zwischen ihren Schenkeln stehen und etwas in den Händen halten.

Es hatte Haare, derbe schwarze Büschel, mit Blut verklebt. Sein Fleisch war rosa und formlos, wie ein Klumpen Fleisch aus der Metzgerei, der schlaff in den Händen des Mannes lag. Er bewegte sich. Zuerst nur ein Zittern, dann ein heftiges Schütteln.

Der Klumpen zog sich zusammen, und die Haare sträubten sich wie das Fell einer erschrockenen Katze.

»Primitive Muskelfunktion«, sagte der Mann. »Außerdem haben wir rudimentäre follikuläre und dentale Strukturen. Extremitäten nur angedeutet.«

»Kochsalzlösung vorbereitet.«

»Nebenan alles klar?«

»Unser Patient liegt bereit. Wir brauchen nur noch das Gewebe.«

»Ich wiege eben mal ab.« Der Mann streckte den Oberkörper und legte den Klumpen Fleisch auf eine Waage nicht weit von Mollys Kopf.

Molly starrte den Klumpen an. Ein einzelnes Auge, lidlos, blicklos, starrte zurück.

Ihr Schrei war markerschütternd. Wieder und wieder schrie sie, und der Schrecken, der sie gepackt hatte, wuchs noch mit ihren immer lauter werdenden Schreien.

»Wir müssen sie zum Schweigen bringen!« sagte die Frau. »Sonst hört es am Ende noch der Patient!«

Der Mann stülpte eine Atemmaske über Mollys Mund und Nase und zwang sie, ein Gas einzuatmen. Sie riß das Gesicht zur Seite. Er packte ihr Kinn und hielt es fest, damit sie das gefährliche Gas einsog. Doch Molly schnappte den kleinen Finger des Mannes mit den Zähnen und biß in Panik zu wie ein wildes Tier. Der Mann schrie auf.

Ihre Schläfe traf ein so heftiger Schlag, daß sie nur noch Sterne sah.

»Verfluchte Schlampe!« japste der Mann.

»Mein Gott, Ihr Finger …«

»Die Spritze. Her mit der Spritze!«

»Welche?«

»Kalium. *Aber gleich.*«

Molly öffnete langsam die Augen. Sie sah die Frau über sich gebeugt stehen, eine Spritze in der Hand. Sie beobachtete, wie die Nadel in den Schlauch gestochen wurde.

Langsam spürte sie, wie es in ihrem Arm zu brennen begann.

Gequält schrie sie auf und versuchte sich loszureißen, aber die Gurte hielten sie gefesselt.

»Alles«, schnauzte der Mann. »Geben Sie ihr die ganze verdammte Ladung.«

Die Frau nickte. Sie drückte den Kolben ganz nach unten.

Das Ergebnis war überwältigend. Eingebettet in Strudel von embryonalem Gehirngewebe hatten sich mindestens dreiunddreißig separate Hypophysen gebildet, mehr, als bisher jemals ein embryonales Implantat hervorgebracht hatte. Die Zellen erschienen unter dem Mikroskop gesund und intakt, und die Blutuntersuchungen des Mädchens hatten ebenfalls nur normale Werte ergeben. Sie konnten es sich auch nicht mehr leisten, neue Infektionen zu übertragen. Den Fehler hatten sie bei der ersten Gruppe der Empfänger gemacht, als sie die intakten Fötusse aus den Uterussen der dazu angeworbenen Frauen aus einem Dorf in Mexiko entnommen hatten. Einem Dorf, in dem Rinder bereits in Massen verendeten.

Das jetzige Gewebe hatten sie aus einem genetisch manipulierten Embryo im eigenen Labor entwickelt. Er wußte, daß es sauber und keimfrei war.

Dr. Gideon Yarborough präparierte drei Hypophysen heraus und versenkte sie in einem Fläschchen Trypsin, das auf siebenunddreißig Grad Celsius aufgewärmt war. Der

Rest des Fötus – wenn man den Klumpen Fleisch denn so bezeichnen mochte – wurde abgewaschen und in eine Salzlösung gelegt. Da schwamm er nun in der Flüssigkeit mit seinem blauen Auge, das aus der Oberfläche ragte und ihn ansah. Hinter dem Auge befand sich kein funktionierendes Gehirn, keine Seele, und doch gab es Yarborough einen Ruck. Er deckte das Glas zu und stellte es zur Seite. Später würde er dann die restlichen Hypophysen herauspräparieren. Eine reiche Ernte würde es werden, genug für die Versorgung von zehn Patienten.

Zwanzig Minuten waren vergangen.

Er wusch das Fläschchen mit den drei Hypophysen mit einer Salzlösung ab. Inzwischen hatte das Trypsin das Gewebe aufgelöst, und in der Flasche schwamm eine trübe Brühe. Sie enthielt nun keine fest in sich zusammenhängenden Hypophysen mehr, sondern einzelne Zellen in Suspension. Die Grundstruktur einer neuen Master-Drüse. Vorsichtig zog er die Suspension in eine Spritze und brachte sie in den Raum nebenan, wo seine Assistentin auf ihn wartete.

Der Patient lag, leicht durch Valium sediert, auf dem Behandlungstisch. Ein achtundsiebzig Jahre alter Mann mit zufriedenstellendem Gesundheitszustand, der langsam sein Alter gespürt hatte. Der seine Jugend zurückhaben und dafür auch bezahlen wollte; eine gewisse Unbequemlichkeit mit der Chance auf eine Verjüngungskur auf sich zu nehmen bereit war.

Jetzt lag der Mann, den Kopf fest in einem stereotaktischen Operationsgerät fixiert, auf dem OP-Tisch. Über eine Röntgenröhre wurde ein Bild auf einen 32-cm-Bildschirm übertragen. Es zeigte den Türkensattel mit dieser kleinen knöchernen Vertiefung, in der die gealterte Hypophyse des Patienten ruhte.

Yarborough sprühte ein Lokalanästhetikum in das rechte Nasenloch des Patienten und tupfte mit einer Kokainlösung nach.

Dann schob er eine lange Nadel durch das Nasenloch nach oben und injizierte noch mehr von dem Betäubungsmittel in die Schleimhaut.

Der Patient murrte unwillig.

»Ich betäube nur die Umgebung, Mr. Luft. Es geht Ihnen gut.«

Er gab die Betäubungsspritze an seine Assistentin zurück.

Und griff nach dem Bohrer.

Es war ein simpler Spitzbohrer mit fast nadelfeiner Spitze. Er setzte ihn oberhalb des Nasenlochs an. Das Bild auf dem Schirm half ihm, den richtigen Weg durch den Knochen zu finden, und die Spitze bohrte sich langsam von unten durch das Keilbein. Als sie in der Keilbeinhöhe war und die Dura propria, die die Hypophyse umgebende Membran, durchstach, schrie der Patient auf, und seine Muskulatur spannte sich an.

»Es läuft alles bestens, Mr. Luft. Das Schlimmste haben wir jetzt hinter uns. Der Schmerz ist schon vorbei.«

Wie Yarborough vorausgesagt hatte, entspannte sich der Patient langsam wieder, und seine Beschwerden verschwanden.

Das Durchstechen der Dura verursachte immer diese kurze Schmerzattacke im Stirnbereich. Sorgen machte das Yarborough nicht.

Seine Assistentin reichte ihm die Spritze mit der Zellsuspension.

Yarborough führte die Nadelspitze durch das gerade gebohrte Loch im Keilbein. Vorsichtig drückte er den

Inhalt der Spritze in den Türkensattel. Er sah die Zellen sich in ihrer neuen Umgebung ausbreiten, wachsen, sich zu gesunden neuen Kolonien ausbreiten. Zellkraftwerke, die die Hormone eines jungen Hirns in den Körper pumpten. Hormone, die Mr. Luft selbst nicht mehr zu produzieren vermochte.

Er zog die Nadel wieder heraus. Keinerlei Blutungen waren aufgetreten, eine gute, saubere Arbeit.

»Es hat perfekt geklappt«, sagte er zu seinem Patienten. »Wir werden das stereotaktische Gerät jetzt entfernen, und Sie sollten noch etwa eine halbe Stunde liegen bleiben, während wir Ihren Blutdruck überwachen.«

»War es das?«

»Wir sind fertig. Sie sind mit fliegenden Fahnen durchs Ziel.«

Er nickte seiner Assistentin zu. »Ich bleibe und beobachte ihn. Wenn er fertig zum Aufbruch nach Brant Hill ist, rufe ich den Wagen.«

»Was machen wir mit …« Seine Assistentin sah zur Tür, die in den anderen Raum führte.

Yarborough zog die Handschuhe aus. »Darum kümmere ich mich dann auch, Monica. Sie machen sich an das andere Problem.«

Das Thermometer an der Wand zeigte knapp zwei Grad Celsius.

Toby saß zusammengekauert in einer Ecke, die Knie unter das Kinn gezogen, mit einer Plastikplane über den Schultern. Sie hatte als Leichentuch gedient, und so strömte sie noch den Formalingeruch aus. Zuerst war sie vor der Idee zurückgeschreckt.

Bei dem Gedanken, einem Toten die Decke wegzu-

ziehen, um sie selber zu benutzen, war ihr fast schlecht geworden. Aber dann hatte sie vor Kälte zu zittern begonnen und gewußt, daß sie keine andere Wahl hatte. Nur so konnte sie ihre restliche Körperwärme bewahren.

Doch nur am Leben zu bleiben war nicht genug. Stunden waren inzwischen vergangen, und Hände und Füße hatten jedes Gefühl verloren. Zumindest hatte damit ihr Arm aufgehört zu schmerzen. Aber auch das Nachdenken fiel ihr schwer. Sie versuchte im Augenblick nur noch sich einzuhämmern, daß sie auf keinen Fall einschlafen durfte.

Und bald würde ihr sogar das nicht mehr gelingen.

Ihr Kopf sank hin und wieder fast auf den Boden herab, und die Gliedmaßen wurden schlaff und schlaffer. Zweimal zitterte sie sich wieder wach und merkte dabei, daß sie sich schon auf die Seite gelegt hatte. Das Licht war noch an. Dann schlief sie wirklich ein.

Und träumte. Nicht in Bildern, sondern in Tönen. Zwei Personen sprachen miteinander – ein Mann und Jane Nolan. Ihre Stimmen klangen verzerrt, metallisch. Sie hatte das Gefühl, als würde sie in einer schwarzen Flüssigkeit schwimmen, und ein angenehmer Hauch von Wärme fuhr über ihr Gesicht.

Dann fiel sie. Sie wurde wach und zuckte hoch. Sie hatte im Dunkeln auf der Seite gelegen. Unter ihrer Wange spürte sie einen Teppich.

Durch die Finsternis nahm sie einen Lichtschimmer wahr. Eine Tür fiel quietschend zu. Sie wollte sich bewegen, konnte es aber nicht. Die Hände waren ihr hinter dem Rücken gefesselt. Ihre Füße fühlten sich taub und nutzlos an. Sie hörte eine andere Tür zufallen, und dann wurde ein Motor gestartet.

»Sollten wir nicht das Tor schließen?« sagte ein Mann.

Eine weibliche Stimme antwortete. Es war Jane Nolans.

»Ich habe den Hund angebunden. Er rennt nicht raus. Fahren wir.«

Es ging über eine holprige Straße. Die Straße, die zum Haus führt, dachte Toby. Wohin brachten sie sie? Ein plötzlicher Stoß des Wagens ließ ihre linke Schulter gegen den Wagenbogen prallen, und fast hätte sie vor Schmerz aufgeschrien. Sie lag auf dem verletzten Arm. Die lindernde Kühle des Raums, in dem sie gewesen war, wirkte nun nicht mehr, und die Schmerzen waren wieder da. Mit einer gewaltigen Anstrengung drehte sie sich um und kam in Rückenlage, aber gleichzeitig war sie jetzt mit etwas Kaltem und Gummiartigem in Berührung gekommen. Dafür fiel immer wieder Licht von draußen herein, von Straßenlaternen und vorbeifahrenden Autos. Sie wandte den Kopf und wollte wissen, wogegen sie da gestoßen hatte. Sie blickte in das Gesicht einer der beiden Leichen.

Toby schnaufte vor Schreck so laut, daß ihre Entführer aufmerksam wurden. »Sie ist wach«, sagte der Mann.

»Fahr einfach weiter«, sagte Jane. »Ich verklebe ihr den Mund.«

Sie löste den Sicherheitsgurt und kroch nach hinten in den Van, kniete sich neben Toby und fummelte im Halbdunkel an einer Leukoplastrolle. »Habe nicht geglaubt, daß wir uns noch einmal sehen würden.«

Toby kämpfte mit ihren Fesseln, aber vergeblich. »Meine Mutter – Sie haben meiner Mutter etwas angetan …«

»Das ist nur Ihre eigene Schuld«, sagte Jane und schnitt ein Stück Leukoplast ab. »Sie waren ja wie besessen, Dr. Harper. Haben sich allzu viele Sorgen um ein paar alte Männer gemacht. Und was in Ihrem Haus vorging, haben Sie nicht einmal bemerkt.« Sie drückte den Streifen auf Tobys Mund und sagte spöttisch: »Und da meinen Sie, Sie seien eine gute Tochter.«

Drecksweib, dachte Toby. *Du mörderisches Drecksweib!*

Jane gluckste, während sie einen zweiten Streifen Leukoplast abschnitt. »Ich wollte Ihrer Mutter in Wirklichkeit gar nichts tun. Ich war nur bei Ihnen, um ein Auge auf Sie zu haben. Herauszufinden, wie weit Sie gehen würden. Aber dann rief Robbie Brace an diesem Abend bei Ihnen zu Hause an, und alles geriet uns völlig außer Kontrolle …« Sie klebte den nächsten Streifen über Tobys Mund. »Da war es schon zu spät, Sie einfach nur einen Unfall erleiden zu lassen. Zu spät, um Sie bloß zum Schweigen zu bringen. Den Toten glauben die Leute so gern.« Mit einem dritten Streifen verklebte sie Tobys Gesicht von einem Ohr zum anderen. »Aber glauben Sie einer Frau, die ihrer eigenen Mutter etwas angetan hat? Wohl kaum.« Sie musterte Toby für einen Moment, als begutachte sie ihr Werk. Im Halbdunkel des Wagens, nur ab und an erhellt von vorbeifahrenden Scheinwerfern, schienen Janes Augen wie von innen heraus zu glühen. Wie oft war Ellen aufgewacht und von denselben Augen angestarrt worden? *Ich hätte es wissen müssen. Ich hätte das Böse in meinem Haus spüren müssen.* Der Mann riß den Wagen um eine Kurve. Jane streckte den Arm aus, um sich abzustützen.

Nein, sie heißt nicht Jane, dachte Toby und verstand plötzlich. *Das ist Monica Trammell,* Wallenbergs Mitarbeiterin am Rosslyn Institute.

Es ging über eine kurvenreiche Straße. Der Van schwankte hin und her. Die Fahrbahn war so uneben, daß es sich um eine Schotterstraße handeln mußte. Toby spürte, wie die Leiche des alten Mannes gegen ihren Körper stieß. Der Wagen hielt an, und die Seitentür wurde aufgeschoben.

Toby sah vor dem mondlosen Himmel die Silhouette eines Mannes. »Gideon ist noch nicht da«, sagte der Mann. Es war Carl Wallenbergs Stimme.

Die Frau kletterte aus dem Wagen. »Für das hier hat er dazusein. Wir müssen alle hiersein.«

»Der Patient mußte noch stabilisiert werden. Gideon beobachtet ihn.«

»Wir können das hier nicht ohne ihn machen. Diesmal müssen wir die Verantwortung zusammen übernehmen, Carl. Jeder zu gleichen Teilen. Richard und ich haben schon zuviel gemacht.«

»Ich will das nicht; was wir hier vorhaben.«

»Du mußt. Ist das Loch ausgehoben?«

Die Antwort war ein Seufzer. »Ja.«

»Dann bringen wir es hinter uns.« Die Frau hatte sich zu dem Fahrer umgedreht, der inzwischen auch ausgestiegen war.

»Holt sie raus, Richard.«

Der Fahrer packte Tobys zusammengebundene Füße und zog sie halb heraus. Als Wallenberg sie an den Schultern faßte, stöhnte Toby auf.

Fast hätte er sie fallen gelassen. »Mein Gott! Sie *lebt* ja noch.«

»Nun mach schon«, sagte Monica.

»Mein Gott, müssen wir es wirklich so machen?«

»Ich habe keine Spritzen dabei. Es geht ganz unblutig. Ich möchte nicht, daß nachher irgendwelche Spuren zurückbleiben.«

Wallenberg holte ein paarmal tief Luft, faßte dann erneut Toby an den Schultern. Zusammen hoben die beiden Männer sie aus dem Van und trugen sie durch die Dunkelheit. Anfangs konnte sich Toby keine Vorstellung davon machen, wohin sie sie brachten. Sie merkte nur, daß sie sie über unebenen Boden trugen und daß die beiden Schwierigkeiten hatten, den Weg zu finden. Hin und

wieder fing ihr Blick etwas von Richard Trammell ein. Der Mond war aufgegangen. Sein weißblondes Haar glänzte im Licht. Sie sah den Sternenhimmel und davor einen Baukran. Wenn sie den Kopf etwas drehte, sah sie Licht durch einen Zaun schimmern, und sie erkannte das Gebäude: die Pflegestation von Brant Hill. Sie trugen sie zur Baugrube des neu geplanten Gebäudes.

Wallenberg stolperte, und Tobys Schultern rutschten ihm aus den Händen. Er ließ sie fallen. Ihr Kopf landete so heftig auf dem Boden, daß ihre Kiefer zusammenklappten. Ein Schmerz schoß ihr in die Zunge. Sie schmeckte Blut im Mund.

»Himmel noch mal«, murmelte Wallenberg.

»Carl«, sagte Monica mit harter, flacher Stimme. »Seht zu, daß ihr sie hinschafft.«

»Scheiß drauf. Mach *du* es doch!«

»Nein, das ist dein Job. Diesmal machst *du* dir die Hände dreckig. Und Gideon genauso. Jetzt bring es hinter dich.«

Wallenberg holte noch einmal tief Luft. Wieder hoben sie Toby auf und schleppten sie schnaufend zur Grube. Dort blieben sie stehen. Toby konnte Wallenberg direkt ins Gesicht sehen, aber den Ausdruck darin konnte sie im Mondlicht nicht erkennen.

Sie sah nur ein dunkles Oval und die flatternden Haare, als er sie zur Seite schwang und dann losließ.

Zwar war sie auf den Aufprall gefaßt gewesen, aber der plötzliche Schlag nahm ihr doch die Luft. Für einen Augenblick wurde ihr schwarz vor Augen. Erst mit der Zeit konnte sie wieder etwas erkennen. Über ihr war ein rundes Stück Himmel mit einer Handvoll Sterne zu sehen. Sie lag also auf dem Grund eines Lochs. Von den Seitenwänden rieselte ihr Erde in die Augen. Sie warf den Kopf auf die Seite und spürte Kies unter der Wange.

Die beiden Männer entfernten sich. *Jetzt*, dachte sie. *Das ist und bleibt meine einzige Chance.* Sie kämpfte mit den Fesseln, warf sich auf die eine Seite, dann auf die andere. Erde fiel von oben auf sie, wenn sie gegen die Wände der Grube trat. Es ging nicht. Hand- und Fußgelenke waren zu fest zusammengebunden, und der einzige Effekt ihres Reißens und Zerrens war, daß die Hände gefühllos wurden. Doch an ihrer Wange begann ein Klebestreifen, sich aufzurollen. Sie zog ihr Gesicht über den Kies und scheuerte sich die Haut wund. Langsam löste sich der Streifen.

Schneller. Schneller.

Der Staub, den sie aufwühlte, zwang sie zum Husten, und sie bekam das Gefühl zu ersticken. Wieder pellten sich zwei Zentimeter von dem Streifen ab. Ihre Lippen waren frei. Sie holte Luft und schrie los.

Oben am Rand der Grube erschien eine Gestalt und sah herunter. »Niemand kann Sie hören«, sagte Monica. »Das Loch ist ziemlich tief. Morgen wird es zu sein. Dann gießen sie die Fundamente.« Sie trat zurück, als die Männer wiederkamen, diesmal mit einer der Leichen. Sie warfen sie hinein. Sie landete neben Toby, der Kopf schlug gegen ihre Schulter. Sie prallte zurück, stieß gegen die Wand ihrer Höhle, und wieder rieselte Erde auf ihr Gesicht.

So sieht also dein Ende aus. Drei Gerippe in einer Grube. Zugedeckt von einer Betonschicht.

Die Männer gingen wieder, um die andere Leiche zu holen.

Noch einmal schrie Toby um Hilfe, aber ihre Stimme schien in dem tiefen Loch gefangen zu sein.

Monica kroch oben an den Rand. »Es ist kalt heute nacht. Alle haben ihre Fenster geschlossen«, sagte sie.

»Da hört keiner was.«

Toby schrie.

Monica warf ihr eine Handvoll Erde ins Gesicht. Toby mußte husten, drehte sich weg und sah wieder die Leiche neben ihr liegen. Monica hatte recht. Niemand hörte zu, niemand vernahm ihren Hilferuf.

Die Männer kamen zurück. Sie schnauften vor Anstrengung.

Die zweite Leiche fiel zu ihr herab.

Sie landete direkt auf Toby. Die Abdeckplane legte sich über ihr Gesicht und bedeckte es. Unter dem Gewicht des Körpers konnte sie sich kaum bewegen. Aber die Stimmen von oben hörte sie und auch die Schaufel, die in die Erde gestoßen wurde.

Die erste Ladung landete auf Tobys Beinen. Sie versuchte, die Erde herunterzuschütteln, aber da kam schon die zweite Schaufel, die dritte.

»Warten wir auf Gideon«, sagte Monica. »Er muß auch dabeisein.«

»Er kommt und macht dann den Rest. Wir machen solange einfach weiter«, sagte ihr Mann. Er brummte, und die nächste Ladung prasselte auf die Leichen herunter und rieselte in Tobys Haare. Noch einmal versuchte sie, sich unter dem Gewicht der Körper zu bewegen. Die Plane rutschte ein Stückchen weg. Sie konnte wieder sehen und starrte zu den drei Gestalten am Rand der Grube hinauf. Sie schienen es zu spüren und schwiegen für einen Moment.

»In Ordnung«, sagte Monica dann. »Füll auf.«

»Nein!« schrie Toby. Aber die Plane dämpfte ihre Stimme.

Außerdem hatte sie zu wenig Luft bei dem Druck, der auf ihr lastete.

Wieder flog eine Schaufel voll herab. Erde rann ihr in die Augen, über die Haare, legte sich um ihren Körper, bedeckte ihre Glieder. Sie strampelte, aber der andere Körper und die Erde, die sich häufte, machten sie unbeweglich. Der eigene Herzschlag dröhnte ihr in den Ohren. Sie atmete schwer. Dann warf sie einen letzten Blick zum Sternenhimmel und schob das Gesicht wieder unter die Plane.

Erde bedeckte ihren Kopf. Sie sah kein Licht mehr.

21

Jetzt war er mit dem Schaufeln an der Reihe.

Mit zitternden Fingern stieß er die Schaufel in die Erde und warf die erste Ladung hinein. Dann hielt er inne und blickte hinunter in das dunkle Loch. Die Frau da unten lebte noch. Ihr Herz schlug noch. Sie atmete noch. Sie wütete jetzt im Todeskampf, lag unter der Erdschicht im Sterben.

Er ließ die nächste Ladung hinunterfallen, hörte das beifällige Murmeln Monicas und fluchte leise darüber, daß sie ihn zu so einer demütigenden Arbeit zwang. Sicher, diese letzten Beweise mußten sie beiseite schaffen, diese beiden Leichen – die Opfer eines schrecklich danebengegangenes Experiments, das nie aufgedeckt werden durfte. Und sie.

Wir hätten uns die Spender genauer ansehen müssen. Wir hätten die Föten auf mehr als auf Befall durch Bakterien und Viren untersuchen müssen. Wir haben nie an die Möglichkeit von Prionen gedacht.

Doch Yarborough war wie besessen davon gewesen, die Zellen zu implantieren. Das Gewebe mußte frisch sein. Darauf hatte er bestanden. Die Zellsuspensionen mußten binnen sieben Tagen nach ihrer Gewinnung eingepflanzt werden, sonst würden sie in den Gehirnen ihrer neuen Wirte nicht überleben. Würden keine Kolonien bilden. Und dann war da die lange Liste der begierig wartenden Empfänger gewesen, drei Dutzend Männer und Frauen, die ihre Einlagen in Brant Hill gemacht hatten und Anspruch auf eine zweite Jugend erhoben. Ein Risiko gebe es nicht, hatten sie ihnen versichert. Und tatsächlich war es eine ungefährliche Prozedur: eine Lokalanästhesie,

die röntgenunterstützte Injektion der hypophysären Zellen ins Gehirn, und im Laufe weniger Wochen die allmähliche Verjüngung der Hypophyse des Besitzers. Er und Gideon hatten das dutzendemal ohne Komplikationen geschafft, bis dann Rosslyn das Projekt aus moralischen Gründen abbrach. Hätte man keine abgetriebenen menschlichen Föten dazu gebraucht, wäre die ganze Prozedur als medizinischer Durchbruch bejubelt worden. Ein Jungbrunnen, aus den Gehirnen der Ungeborenen und Ungewollten sprudelnd.

Ein Durchbruch, ja. Aber einer, der aus politisch-gesellschaftlichen Gründen für immer geächtet sein würde.

Er machte eine Pause, denn er war außer Atem; der Schweiß rann ihm die Stirn hinab, ließ ihn zittern. Das Loch war jetzt nahezu voll. Staub mußte inzwischen in die Lungen der Frau gedrungen sein, mußte sie ersticken. Die Gehirnzellen würden nicht mehr mit Sauerstoff versorgt. Das Herz würde seine letzten verzweifelten Schläge tun. Er mochte Toby Harper nicht, er war dafür, daß man sie zum Schweigen brachte, doch er wünschte ihr einen barmherzigen Tod und dazu keinen, der ihn selbst noch jahrelang verfolgen würde.

Nie hatte er daran gedacht, jemanden zu töten.

Sicher, ein paar Föten waren geopfert worden, aber nur anfangs. Inzwischen benutzten sie dieses geklonte Gewebe, an dem kaum etwas Menschliches war. In die Gebärmutter eingepflanzt, wuchs es dort heran. Er hatte keine Schuldgefühle, was diese Herkunft des Gewebes anging. Auch seine Patienten hatten keinerlei Bedenken gehabt. Sie *wollten* das Zeug, und sie waren bereit, dafür zu bezahlen. Solange Brant Hill über all das nichts Genaueres wußte, war seine Arbeit weitergegangen, und das Geld war munter in seine Taschen geflossen.

Doch dann waren Mackie und nach ihm die anderen gestorben.

Jetzt ging es nicht mehr um das Geld, das er verlieren würde.

Jetzt ging es um seine Position, seine Reputation. Seine Zukunft.

Sind die einen Mord wert?

Wenn er auch weiter Erde in das sich schnell füllende Loch schaufelte, war er sich doch qualvoll bewußt, daß diese Frau da unten starb. *Aber sterben wir nicht alle einmal? Die einen eines mehr, die anderen eines weniger schrecklichen Todes?* Er setzte die Schaufel ab. Ihm wurde übel.

»Noch mehr Erde. Es muß ganz eben werden«, sagte Monica. »Es muß ganz natürlich aussehen. Die Bauarbeiter dürfen nichts merken.«

»Mach selber weiter.« Er warf ihr die Schaufel vor die Füße. »Ich habe genug getan.«

Sie griff danach und musterte ihn einen Augenblick lang. »Ja, das nehme ich an«, sagte sie schließlich. »Und jetzt steckst du genauso tief drin wie Richard und ich.« Sie holte tief Luft, stellte den Fuß auf das Schaufelblatt und wollte gerade die nächste Ladung hinunterwerfen.

Da sagte Richard: »Yarborough kommt.«

Wallenberg drehte sich um und sah Scheinwerfer auf sie zukommen. Yarboroughs schwarzer Lincoln bog in den Schotterweg ein und blieb vor dem Bauzaun stehen. Die Fahrertür ging auf und fiel wieder zu.

Helles Licht beleuchtete die Baugrube. Wallenberg stolperte zurück und hielt geblendet die Hand vor die Augen. Er hörte die Reifen eines anderen Wagens im

Schotter durchdrehen, noch einmal zwei Türen zuschlagen und dann Fußtritte.

Er blinzelte, als die Silhouetten sich plötzlich vor dem Scheinwerferlicht bewegten. *Das ist nicht Yarborough,* dachte er. *Wer dann?* Zwei Männer kamen auf sie zu.

Frische Luft strömte in ihre Lungen, so kalt, daß sie in Kehle und Bronchien weh tat. Sie holte noch einmal Luft und noch einmal, hustete, sog sie wieder in tiefen Zügen ein. Etwas wurde ihr auf das Gesicht gedrückt. Sie wehrte sich dagegen, schlug nach den Händen, die ihren Kopf hielten. Sie hörte Stimmen.

Zu viele, um einen von ihnen zu erkennen. Alle redeten durcheinander.

»Geben Sie ihr den Sauerstoff!«

»Sie wehrt sich dagegen …«

»Hey, ich brauche Hilfe! Ich kriege die I.v.-Kanüle nicht rein.«

Sie wand sich, krallte sich blindlings fest. In der Ferne leuchtete ein Licht, und sie kämpfte, um den Weg dorthin freizubekommen, bevor das Licht wieder in der Dunkelheit verschwand.

Doch ihre Arme waren wie gelähmt. Etwas drückte sie nieder.

Die Luft, die sie atmete, roch nach Gummi.

»Toby – hör auf, dich zu wehren!« Sie spürte eine Hand, die ihr Gelenk faßte, als wolle sie sie aus dem Dunkeln emporziehen.

Und plötzlich schien jemand einen schwarzen Vorhang vor ihren Augen wegzureißen. Sie tauchte auf in eine Flut hellen Lichts. Sah Gesichter auf sich herabschauen. Sah noch mehr Lichter, blaue und rote, die sich drehten.

Schön, dachte sie.

Diese Farben – so wunderschön. Ein Funkgerät krachte. Die Polizei war da.

»Kommen Sie mal, Doc, und sehen Sie sich das an«, sagte der Cop.

Dvorak reagierte nicht. Er sah der Ambulanz nach, deren Rücklichter auf dem Schotterweg auf und ab tanzten. Sie würden Toby ins Springer Hospital bringen. Dort sollte sie heute nacht nicht allein sein, dachte er. Ich werde bei ihr sein. Ich möchte bei ihr sein. Bei ihr bleiben.

Er drehte sich zu dem Cop um und merkte, daß er nicht ganz fest auf den Beinen stand. Er zitterte sogar. Die Nacht war zum künstlichen Tag geworden. All die Streifenwagen, all dieses Licht. Und draußen am Bauzaun hatten sich Zuschauer eingefunden – die üblichen Neugierigen, die es an einen Unglücksort zog, an einen Tatort. Doch die hier waren älter als normalerweise. Es waren Bewohner von Brant Hill, die die vielen Sirenen gehört hatten und sehen wollten, was passiert war. In ihren Bademänteln waren sie hergekommen und standen nun wie bei einer Prozession am Zaun und starrten durch den Maschendraht in die Baugrube hinab, wo jetzt zwei Leichname unbedeckt auf dem Boden lagen. Daß sie das in lockerer Stimmung ließ, konnte man gerade nicht erwarten. Dafür war ihnen der Tod wohl schon zu nah, als daß ihnen auch noch muntere Bemerkungen eingefallen wären.

»Detective Sheehan wartet auf Sie«, sagte der Cop. »Er ist der einzige, der sie sich bisher genauer angesehen hat.«

»Wen?«

»Die Leiche.«

»Noch eine?«

»Ich fürchte, ja.«

Dvorak stolperte hinter dem Cop hinterher in Richtung Zaun.

»Sie lag im Kofferraum des Wagens«, keuchte der Cop und kletterte weiter.

»Von welchem Wagen?«

»Dr. Yarboroughs Lincoln. Der, dem wir vom Howarth-Gebäude hierhergefolgt sind. Sieht so aus, als habe er noch im letzten Augenblick etwas zur Beerdigung beisteuern wollen. *Das* haben wir nun nicht erwartet, als wir den Kofferraumdeckel aufmachten.«

Sie gingen an der Gruppe alter Zuschauer vorbei zu Yarboroughs Wagen, der neben dem Zaun stand.

Detective Sheehan stand neben dem offenen Kofferraum. »Heute abend kommt es dicke«, sagte er.

Dvorak schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, ob ich heute abend noch mehr verkrafte.«

»Sie sind aber okay, Doc, oder?«

Dvorak sah ihn an und dachte an die vor ihm liegende Nacht.

An die Stunden, die es dauern würde, bis er an Tobys Bett säße.

Dagegen war nichts zu machen. Das hier mußte getan werden. Er zog ein Paar Latexhandschuhe aus der Tasche. »Also dann, an die Arbeit«, sagte er und sah in den Kofferraum.

Sheehan richtete seine Taschenlampe auf das Gesicht der Toten.

Eine Zeitlang brachte Dvorak kein Wort heraus. Er sah dem Mädchen ins Gesicht, erkannte den Bluterguß, der ihre zarte Haut entstellte, die grauen Augen, offen und blicklos. Aus ihnen hatte einmal eine Seele geblickt, und er hatte ihren Schein gesehen. *Wo bist du wohl jetzt?*

fragte er sich. *Hoffentlich an einem Ort, wo es dir gutgeht. Wo es warm ist und freundlich und sicher.*

Sanft schloß er ihr die Augen.

Draußen im Gang lachten Schwestern und unterhielten sich. Es riß Dvorak aus einem unruhigen Schlaf. Er öffnete die Augen.

Tageslicht fiel durch das Fenster herein. Er saß in einem Sessel neben Tobys Krankenhausbett. Sie schlief noch, atmete ruhig und stetig. Auf ihren Wangen lag ein rosa Schimmer. Den Schmutz hatten sie ihr letzte Nacht größtenteils vom Gesicht gewischt, doch in ihrem Haar glänzten noch ein paar Sandkörner.

Er stand auf, streckte sich und massierte den steif gewordenen Nacken. Wenigstens kam heute die Sonne heraus, dachte er beim Blick aus dem Fenster. Nur ein schmaler Wolkenfetzen zog über den Himmel.

Hinter ihm murmelte eine Stimme: »Ich hatte einen furchtbaren Alptraum.«

Er sah sich um und begegnete Tobys Blick. Sie streckte ihm die Hand entgegen. Er umschloß sie warm mit seinen beiden Händen und setzte sich zu ihr.

»Aber es war gar kein Traum, nicht wahr?« sagte sie.

»Nein. Ich fürchte, er war nur zu wahr.«

Sie lag einen Augenblick schweigend da und runzelte die Stirn, als versuchte sie, alle ihre Erinnerungsfragmente zu einem verständlichen Ganzen zusammenzubringen.

»Wir haben nun ihre Krankengeschichten gefunden«, sagte Dvorak.

Sie sah ihn fragend an.

»Sie haben über alle Transplantationen Buch geführt. Neunundsiebzig Aktenordner, im Keller des Howarth

Building aufbewahrt. Personalien von Patienten, Behandlungsprotokolle, Katamnesen von Schädeleingriffen.«

»Sie haben die Daten kompiliert?«

Er nickte. »Um ihre Erfolgsmeldungen zu unterfüttern. Wie es aussieht, haben die Implantate etwas gebracht.«

»Und gefährlich waren sie auch«, fügte sie leise hinzu.

»Ja. Anfang letzten Jahres gab es eine Gruppe Patienten, bei denen Wallenberg noch mit abgetriebenen Föten gearbeitet hat. Fünf Männern wurden Implantate aus dem gleichen fötalen Zellenpool appliziert. Sie wurden alle zur gleichen Zeit infiziert. Es dauerte ein Jahr, bis sich beim ersten Symptome zeigten.«

»Dr. Mackie?«

Er nickte.

»Du sprachst von neunundsiebzig Aktenordnern. Was ist mit all den anderen Patienten?«

»Sie leben und sind gesund. Sind aufgeblüht. Womit wir vor einem moralischen Dilemma stehen. Was, wenn diese Behandlungsmethode wirklich anschlägt?«

Ihr verwirrter Gesichtsausdruck sagte ihm, daß sie seine Bedenken teilte.

Wie weit dürfen wir gehen, um das Leben zu verlängern? Wieviel an Humanität opfern wir dabei?

Plötzlich sagte sie: »Ich weiß, wo wir Harry Slotkin finden.«

Sie sah ihn mit einem erschreckend klaren Blick an. »In Brant Hill – in dem neuen Flügel mit dem Schwesternwohnheim. Vor ein paar Wochen haben sie die Fundamente gegossen.«

»Ja, Wallenberg hat davon gesprochen.«

»Wallenberg hat es erwähnt?«

»Sie liefern sich jetzt gegenseitig ans Messer. Wallenberg und Gideon gegen die Trammells. Es ist ein Wettlauf darum, wer wem was anhängt. Im Moment scheinen die Trammells am tiefsten drinzustecken.«

Toby sagte nichts mehr und sammelte Mut für die nächste Frage: »Wer hat Robbie auf dem Gewissen?«

»Richard Trammell. Die Waffe war auf seinen Namen registriert. Wir nehmen an, daß die ballistische Überprüfung es bestätigt.«

Sie nickte und nahm die schmerzliche Nachricht schweigend zur Kenntnis. Er sah Tränen in ihre Augen steigen und beschloß, ihr das von Molly später zu erzählen. Es war jetzt nicht der Zeitpunkt, sie mit noch einer Tragödie zu belasten.

Es klopfte. Vickie trat ins Zimmer. Sie wirkte blasser als in der Nacht, als sie Toby zum erstenmal besucht hatte. Blasser und seltsam ängstlich. Sie blieb ein paar Schritte vom Bett entfernt stehen, als zögere sie näher zu treten.

Dvorak stand auf. »Ich lasse euch beide am besten allein«, sagte er.

»Nein, bitte nicht«, sagte Vickie. »Sie müssen nicht gehen.«

»Ich gehe nicht weg.« Er beugte sich zu Toby und gab ihr einen Kuß. »Aber ich warte draußen.« Er richtete sich auf und ging zur Tür.

Dort blieb er stehen und blickte zurück.

Vickie riß sich mit einemmal wie von einer unsichtbaren Fessel los, war mit drei schnellen Schritten am Bett ihrer Schwester und nahm Toby in die Arme.

Dvorak wischte sich mit der Hand über die Augen und verließ leise das Zimmer.

Zwei Tage später.

Das Atemgerät war auf zwanzig Züge pro Minute eingestellt.

Jedem Schub folgte ein Seufzer, mit dem die Luft wieder aus den Lungen entwich. Toby tat der Rhythmus wohl, während sie ihrer Mutter die Haare kämmte und ihren Körper und die Gliedmaßen wusch. Der Waschlappen glitt über Stellen, die ihr zu vertraut waren. Den sternförmigen Pigmentfleck am linken Arm. Die Narbe von der Biopsie an der Brust. Den arthritischen Finger, wie ein Krummstab gebogen. Doch die Narbe da am Knie – woher hatte Ellen die? Sie sah alt aus, gut verheilt, fast nicht mehr zu sehen. Wahrscheinlich stammte sie aus der Kindheit ihrer Mutter. Das helle Licht der Intensivstation offenbart erst, dachte sie, was Mom all die Jahre schon gehabt hatte und ihr nie aufgefallen war.

»Toby?«

Sie drehte sich um und sah Dvorak in der Tür der kleinen Kabine. Wahrscheinlich stand er dort schon eine ganze Weile. Sie hatte ihn nicht kommen gehört. Das war einfach so Dvoraks Art. In den anderthalb Tagen, die sie jetzt im Krankenhaus war, wachte Toby zum Beispiel auf und glaubte, allein zu sein. Dann mußte sie nur den Kopf drehen, und schon sah sie, daß er bei ihr saß, schweigend und unauffällig, daß er sie bewachte. So wie jetzt.

»Deine Schwester ist gerade gekommen«, sagte er. »Dr. Steinglass ist auf dem Weg hierher.«

Toby sah auf ihre Mutter hinab. Ellens Haar lag über das Kopfkissen gebreitet. Es sah nicht aus wie das Haar einer alten Frau, sondern wie die dichte Mähne eines jungen Mädchens, hell, wie vom Wind zerzauste Silberfäden. Toby beugte sich über ihre Mutter und berührte mit ihren Lippen Ellens Stirn.

»Gute Nacht, Mom«, flüsterte sie und ging hinaus. Auf der anderen Seite der Sichtscheibe setzte sie sich neben Vickie. Dvorak stand hinter ihnen. Sie sahen ihn nicht, spürten aber seine Gegenwart. Durch die Scheibe sahen sie Dr. Steinglass zum Beatmungsgerät gehen. Er sah Toby mit schweigendfragendem Blick an.

Sie nickte.

Er schaltete die Maschine ab.

Ellens Brust hob und senkte sich nicht mehr. Zehn Sekunden vergingen schweigend.

Vickie griff nach Tobys Hand und drückte sie fest.

Ellens Brust bewegte sich nicht mehr.

Vom ersten Tag unserer Geburt an ist der Tod das Ziel, auf das wir hintreiben, dachte Toby. *Nur den Tag und die Stunde, wann wir ankommen, wissen wir nicht.*

Für Ellen war die Reise an einem Nachmittag im Spätherbst um zwei Uhr fünfzehn zu Ende.

Daniel Dvorak mochte dem Tod in zwei oder in vierzig Jahren begegnen. Er könnte sich mit einem Tremor in den Händen melden oder ohne jede Vorwarnung in der Nacht, während seine Enkel im Zimmer nebenan schliefen. Er würde lernen, mit dieser Unsicherheit fertig zu werden, wie das die Menschen mit all diesen Unsicherheiten in ihrem Leben tun mußten.

Und wir?

Toby preßte die Hände gegen die Scheibe und spürte mit den Fingerspitzen ihren Puls, warm und fest. *Einmal bin ich schon gestorben,* dachte sie.

Das hier war ein ganz neues Leben.